UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Gesammelte Werke

von

Hermann Kurz.

Mit einer Biographie des Dichters,

herausgegeben von

Paul Heyse.

Achter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

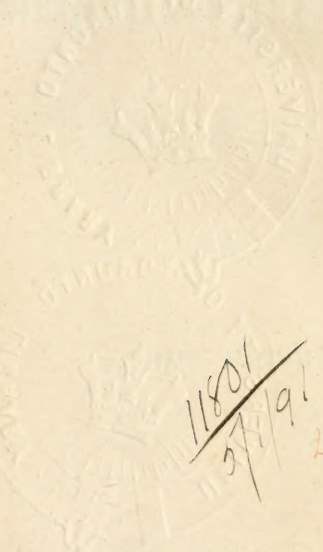
LG.
K969

Jugenderinnerungen.

Von

Hermann Kurz.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.



11801
3/1/91

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Fünf Bücher Denk- und Glaubwürdigkeiten 5

Das Wittwenstüblein 62

Bergmärchen 85

Das Wirthshaus gegenüber 124

Fünf Bücher
Denk- und Glaubwürdigkeiten.

Erstes Buch.

Erstes und einziges Capitel.

Nicht allein die Großen haben ihre Denkwürdigkeiten, auch die Kleinen haben sie. Beginnen wir also, weil es die Laune des Schicksals will, denkwürdige Begebenheiten und nachdenkliche Erinnerungen eines kleinen deutschen Reichsbürgers an das Licht zu stellen, von dessen Leben und Thaten, Freuden und Leiden wir schon in den vergangenen Winterabenden ein Langes und auch ein Breites, wie man sagt, zu reden unternommen haben.

Dieser kleine Biedermann wurde eines Tages, zum erstenmal ohne elterliche Begleitung, im alten Postwägelein nach der bucklichsten aller Universitätsstädte gesendet, nicht um allda zu studiren, was für seine dritthalb Fuß Höhe zu hoch gewesen wäre, sondern sich von den mütterlichen Großeltern ein wenig hätscheln zu lassen. War er doch als erster Enkel dort ein vielgeehrter Gast; der Großvater versah ihn freigebig mit Taschengeld, damit er sich seinen Nachtisch nach Gefallen besorgen könnte, falls die Großmutter es

je einmal daran hätte fehlen lassen, die jüngeren Schwestern der Mutter erzählten ihm Nachts vor dem Einschlafen schöne Märchen vom Schneeweißchen und Aschenbrödel, und wenn er Morgens die Augen aufthat, so bemühte sich eine Windmühle, die im Fenster surrte, ihn auf's gemüthlichste zu unterhalten.

Das Leben, das ihn hier umgab, war zwar nichts weniger als neumodisch, aber doch viel moderner als das Leben in der vormaligen Reichsstadt, in welcher er zu Hause war; denn da trug Alles einen tief alterthümlichen und, trotz der hohen finstern Mauern, etwas ländlichen Schnitt. So behaupteten wenigstens die benachbarten Universitätsbürger, die ihr Deutsch mit überfließendem Latein vermischt sprachen und sich Nachts durch die „Pauper", wie sie einen Chor von armen Currendeschülern nannten, aus dem Schlaf wecken ließen.

Diese neue Welt, die ihm aufgegangen war, stimmte ihn sehr unternehmend, so daß er bald noch höher und weiter trachtete. Es ging ihm nämlich im großväterlichen Hause zu stille her; auch hatte er noch keine Gespielen in der fremden Stadt. Da wurde es ihm auf die Länge immer länger, und eines schönen sonnigen Nachmittags war es ihm ganz eng um die Brust. Eh' er selbst recht wußte was er eigentlich im Schilde führe, war er schon vor der Stadt draußen. Dort führt ein hoher hölzerner Steg über den Neckarfluß. Man ersteigt ihn auf steinernen Stufen, kann sich bequem an das Geländer lehnen und zusehen, wie die graue Stadt, eitel auf ihre Runzeln, sich im Neckar spiegelt. Auf der andern Seite geht's wieder einige Stufen hinab. Ein kecker Student ist einmal darüber geritten.

Unser junger Herr marschirte frischweg über den Steg und dann weiter auf einem sanften Pfade unter breiten, uralten Linden fort. Wohin? In die Welt. Die Spaziergänger, die ihm begegneten, schienen sich über ihn zu wundern, getrauten sich aber nicht, ihn zu fragen noch zurechtzuweisen, so martialisch sah er aus. Er trug nämlich ein blaues Wämschen mit mächtigen Puffärmeln, und blaue

rothgestreifte Höschen, welche, in das Wämschen eingeknöpft, bis über die Brust heraufgingen, auf dem Kopfe aber ein stattliches Sammtbarett. Ferner hatte er sich einen Bandelier umgeschnallt, an welchem ein gewaltiger Säbel hing. Man hatte die Wahl, ob man ihn für einen Ritter oder Räuber halten wollte.

Wo die Lindenallee zu Ende ging, da kam eine breite mit Pappeln besetzte Fahrstraße daher, die bequem und lustig zu wandeln war. Unser Held bedachte sich lang, fand sie aber endlich zu breit für seine kleine Person, und da er bemerkte, daß der Fußpfad jenseits in den Feldern fortlief, so schritt er getrost über die Straße hinüber und verfolgte den eingeschlagenen Weg. Der Fußpfad ging gerade mitten in die Welt hinein, und in geringer Entfernung war bereits ein Dorf zu sehen. Wenn der kleine Herr größer gewesen wäre, so hätte er es schon von der Lindenallee aus erblickt; so aber mußte er noch eine Strecke gehen, bis es ihm zuletzt ganz vor der Nase lag. Auch hatte er die Gewohnheit, die Augen abwechselnd auf den Boden und an den Himmel zu werfen, weshalb er oft das Allernächste übersah, so zum Beispiel den Stock, mit der Tafel, worauf der Name des Dorfes geschrieben war. Den entdeckte er erst, als er ihm so nahe kam, daß er mit dem Kopf dagegen stieß und das Sammtbarett verlor. Er hob das Barett vom Boden auf und blickte den Stock verwundert an. Zwar merkte er wohl, daß auf der Tafel etliche Hühnerfüße gemalt waren, aber er hatte seine Gründe, sich nichts um diese zu bekümmern. Auf einmal sah er das Dorf, welches gar nicht weit von dem Stocke stand. Wer konnte froher sein als er? Jetzt hatte er schon die erste Station auf seiner Weltreise erreicht, und alsbald beschloß er in seinem Sinne, das sei Ofterdingen.

O ihr, der Heimath dunkelste und verlorenste Sagen, flüstert es leise, was ihn dort Halt zu machen bewog! Wollte er etwa nach dem großen Unbekannten, nach dem nie erforschten Heinrich von Ofterdingen spähen? Nein, der war ihm noch viel verborgener, als er es den gelehrten deutschen

Männern, der deutschen Sprache Kennern, bis zur Stunde geblieben ist. Sein Dichten und Trachten war nicht auf den Heinrich, sondern auf das „Appele" von Ofterdingen, oder vielmehr auf ihren Vater gerichtet, denn sie selbst hatte er daheim zurückgelassen an seinem elterlichen Herd, wo sie in Treuen und Ehren den Besen führte. Eigentlich hieß sie Apollonia; aber dieser schöne Name wurde ihr nicht gegeben, sondern man nannte sie in der Volkssprache die Appel oder etwas zarter das Appele. Da man nicht immer sicher war, ob sie das Gesicht im Morgenthau gewaschen hatte, und da ihre Hände meist die Farbe der Küche trugen, die nicht vorherrschend weiß ist, so hieß er sie wohl auch zuweilen seine Schmutzappel. Er mochte sie jedoch ungemein gut leiden, denn sie that Alles was sie ihm an den Augen absehen konnte. Nur küssen durfte sie ihn nicht. Dagegen ließ er sich gern von ihr versprechen, daß sie ihn, wenn sie einmal auf ein paar Tage Urlaub erhalte, nach Ofterdingen zu ihrem Vater mitnehmen und mit Butterbrod, Honig und Kirchweihkuchen bewirthen wolle.

Somit hatte der kleine Mann gewiß triftige Gründe, zu wünschen, daß das vor ihm liegende Dorf die Heimath seines guten Hauskobolds sei. Vom Wünschen aber zum Glauben ist es oft nur ein Schritt. Er ging also fürbaß und hielt mit majestätischem Säbelklirren seinen Einzug in das Dorf. Die Leute machten große Augen über den angehenden Wandersmann, er aber fragte Keinen. Hie und da rief ihm ein unartiger Bube ein Spottwort nach, aber er achtete nicht darauf. Sorgsam musterte er die Häuser, eines nach dem andern, und erwog, welches wohl das rechte sei. Leider jedoch war dies den Häusern nicht anzusehen. Auch stand an keinem geschrieben: „Hier wohnt des Appele's Vater!" und wenn das auch der Fall gewesen wäre, so würde es ihm doch nichts geholfen haben, da er, wie schon bemerkt, sich aus Geschriebenem nicht viel machte. Und hätte auch der bewußte Vater in Lebensgröße zu einem Fenster herausgesehen, so wäre dem kleinen Forscher abermals im Geringsten nicht gedient gewesen; denn er kannte den-

selben ja nur aus Appele's Erzählungen, aber nicht von Angesicht.

So war er nach und nach durch das ganze Dorf gewandert, und stand bei den letzten Häusern, an welchen ein Bach vorüberfloß. Das Bächlein war so hell; er weidete die Augen an dem unaufhörlichen Gerieſel und konnte sie nicht abwenden. Endlich kam ein Mann, kniete hin und wusch etwas im Wasser. Er erblickte den jungen Herrn und sah von Zeit zu Zeit mit neugieriger Theilnahme an ihm hinauf. Der junge Herr wurde ebenfalls aufmerksam auf ihn, sein Gesicht flößte ihm Zutrauen ein, und er beschloß daher ohne Zaudern, dies müsse der Mann sein, den er suche.

Er ging auf ihn zu und redete ihn an: „Seid Ihr meines Appele's Vater?"

„Wer ist das Appele?" fragte der Mann.

„Das Appele von Ofterdingen!" erwiderte der junge Herr, indem er sich auf den Säbel stützte.

„Ich bin keines Appele's Vater," sagte der Mann, „und hier ist auch kein Ofterdingen. Das liegt noch drei starke Stunden von da."

Ueber diese Rede wurde der junge Herr nachdenklich. Er hatte schon so einen großen Weg gemacht, und nun sollte er noch drei starke Stunden wandern? Ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß hinter diesem Zeitmaß ein ziemliches Stück Unendlichkeit stecken möge. Und dann von Ofterdingen erst noch vollends in die Welt hinein! Er hatte sich die Welt nicht so weitläufig vorgestellt.

Der Mann fragte ihn nun, woher er sei und was er vorhabe. Der junge Herr gab ihm hierüber einen zwar mangelhaften, aber in der Hauptsache vollkommen deutlichen Bescheid. Da erschrak der Mann, und schüttelte den Kopf, und hieß ihn geschwind wieder umkehren; die Welt sei viel zu groß für seine dreijährigen Beine; er solle froh sein, daß er Eltern und Verwandte habe, die für ihn sorgen. Endlich gab er ihm zu bedenken, daß die Seinigen wahrscheinlich schon jetzt in großer Angst um ihn seien.

Dem jungen Herrn leuchtete das ein. Der gutherzige Mann brachte ihn auf den Weg, der ihn hergeführt hatte, wünschte ihm glückliche Heimkunft, und so pilgerte er denn in Gottes Namen wieder nach der Stadt zurück, aber nicht so stolz, wie er von ihr ausgezogen war.

Ein Student hätte den ganzen Weg hin und her in weniger als einer Stunde gemacht. Unser Held brauchte den ganzen Nachmittag dazu; denn er blieb alle Augenblicke stehen, um den Wolken und den Vögeln nachzuschauen. Auch wurde er oft müde, und mußte dann immer wieder ausruhen. Als er zu dem Stege kam, der über den Neckar führt, da war es schon ziemlich dunkel, und als er das großväterliche Haus erreichte, war es sinkende Nacht.

Er hatte die Zeit zum Ausfliegen zweckmäßig gewählt. Seine Mutter war diesen Nachmittag angekommen, um nach ihm zu sehen, und hatte sich mit der Neuigkeit begrüßen lassen müssen, daß er spurlos verschwunden sei. Man schickte bei allen Bekannten in der Stadt herum: Niemand wußte etwas von ihm. Es wurde Abend und Nacht, schon sprach man von Austrommeln, der Großvater wollte ihn mit Fackeln im Flusse suchen lassen — da klirrte auf einmal, mitten in der größten Noth, sein Säbel auf der Treppe, und herein trat er, der junge Herr!

Der Empfang war etwas stürmisch. Er gestand jedoch unbefangen, daß er eine Reise in die Welt hinein gemacht habe und beinahe nach Ofterdingen gekommen wäre. Die Mädchen fingen an zu lachen, und die Großmutter rief, er sei ein ganzer Held. Zwei aber verbargen ihre Freude, die Mutter und der Großvater. Der Letztere ließ die Unterlippe tiefer und immer tiefer hängen, was, wie dem jungen Herrn nicht unbekannt war, böses Wetter bedeutete. Endlich sagte er: „Du kleiner Landstreicher, wart, ich will dir nachträglich das Viaticum verabreichen, damit du in Zukunft weißt, wo es zu haben ist, wenn du wieder in die Fremde gehen willst."

Er faßte ihn am Fittig, und — das war aber grobe Münze, dieses Reisegeld. Nachdem er dasselbe eingestrichen,

führte die Mutter den kleinen Abenteurer in die alte Reichsstadt zwischen den Bergen zurück, wo er hinter den hohen Mauern viele Wissenschaften und Tugenden, darunter auch im Lande zu bleiben und sich redlich zu nähren, lernen sollte.

* * *

So endete meine erste Ausfahrt — denn es wird nunmehr an der Zeit sein, die welthistorische dritte Person, in welcher ein Cäsar von seinen Thaten reden durfte, mit dem in diesem Falle verhältnißmäßig bescheideneren Ich zu vertauschen. Der alte Satz, daß das Reisen erfahrene Leute macht, hatte sich auch an mir bewährt; aber der Erfahrung war, mit jenem verstörten Grübler zu reden, „des Gedankens Bläße angekränkelt". Ich weiß nun zwar nicht, ob es mir in der Wiege gesungen war, durch heroische Fahrten, Abenteuer und Entdeckungen zwischen dem Nord- und Südpol die Zahl der großen Weltreisebilder zu vermehren, und ob ich somit, wie Mancher hienieden, meinen Beruf verfehlt habe. Doch ist es vielleicht nur dem tragischen Ausgang meiner Reise nach Osterdingen zuzuschreiben, daß ich oft von vielbewanderten Freunden hören muß, ich habe mich mehr als billig in die Heimath eingesponnen, und daß auch in der That alle meine Wanderungen auf diesem Erdenrunde bis jetzt nicht sehr weit über den zweiten deutschen Postkreis hinausgegangen sind.

Streiten kann man bei alledem, ob nicht die erste derselben, die ich gewissenhaft beschrieben habe, mit immerhin größerem Recht, als wie es auf einer gewissen Bibliothek Nielaus Klim's unterirdischen Reisen widerfahren ist, in das Fach der geographischen Schriften eingereiht werden dürfte.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Indessen habe ich gleichwohl auf der Stätte des so eben erzählten Mißgeschicks, wodurch mir ein ehrwürdiges Fach des Schriftenthums versperrt worden sein mag, eine Weihe erhalten, die mich wenigstens im Allgemeinen auf die druckpapierene Geisterwelt, auf ihre Werke und ihr Wesen vorbereitete. Dort habe ich nämlich die erste Bekanntschaft mit dem Kienruße gemacht, dessen dunkler Boden Lorbeeren, ja dann und wann sogar Dornen tragen soll, und habe die Befangenheit, welche ein junger Schriftsteller bei dem erstmaligen Anblick seines gedruckten Namens empfindet, frühzeitig ablegen gelernt. Noch hatte ich nichts von einem Goethe und Jean Paul gehört, kannte Schiller kaum dem Namen nach, wußte höchstens ein paar Gellert'sche Fabeln, vom Hut und vom grünen Esel, auswendig, und war doch schon ein gesetzter und gedruckter kleiner Mann.

Dies ging so zu.

Im obern Stockwerk des mütterlichen Elternhauses in der bucklichen Universitätsstadt lag ein geheimnißvolles Heiligthum, das mich bei meinen Besuchen dort noch mehr als die Leckerbissen der Großmutter anzog, und aus welchem ein

wundersames Schüttern und Beben das ganze Haus durchdrang. Ich hatte die Quelle dieses verborgenen Lebens bald ausgespürt, so daß dem alten Buchdruckerherrn, denn diesen wohlachtbaren Titel führte der Großvater, nichts andres übrig blieb, als seine nachgängige Genehmigung zu meinem Eintritt daselbst zu ertheilen. Man stieg eine steinerne Wendeltreppe empor, kam an verschlossenen düstern Magazinkammern vorüber, und dann befand man sich in den heiligen Hallen, aus welchen die akademischen Lehrbücher, Festreden, Preisschriften und Doctortheses hervorgingen. Hier wurde ich nun sehr heimisch, und erfreute mich einer Nachsicht, die nicht immer mit der feierlichen Würde und Stille des Orts im Einklang war. Wenn ich unten im Familienzimmer vermißt wurde, so durfte man bestimmt darauf rechnen, daß ich, nicht mehr an's Reisen denkend, in der Druckerei zu finden sein würde. Stundenlang konnte ich den Pumpenbewegungen des noch in der Wiegenzeit der Kunst schwebenden Preßbengels, dem Zusammenpochen der Ballen, dem wunderschnellen Letternfluge über dem Setzkasten zusehen, und der eigenthümliche Geruch der frischgedruckten Bogen hatte für mich einen Reiz, der mir bis zu diesem Augenblicke geblieben ist.

Nun weiß ich nicht, ob ich von selbst auf den Einfall kam, oder ob er mir von einem Gnomen der Druckerei eingegeben wurde: kurz, eines Tages erschien ich triumphirend in den unteren Gemächern und wies meine rechte Hand vor, in deren innerer Fläche mein Vor- und Zuname mit stolzen rothen Lettern gedruckt zu lesen stand. Aber diese erste literarische Auszeichnung fand wenig Beifall, und alle Toilettenkünste wurden angewendet, um das auftauchende Gestirn wieder auszulöschen. Ich hielt stille wie ein Lamm; sobald es jedoch gelungen war, die Buchstaben bis auf einige unkenntliche Flecken zu vertilgen, so schlich der kleine Unsterblichkeitsaspirant in die Druckerei zurück, deren muthwillige Vasallen ihm alsbald zur Wiederholung des Preßvergehens behilflich waren.

Auf diese Weise entstand eine lebhafte Gegenwirkung

zwischen Ober- und Unterhaus. Oben suchte sich der jugendliche Produktionsdrang, das kecke Streben nach Oeffentlichkeit geltend zu machen; unten lauerte die Kritik mit ihren ätzenden Mitteln, um den kaum gedruckten Namen der Vergessenheit zu übergeben. Aber bald roth bald schwarz gedruckt, immer wieder strebte der Name an den Tag, und er war eben im besten Zuge, die Todtschweigekunst zu ermüden, als die guten Mädchen sich endlich hinter den alten Herrn steckten, der denn auch sofort sein kategorisches Non imprimatur an die Druckerei erließ. Zu spät! Farbe und Oel brachten sie zwar durch Bürsten und Reiben wieder weg, nicht aber die Vorbedeutung, die in dem kindischen Spiele lag, nicht das unverlöschliche typische Gepräge, mit welchem meine Schreibehand in der akademischen Druckerei gestempelt worden ist.

Zweites Capitel.

Daß es jedoch mit den Dornen, die nicht selten am Buchstaben kleben, seine Richtigkeit hat, das habe ich in etwas späterer Zeit zwar, doch früh genug im Leben erfahren müssen.

Ich hatte das Abc nach guter alter Methode gar vergnüglich erlernt — noch stehen sie mir vor den Augen, die großen mit den einzelnen Buchstaben bedruckten Würfel, die eigens als Lernspiel in usum Delphini von der großväterlichen Presse geliefert, sich zu jeder beliebigen Silbenbildung zusammensetzen ließen — hatte längst die „deutsche Schule" hinter mir, wo der alte republikanische Schulmeister vom vorigen Jahrhundert her, der Herrscher im Hochsitz, unbeweglich thronte, hatte mich, „nicht immer froh", durch Mensa und Amo zur Syntax heraufgedient, und lernte nun „im engen Kämmerlein vom dicken Cicero verschimmeltes Latein" —

da wurde ich einst zu Weihnachten mit einer kleinen Handpresse überrascht, die der Großvater zur Aufmunterung des lernenden Enkels herübergesendet hatte. Noch der Weihnachtsabend sah die edle freie Kunst in Arbeit gesetzt, und unverzüglich ging eine in den Bahnen der Hogarth'schen Schönheitslinie laufende, also tiefgebückte lateinische Danksagung aus der kleinen Presse hervor. Aber auch noch an dem gleichen Abend regte sich der Geist, der da nimmer ruht noch rastet, und gab mir den Gedanken ein, das Geschenk zu einem Werkzeuge der Schalkheit zu benutzen.

Sorgfältig verbarg ich die Presse vor den Schulgenossen, aber um so lebhafter entfaltete sie im Stillen ihre Wirksamkeit, welche schon nach wenigen Tagen die ganze Schule in Aufruhr setzte. Da und dort, hin und wieder fand man auf den Schultischen Blätter liegen, die trotz der allsogleich erregten Neugier und trotz des grimmigsten Aufpassens immer wieder ihren Weg vor die Plätze des einen und des andern Kameraden zu finden wußten. Dieselben waren mit lateinischen Uncialen, dem einzigen Alphabet, das ich besaß, gedruckt, und enthielten neckende Verse, die, wie harmlos sie auch gemeint sein mochten, doch als entsetzliche Pasquille aufgenommen wurden. Wenn auch fast nichts weiter darin stand, als die Mißnamen, die sich die liebe Jugend ohne sonderlich böses Blut ins Gesicht zu sagen pflegte, so war es schon das bloße Schicksal, sich gedruckt zu sehen, was in dem kleinen Kreise so heftig wirkte, wie unter großen Kindern oft ein Zeitungsartikel rumoren kann. Auch diese nahmen Antheil an der Sache, und man sprach endlich in der ganzen Stadt von der unconcessionirten schlechten Presse wie von einem gemeinschädlichen Ungeziefer. Man fragte in den Druckereien, natürlich ohne auf eine Spur zu kommen; auch hütete ich mich wohl, mit meinen Ausfällen den Horizont der Kameradschaft zu überschreiten.

Der Krug jedoch, wie man weiß, geht so lang zum Brunnen, bis er bricht. Wenn ich aber nun den Anlaß erzählen soll, der dem Kruge den Boden ausschlug, so bringt mich das in eine eigenthümliche Verlegenheit, und ich sehe

mich daher genöthigt, einem alten Freunde, mit dem ich schon einmal in unsern Bergen ein Hühnchen gerupft habe, wiederum, obwohl in redlicher Absicht, über Berg und Thal mit der Thür' ins Haus zu fallen. Es ist mir nämlich, lieber Dicker, von den mancherlei kleinen Früchten, welche damals in unsrem Krautgärtchen wuchsen, nur eine einzige haften geblieben, eine Klette, von der ich bei unparteiischer Betrachtung gestehen muß, daß sie mich heute noch ergötzt, gleichviel, ob ich sie zu jener Zeit handelnd oder leidend genossen habe; und das gerade ist die Frage, die ich an dich richten muß. Du wirst wohl nicht in Abrede ziehen, daß du damals mit einem recht wackern Appetit begabt gewesen bist, gleichwie auch ich mich entsinne, von dir in jenen Tagen je und je das Lob eines rüstigen Arbeiters an der Auferbauung meines Knochengerüstes entgegengenommen zu haben. Allein eben darum vermag ich jetzt nicht mehr genau zu unterscheiden, ob das Epigramm, das in meiner Erinnerung fortlebt, von dir auf mich oder von mir auf dich gemacht worden ist.

Ich möchte keinen Raub an dir begehen, und will dir somit das Protokoll offen behalten. Einstweilen aber nehme ich mir die Freiheit, den Vers so zu geben, wie er mir vorschwebt, das heißt ohne alle Unterscheidungszeichen, welche meiner Presse abgingen, wie sie meinem Gedächtniß abgehen:

SEHET DOCH DES DICKEN VHR
IHR ZEIGER WEIST AVF MITTAG NVR
MAG AVCH DIE SONNE WEITER GEHEN
DER ZEIGER BLEIBT AVF MITTAG STEHEN

Dieser oder ein ähnlicher Pfeil war es nämlich, den ich, nachdem ich ihn mehrmals beäugelt und wieder in den Köcher gesteckt hatte, doch endlich eines Tages gegen eine sterbliche Ferse eines ehrenwerthen Freundes richtete.

Nun mag man freilich sagen, den Schützen reize oft mehr die harmlose oder wenigstens unbedachtsame Lust des Treffens, als die Mordgier oder Beutelust, und so könne

auch aus einem nicht ganz bösen Herzen ein schlechter Witz hervorgehen. Der Dicke aber gab sich keiner so milden Betrachtung hin. Er gerieth in einen Erzzorn. Der Schuß, nun er gefallen war, that mir aufrichtig leid, jedoch es blieb nichts übrig, als nur um so mehr auf die Verheimlichung des Geschützes bedacht zu sein.

Da mußte es sich eines Tages fügen, daß ich im Kämmerlein saß, das ich leider zu schließen vergessen hatte, beschäftigt mit dem neuesten Erzeugniß meiner stichelnden Feder, wenn ich mich uneigentlich ausdrücken darf; denn meine Eingebungen nahmen keinen so weitläufigen Weg vom Kopfe zu der Presse, sondern ich vertraute sie unmittelbar, wie Retif de la Bretonne, den stumpfen Lettern an. Eben handhabte ich die Ballen, königlich vergnügt, nicht sowohl über die Bosheit als über das wohlbewahrte Geheimniß, — da ging die Thüre auf, und mein Dicker trat herein. Er kam ohne Argwohn, lediglich in der Absicht, einen freundschaftlichen Besuch zu machen, aber er sah die unverkennbaren Verräther meines Treibens theils in meiner Hand, theils auf dem Tische, und sie sprachen laut zu seinem zähen Merkersinn. Er warf mir einen Blick zu, einen einzigen, dann wandte er sich rasch genug für sein langsames Temperament, schlug die Thüre hinter sich zu und ließ mich ziemlich rathlos.

Als ich am andern Morgen mich mit wohlbegründetem Zaudern der Schule näherte, sah ich die ganze Volksversammlung vor derselben aufgestellt, und ihre Haltung sagte mir nur allzu deutlich, um was es sich handle. Es war ein heller lustiger Wintertag, der Schnee lag hoch in den Straßen. Ach, ich stand auf demselben Schlachtfelde, wo erst den Tag zuvor ein heißes Treffen zwischen den Deutschen und Lateinern vorgefallen war. Die Wurfgeschoße waren dicht geflogen, die Helden in weiße Wolken hüllend, und ich hatte mich in den Reihen meiner Quiriten mit Ruhm und Schnee bedeckt. Diesmal aber waren es die eigenen Volksgenossen, die mir drohend gegenüber standen, und mich überkam jenes trostlose Gefühl, das den Menschen ergreift, wenn ihm der

Augenschein sagt, daß er sich dem Geiste seiner Partei entfremdet, daß sie mit ihm gebrochen habe.

Ich nahm einen eiligen Rückzug. Die Schule durfte ich nicht versäumen, aber ich wartete wenigstens bis die Stunde schlug, der Lehrer an der Straßenecke erschien, und meine Belagerer genöthigt waren, den Platz zu räumen. Einzelne hielten noch hartnäckig Stand, aber um den Preis einer tüchtigen Nase, die ich wegen langen Ausbleibens erhielt, wußte ich sie mürbe zu machen. Es war wahrlich eine unbehagliche Stunde, die ich jetzt, umgeben von finstern Mienen, in der Schule aushalten mußte; ich kann nur so viel versichern, daß mir von dem Capitel des Vellejus Paterculus, das wir in der Chrestomathie lasen, rein nichts im Gedächtniß geblieben ist.

Die Glocke schlug abermals, die Schule war aus und eine zweite Belagerung stand bevor. Noch hoffte ich von einer Kriegslist auf Entsatz. Der Lehrer, der so eben den Unterricht ertheilt hatte, ein wohlerhaltener Pfeiler unsres weiland reichsbürgerlichen Ministerii, auf dessen gut protestantischen Schultern ein prächtiger mittelalterlicher Mönchskopf saß, war von einer Leutseligkeit, die es wahrlich nicht verdiente, daß sie, wie mitunter geschah, von den jungen Ungeheuern mißbraucht wurde. Ich trat zu ihm, während er seinen Hut von dem Kasten nahm, der die kleine Schulbibliothek enthielt: die Thüren desselben waren mit großen grellen Bildern nach einem der alten Propheten bemalt, und wir hießen ihn wegen dieser biblischen Gemälde den Gottes-kasten. In diesem Gotteskasten nun befand sich unter andern Büchern ein alter Virgil mit Holzschnitten, auf welchen Troja mit Kanonen beschossen wurde; in einem Anhange war gar noch eine Reihe sächsischer Kurfürsten abgebildet. Die wunderliche Gesellschaft hatte meine Naseweisheit schon längst beunruhigt, und bot mir jetzt, so gleichgültig sie mir auch in der Stunde der Noth sein mochte, einen willkommenen Vorwand, mir eine Erklärung auszubitten, dieselbe so viel als möglich hinauszuziehen, mich dabei an den fortgehenden Lehrer anzunesteln und unter seinem Schutze das Weite zu suchen.

Der Anschlag schien nach Wunsch zu gelingen, und während das ganze wilde Heer rechts und links mit stechenden Blicken an mir die Treppe hinuntersauste, fühlte ich mich bei dem lieben Manne geborgen. Da mußte der Unsern einen andern Lehrer aus einer andern Klasse daherführen, die beiden Collegen begrüßten einander, blieben im Gespräche stehen, ich stand begreiflicherweise höchst überzählig dabei, und wurde auch, als ich dies nicht von selbst einsehen wollte, mit einer Vertröstung auf spätere Auskunft dispensirt. Agamemnon's Kanonen und die Kurfürsten von Sachsen hatten mich im Stich gelassen. Ich mußte die Treppe hinab, zum Hause hinaus; nach keiner Seite gab es ein Entrinnen mehr.

Meine List war zu nichts gut gewesen, als meine Pein zu verlängern, und dazu hatte ich noch meinen Peinigern eine schöne Zeit gegönnt, um ein Arsenal von wohlgeformten Schneeballen anzulegen. Mit fest zugedrückten Augen stürzte ich hinaus. Sie hatten eine ordentliche Gasse gebildet, die ich durchlaufen mußte. Es ist kein Spaß um eine solche Exekution, und doch „ehrlich fallen" von Kameradenhänden, das war bei dem bösen Handel in allweg noch das Beste. Die kühlen Bomben, die so empfindlich brennen können, flogen von allen Seiten, und untadelhaft gezielt waren sie. Der Dicke sah müßig zu; er kannte seine Leute und wollte seine Hände schonen. Endlich traf mich einer, der keine feinere Kugel zu versenden wußte, mit einem Stein, den er in den Schnee geballt hatte. Dieser Bruch des Völkerrechts machte mich wüthend, so daß sich trotz der hoffnungslosen Ungleichheit der Streitkräfte ein hitziges Handgemenge entspann, welches jedoch mit einem eigenthümlichen Unfall für mich endigte.

Einer meiner Gegner nämlich, klein, aber behend wie ein Wiesel, der sich wegen meiner beträchtlichen Länge vergebens angestrengt hatte, an mir aufspringend mich bei den Haaren zu fassen, ergriff mich am Rock und suchte mich zu Boden zu reißen, was ihm zwar gleichfalls fehlschlug, doch nicht zu meinem Glück, denn unter dem Zerren und Raufen

blieb ihm auf einmal ein Rockflügel in der Hand, und ich stand wie ein gerupfter Vogel in dem lachenden Schwarme da. Wir ahnten nicht in jener Stunde, mein Beschädiger und ich, wie er in späteren Jahren den Schaden vergüten und mir, im freundschaftlichsten Sinn des Worts, am Zeuge flicken würde. Damals empfand ich nur die Tücke des Schicksals und der Menschen, die mich zu wer weiß wie grausen Thathandlungen eines rasenden Roland gestachelt haben würde, wenn nicht jetzt die langsam nachkommenden Lehrer in der Thüre des Schulhauses erschienen wären, wodurch die politische Lage eine plötzliche Wendung erhielt. Meine Widersacher umgaben und deckten mich wie eine Leibwache, um meinen fragmentarischen Zustand, freilich zum Theil in eigennütziger Absicht, vor höheren Augen und strafenden Händen zu verbergen, und so kam ich in Frieden, aber übel zugerichtet, nach Hause, wo mir erst noch das Entsetzlichste widerfuhr. Ich wurde meiner schlecht bewahrten Toga verlustig erklärt und auf die abgelegte Tunica zurückgesetzt. Wenig wußte ich dich zu schätzen, ehrbares altdeutsches Wamms, in deiner schlichten biedern Würde, und härmte mich bitterlich.

Zu meiner Entschuldigung muß übrigens gesagt werden, daß dieser Umschwung eine sociale Bedeutung von großer Tragweite hatte. Wer nämlich in dem Alter stand, in welchem er zum erstenmal einen Rock tragen durfte, war um eine hohe Stufe auf der gesellschaftlichen Leiter emporgerückt und wurde von dem Lehrer, der die alte reichsstädtische Etikette in die Neuzeit herübergenommen hatte, mit Er angeredet, daher der Rock für den Primaner etwas eben so Insignes wie für die flügge Schöne das erste Ballkleid war. Es ging dem menschenfreundlichen Manne selbst kaum besser als mir, da er mich in meiner Erniedrigung erblickte, und er schien, am Gottesfasten lehnend, in trübem Sinnen einen Augenblick zu schwanken und mit sich zu Rath zu gehen, ob ich nicht nach strengem Rechte meinen Rang eingebüßt habe. Doch siegte bei ihm die Billigkeit, vielleicht gepaart mit dem Sinn für das Alterthümliche — denn wie hätte er als Ge-

schichtschreiber der guten alten Stadt nicht besondere Pietät für das Wamms fühlen sollen? — und ich blieb Er.

Wie nun aber Alles unter dem Monde vergänglich ist, so nahm auch diese meine Prüfung in der Demuth ihr Ende, und ich wurde nach etlichen Wochen wieder in meine bürgerlichen Ehrenrechte eingesetzt. Schon viel früher war, bei der glücklichen Gemüthsart der Knaben, die allgemeine Versöhnung eingetreten, denn die Erkenntniß, daß meine Preßfrechheit doch gar zu hart bestraft worden sei, hatte längst die öffentliche Meinung zu meinen Gunsten umgestimmt. Gerührte Theilnahme meiner halbgewachsenen Mitbürger empfing mich, als ich eines wahrhaft schönen Morgens wieder im Rock unter ihnen erschien. Der Dicke aber schenkte mir zur Feier dieses Ereignisses einen ausgezeichneten Apfel. Ob darin eine leise zerknirschende Anspielung auf mein unglückliches Epigramm liegen sollte, das habe ich ungeachtet vielen Nachdenkens niemals mit Sicherheit erforschen können.

Meine Winkelpresse diente von da an den gelehrten Uebungen der ganzen Schulzunft, und es ist im Laufe der Zeit manches Monumentum aere perennius, sofern es nämlich meine Lettern überdauerte, von ihr in's Leben gefördert worden. Seitdem habe ich mit der großen deutschen Presse eben- und unebenteuerliche Berührungen gehabt, auch Preßprozesse und derlei Heimsuchungen sind mir nicht ganz fremd geblieben; aber in keiner dieser Trübsale ist es mir so schwül um's Herz gewesen, wie bei jenem ersten Volksgerichte, das wegen meiner schlechten Verse über mich erging. Daher rathe ich Jedem, der etwas von einer Nessel in sich verspürt, sich's zeitig zur Warnung gesagt sein zu lassen, was einer meiner Freunde, der die Literaturgeschichte in Fibelform zu bringen unternahm, in einem seiner leider unvollendet gebliebenen Reime singt:

Gellert, ja du warst ein Christ
Und ein zarter Moralist,
Aber — dein Freund Rabener,
Der war ein Satyriker!

So mißbilligend urtheilt eine gerechte Nachwelt über jenen unseligen Hang, der auf Kosten achtbarer mitbürgerlicher Lebensfülle und Lebensfreude zum Tempel des Nachruhms emporsteigen will. Und läßt sich denn dieser Preis nicht auch durch menschlichere Mittel erringen? Gewiß, die Unsterblichkeit ist nicht blos, wie Klopstock sagt, „ein großer Gedanke und des Schweißes der Edlen werth", sondern sie ist obendrein sehr wohlfeil zu haben in einem Staate, der darauf hält, daß von jedem im Land gedruckten Buche ein Pflichtexemplar in die allgemeine Büchersammlung abgeliefert wird.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Meine Verewigung brauchte ich ohnehin weder auf diesem noch auf einem andern Wege mehr zu suchen; dafür war gesorgt; denn zu der Zeit, da der eine meiner beiden Großväter, der akademische Druckerherr, mir das Reisen verleidete, hatte mir der andere, der reichsstädtische Senator und Glockengießermeister, schon längst ein Denkmal errichtet. Und was für eines! Zwar nicht ganz so hoch wie die Pyramide des Cheops, aber doch etwas mehr als halb so hoch. Wem dies unglaublich erscheint, der kann sofort die Ueberzeugung gewinnen, daß es sich gleichwohl ganz einfach begeben hat.

Auf dem Münsterthurme der alten Reichsstadt steht ein goldener Engel, der die Stelle des Hahns vertritt, indem er sich mit der Wetterfahne in den Händen nach allen Seiten im Kreise dreht. Eine dumpfe Sage will behaupten, der Engel sei eigentlich die heilige Jungfrau selbst, die erst in Folge der Reformation den Namen gewechselt habe; indessen gehört diese These zu den bestrittenen. Gewiß ist nur das, daß die Kirche einst zu Mariens Ehre gebaut worden ist und daß die Städter sie auch in der nachkatholischen Zeit immer

mit Stolz ihre Frauenkirche genannt haben, mit begründetem Stolze, da sie, wenn auch zu den kleinsten, doch zu den wenigen vollendeten Münsterbauten gehört. An der etwas zu raschen Verjüngung der Thurmspitze erkennt man zwar die allmähliche Ebbe der Baugelder, aber auch zugleich den körnigen Sinn unsrer Vorfahren, welche lieber ein minder vollkommenes Werk fertig bringen als ein vollkommenes Bruchstück hinterlassen wollten.

Dieser Engel nun war wieder einmal im Laufe der Jahrhunderte schadhaft geworden, und man mußte ihn herabholen, um ihn seiner kreisamtlichen Berufsthätigkeit zurückgeben zu können. Ein kecker Maurer, die ärmste aber lustigste Haut in der Stadt, erbot sich zu dem Unterfangen, das — so windstill und leer an Begebenheiten waren die Jahre nach den Befreiungskriegen — als ein ungeheures Schauspiel betrachtet wurde. Man hielt eine Betstunde für den Wagehals, und ließ ihn dann unter großem Zulaufe die Spitze des Thurmes ersteigen. Mit sicherer Hand leitete er dort die Vorrichtungen, durch welche der Engel herunter befördert wurde, worauf derselbe bei mehreren Meistern die Runde machte und so auch unter den Löthkolben des alten Senators kam. Da hätte ich nun Gelegenheit genug gehabt, in der Streitfrage über seine Gestalt Untersuchungen anzustellen; aber meine Beobachtungsgabe war noch sehr unentwickelt und daher auch die Ehre, die mir bei diesem Anlaß widerfuhr, gar wenig verdient.

Der Großvater legte nämlich zu den Urkunden, die sich im hohlen Innern des Engels befanden, ein Blatt, worauf er nach altem Herkommen seinen Antheil an der Reparatur, so wie Zahl und Namen seiner vielen Kinder und Enkel verzeichnete, und da ich unter den letzteren damals der jüngste war, so schlüpfte ich gerade noch mit in den Engel hinein. Die Andern, die später nachkamen, können sich dafür, daß es an ihnen ausgegangen ist, leicht mit dem Gedanken trösten, daß das Prytaneum, das wir Bevorzugtere bewohnen, wetterlaunisch ist und obendrein blos vergoldet; ich aber lasse es mir trotzdem gefallen, eine Strecke, die immerhin den

Ehrgeiz beschäftigen darf, da sie auf zweihundert fünfundfünfzig Werkschuh geschätzt wird, den Sternen näher gekommen zu sein. So viel beträgt die Höhe des Thurms, und wenn ich den Engel mit einrechne, so werde ich eher noch ein paar Schuh zulegen dürfen.

Die Auffahrt ging gleichfalls glücklich von Statten. Der fröhliche Maurer verabschiedete sich feierlich von dem wieder aufgesetzten Engel, schwang eine Fahne, leerte eine Flasche, die er sodann herunter warf, und that einige Schüsse, daß die Dohlen und Krähen entsetzt um den Thurm flatterten. Hierauf trat er den Rückweg an; droben aber bei den andern Auserwählten blieb mein Name, und es kann daher nicht dem leisesten Zweifel unterliegen, daß er auf die Nachwelt kommen wird.

Zweites Capitel.

Mein Denkmal hatte ich also, und brauchte mich nur noch zu fragen, wie ich die früh erlangte Auszeichnung abverdienen wollte. Irgend eine große Wohlthat mußte der Menschheit erwiesen werden, eine von jenen, deren Urheber mit Recht gepriesen sind, obgleich man meist vergessen hat, wie sie geheißen haben. Nur waren mir leider die vornehmsten Artikel in der Geschichte der Erfindungen schon längst vorweggenommen, als da sind Pflug, Sense, Sichel, Mühle, Backofen, Nähnadel, Webstuhl, Rumford'sche Suppe, und wie die Heiligthümer menschlicher Nahrung und Bekleidung sich nennen; auch Rebe und Hopfen waren schon gepflanzt, und die Kartoffel ließ ihren Bringer im Liede leben.

Da ich somit überall das Feld besetzt fand, so blieb mir nichts übrig, als eine der bereits vorhandenen Erfindungen mit einer Verbesserung zu beschenken, die ihr erst den

rechten Werth gäbe und den Dank der kommenden Geschlechter verdiente. Dazu ward auch bald Rath, denn als ich mir eines Tages beim Essen den Mund verbrannte, so stellte ich in plötzlicher Erleuchtung den Satz auf, es wäre gescheiter, die Suppe am Bach zu kochen; denn, demonstrirte ich meinem laut auflachenden Vater, durch das Feuer würde sie zubereitet und durch das Wasser zugleich abgekühlt werden, so daß man sie nicht erst zu blasen brauchte. Dieser Fortschritt, den ich heute noch in der Welt vermisse, wäre obendrein technisch ganz gut zu bewerkstelligen gewesen, da der vom Flüßchen in die Stadt geleitete Bach neuerdings sämmtliche Straßen in je zween Kandeln an den beiden Häuserreihen durchfloß, so daß jegliche Haushaltung, gleichwie sie den Abend auf der Steinbank vor dem Hause für sich und doch zugleich im Verkehr mit der Nachbarschaft verbrachte, auch am Mittag ihre Suppe in ähnlicher gemeinsamer Selbständigkeit hätte reguliren können, hiernach also die Schwierigkeiten, die bekanntlich der Einführung des Gemeindebackofens im Wege stehen, völlig vermieden geblieben wären.

Ich gestehe, der Gedanke bestach mich sehr, und es ist auch einzuräumen, daß es Gebiete gibt, in welchen die Verbindung zweier Gegensätze, wie Hitze und Kälte, nicht genug empfohlen werden kann. Ermahnt man nicht füglich die ungestüme Jugend, mit Weile zu eilen? Ist nicht besonnene Vorsicht eine Zierde des Muthes, ja sein „besserer Theil"? Und wie dem Krieger, dem Staatsmann die Beherrschung entgegengesetzter Pole ansteht, so ist sie vollends dem Künstler unentbehrlich, der in dem mächtigen Herzensdrange, womit er das Herz des Hörers, Lesers oder Beschauers ergreift, doch nie die leitende Besinnung verlieren und „mitten in dem Sturm, Strom und, wie ich sagen mag, Wirbelwind der Leidenschaft" das nüchterne kritische Bewußtsein sich erhalten soll, in allen Tiefen seines Wesens bewegt und doch zugleich „kühl bis an's Herz hinan". Gewiß, da rechtfertigt sich die Forderung, „die Suppe am Bach zu kochen".

Dagegen hat freilich dieses irdische Leben, besonders da wo es praktisch und handgreiflich wird, sehr viele andere Ge-

biete, in welchen die Ausgleichung der Gegensätze nur dadurch möglich ist, daß sie auf einander folgen und einander ablösen, nicht aber durch gleichzeitiges Ineinandergreifen. Diese Wahrheit wird häufig verkannt. So erinnere ich mich, in politisch unruhiger Zeit von einem Geschäftsmann die Worte gehört zu haben: „Die Leute können mir Revolutionen machen so viel sie wollen, denn die Staatsform kümmert mich nicht, aber sie sollen ihre Revolutionen so machen, daß die Geschäfte dabei ohne Stockung fortgehen." So Dieser; Andere anders. Wenn ich ein Philosoph wie Franklin wäre, so würde ich mir die Gelegenheit nicht entwischen lassen, an einer Reihe von Beispielen, der Geschichte von der zu theuer gekauften Pfeife ähnlich, den Beweis zu führen, daß es nicht immer thunlich ist, „die Suppe am Bach zu kochen".

Die Eindringlichkeit solcher Beispiele wird in dem Verhältniß zunehmen, als das Bild sich der Sache selbst nähert und endlich mit ihr zusammenfällt. Das war auch meines Vaters Meinung, und er gab sich aufrichtige Mühe, mir begreiflich zu machen, daß die Suppe zuerst einen scheinbar überflüssigen Grad von Hitze erreicht haben müsse, wenn sie nachher im abgekühlten Zustande genießbar sein solle. Ich aber, der ich in meiner Combination den Stein der Weisen gefunden zu haben meinte, setzte allen Gründen einen starren Widerspruch entgegen, ereiferte mich immer mehr, und wurde zuletzt im Fanatismus meiner Ueberzeugung „unangenehm", worauf sich der Urheber meiner Tage bewogen fand, gleichfalls „unangenehm" zu werden, aber in einer Sprache von stärkeren Flexionsformen und nachdrücklicheren Casusbildungen, in einer Kernsprache, worin ich den Kürzeren zog.

Drittes Capitel.

Auf diese Weise ist aus mir auch der Weltverbesserer — ich glaube, noch etwas früher als der Weltumsegler, oder ungefähr zur gleichen Zeit — ausgetrieben worden, und so besaß ich denn eben mein Denkmal gerade mit so gutem Rechte, wie mancher Prinz sein mit auf die Welt gebrachtes Husarenregiment. Unterschiedliche alte Basen aber, männlichen und weiblichen Geschlechtes, riefen, da sie von meinem Neuerungsversuche hörten, mit zusammengeschlagenen Händen aus: „O Herr, meine Güte," — oder vielmehr ohne Komma und mit verlegtem Accente, denn so wird diese gelinde Schreckensformel gesprochen: „O Herr meine Güte, das gibt einen zweiten List!"

Man enthalte sich jedoch, etwa zu glauben, daß der Glanz, der jetzt auf diesem Namen ruht, schon damals meine Eitelkeit zu berauschen die Kraft gehabt hätte. O nein, der Name List war zu jener Zeit in seiner und meiner Vaterstadt kein Schmeichelwort, wenigstens bei der großen Mehrzahl nicht, vielmehr bezeichnete er in ihrem Munde einen unruhigen Projectmacher, der alles bewährte Alte „umzuorgeln" suche und sich und Andre, die ihm nachtreten, nur in Schaden bringe. Hatte er doch schon als Knabe am Schabbaum seines Vaters, des dicken Weißgerbermeisters, den „überhirnischen" Einfall gehabt, zu behaupten, das Häuteschaben sei keine Arbeit für Menschen, man sollte das durch Maschinen verrichten und diese durch das vorbeiziehende Flüßchen in Bewegung setzen. Was Wunder, daß Einer, der seine Häute durch die Schatz schaben lassen wollte, und Einer, der seine Suppe am Bache kochen zu können meinte, auf den ersten Blick, besonders im Auge alter Basen, zween ziemlich verwandte Geister schienen.

Ich habe die ungeahnte Ehre dieser Vergleichung auch in meinen späteren Knabenjahren, nachdem ich längst auf alle Weltvervollkommnungspläne verzichtet hatte, noch jezuweilen, doch aus einem andern Grunde, über mich ergehen

lassen müssen. Wenn ich nämlich Miene machte, mich nicht in die Welt fügen zu wollen, so hieß es von derselben Seite, von der ich erstmals mit dem verkannten Ehrentitel beschenkt worden war: „Gib nur Acht, dir wird's noch gehen wie dem Liſt!" Er war inzwischen, „weil er sich auch nicht in die Welt fügen wollte," auf der Festung gesessen, und diese politische Strafe galt in jenen unpolitischen Tagen, nicht bei den Wenigen, aber bei den Vielen, für eine non levis notae macula.

Noch recht gut ist sie mir erinnerlich, jene einst so berüchtigte Petition, die ihn „auf den Asberg gebracht hat", und zwar kenne ich sie noch in ihrer ursprünglichen Form, obwohl nicht von der Zeit ihres Ursprungs her, zu welcher Zeit ich noch in den Kinderschuhen gegangen war. Manches Jahr war seitdem verflossen, und die Meisten gedachten nicht mehr des Mannes, den in Amerika die Sehnsucht nach dem dankbaren Deutschland verzehrte, da saß ich eines Sonntagmorgens, aus dem Kloster in die ersten Ferien heimgekehrt, über allerlei Reliquien meines verstorbenen Vaters. Es waren Briefe, ein Tagebuch einer Schweizerreise voll jugendlicher Begeisterung, und andere dergleichen Papiere mehr. Das Herz war mir voll geworden im Anblick der hellen und dunklen Bilder, die aus dieser Verlassenschaft aufstiegen, als mir ein Bogen mit gedruckter Cursivschrift, sehr primitive Lithographie, in die Hände fiel und mich durch seinen Inhalt alles Andere vergessen machte.

Das Geschlecht, das in den Jahren vor der Julirevolution zu den ersten größeren Eindrücken des Lebens heranwuchs, hatte keine Ahnung von einer Politik der Gegenwart. Wir waren Bürger in Athen, Sparta und Rom, discutirten lykurgische und solonische Gesetzgebungen, fühlten uns in unsrer alten Kaisergeschichte mehr oder weniger zu Hause, der dreißigjährige Krieg und der Abfall der Niederlande war uns durch Schiller geläufig, wie denn überhaupt die allgemeinen Weltbegebenheiten von unsres Geschichtsprofessors ägyptischen Steckenpferden bis zu den Welthändeln Napoleon's kein Geheimniß für uns geblieben waren. Hiemit

aber schien uns alle Geschichte abgesponnen, die Zeit stand still und wir dachten entfernt nicht daran, daß von jetzt an je noch etwas geschehen könnte. In dieser Verfassung befanden sich wenigstens alle Diejenigen, die nicht durch persönliche Verhältnisse in den Stand gesetzt waren, aus den Gesprächen Erwachsener etwas von dem leisen Dröhnen einer nahen Zukunft zu vernehmen.

Wie aus einem Traume wachgerufen war ich daher, als ich auf dem lithographirten Bogen von bürgerlicher Freiheit und Selbstverwaltung las. Daß es keinen Oberamtmann und keinen Cameralverwalter mehr geben sollte, Würdenträger, die ich täglich über den Klosterhof gehen sah, welch' eine Ueberraschung war mir das, aber mehr noch überraschte es mich, daß in unserer Zeit von einem Ding die Rede sein konnte, das ich höchstens in den alten Republiken suchte oder vielmehr mit ihnen begraben glaubte, nämlich von einer Einwirkung des Bürgers auf den Staat. Ich wußte nicht von wem der Entwurf herrührte, noch was er unter meines Vaters Papieren zu schaffen hatte; doch das bloße Dasein dieser Beschwerden und Forderungen sprach mächtig zu mir und eröffnete mir einen Blick in eine neue Welt.

In diesem Augenblicke kam meine Mutter aus der Kirche, sah die längst bei Seite geschaffte Lithographie in meinen Händen und erschrack. „Thu' das Unglückspapier weg!" rief sie, „es hat den List unglücklich gemacht, und dein Vater, der Feuer und Flamme dafür war, hat auch keine Seide dabei gesponnen. Thu's weg, ich bitte dich!"

So erfuhr ich die Geschichte der Petition und ihres Verfassers. Er war damals so gut wie vergessen. Aber so weit die öffentliche Stimmung in der einen Zeit zurückweichen kann, so weit und noch weiter kann sie in einer andern wieder vorwärts gehen, denn im öffentlichen Leben wechseln Ebbe und Fluth.

Ich gehorchte meiner Mutter und that den Bogen weg, aber ich that ihn in gute Verwahrung, denn ich gedachte ihn mit in das Kloster zu nehmen und meinen Freunden zu zei-

gen. Als ich jedoch mein Ränzlein dort auspackte, war die Petition verschwunden; meine gute Mutter hatte sie vor dem Abschied heimlich wieder herausgenommen, um das „Unglück" von mir fern zu halten. Nun, ob die Regiminalgeschäfte besser durch freigewählte Landräthe oder durch Regierungsbeamte besorgt werden, das ging uns hoffnungsvolle „Alumnen" allerdings vorerst blutwenig an. Dagegen war auch der Windstille der Restaurationszeit ihr Ziel gesteckt; denn unversehens kam uns der Sturz der Bourbonen zwischen den peloponnesischen Krieg und den ezechielischen Tempelbau, um uns zu belehren, daß auch die Gegenwart ihren politischen Puls habe und daß der Prozeß der Geschichte noch nicht völlig zu Ende sei.

Und dennoch ist mir unter dieser ganzen bewegteren und vielbewegten Zeit, so nöthig sie es gehabt hätte, die Rechtfertigung meines Denkmals nicht gelungen. Man wird mir das auf's Wort glauben, denn sonst müßte ja die Welt ganz anders aussehen. So blicke ich denn je und je aus der Ferne mit Kopfschütteln nach der Thurmspitze, auf welcher der goldene Engel steht. Noch weniger aber als mit mir selbst bin ich mit der Welt zufrieden, wenn ich zurückdenke, wie ich in der Frühe meiner Tage als ein dummer Junge, und zwar eben weil ich ein dummer Junge war, mit einem unsrer ersten Männer verglichen worden bin.

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Bescheidenheit ist übrigens durch ein bekanntes hohes Mandat gegen die Lumperei verboten.*) Daher erkläre ich, daß ich mich jetzt gar nicht mehr so klein sehe, wie ich mir im ersten Buche meiner Denkwürdigkeiten vorgekommen bin. Ich habe mich ja zu einer ganz besonders ausgezeichneten Menschenklasse zu rechnen, zu jener großen Generation nämlich, welche in dem für uns größten Jahre des Jahrhunderts auf dem Wahlplatz dieses Lebens erschienen ist, um durch ihr Kriegsgeschrei dem Feinde Furcht und Schrecken einzujagen.

Freilich sitze ich hier weit unten auf der Bank, weil ich nicht rechtzeitig mehr zur Leipziger Schlacht eingetroffen bin. Zwar fühlte ich mich anderthalb Jahre nachher Manns genug, persönlich in die große Zeit mit einzugreifen, verscherzte aber dabei das eiserne Kreuz, weil ich mich an einem unsrer Alliirten vergriff. Ich hatte nämlich den unzeitgemäßen Einfall, einem Kosaken, einem guten, kinderfreund-

*) Nur die Lumpe sind bescheiden.

J. W. v. G.

lichen Mann, der bei uns im Quartier lag und mich auf den Arm genommen hatte, mit beiden Händen dermaßen in seinem großen Barte zu arbeiten, daß er „nach Gott geschrieen" haben soll. Aber diese That kenne ich nicht aus eigener Erinnerung, daher ich auch keine Helenamedaille für sie in Anspruch nehme.

Die Ruhe, die, wie schon gesagt, auf die großen Völkerkämpfe folgte, und von der man sich heute, wo es doch auch wieder ein wenig ruhig geworden ist, kaum noch eine Vorstellung machen kann, hat nur eine leise Spur von den Stürmen jener weltgeschichtlichen Tage in mir zurückgelassen, und obendrein in märchenhafter Gestalt.

Das Märchenbild ist dieses. Als ich mich zum ersten Gebrauch meiner Sinne und Gliedmaßen entpuppt hatte, kam ich hie und da in das Haus eines benachbarten Schreinermeisters, der ein bitterer Hasser des längst vom Bellerophon nach dem Felsen der Verbannung entführten Weltherrschers geblieben war und oft in meiner Gegenwart Spottlieder auf ihn zum Besten gab, wie sie zur Zeit seiner Erniedrigung gesungen worden waren. Aus diesen Liedern und den sie begleitenden Gesprächen konnte mein kindlicher Verstand wenigstens so viel entnehmen, daß sie eine höchst lächerliche und zugleich verabscheuungswürdige Erscheinung darstellen wollten. Was mit der in den Liedern häufig wiederkehrenden Bezeichnung des „Corsen" gesagt sein sollte, begriff ich nicht, um so fester aber erfaßte ich einen andern Laut, aus dessen dunklem Abgrunde meine Einbildung ein wundersames Ungeheuer ausbrütete. Wer nämlich dem gefallenen Imperator den dynastischen Namen Napoleon nicht zugestehen mochte, bei dem war er einfach „der Bonaparte", und so hieß er auch im Munde meines Nachbars; aber die verzweifelt breite Aussprache des trefflichen Hobelführers ergab einen Klang, in welchem weder der Italiener noch der Franzose seinen Helden erkannt haben würde. Kurz und gut, in meinem Ohr und meiner Seele blieb ein Bohnenbart zurück. Dieses Phantom war nicht durch den Blaubart hervorgerufen, von dem ich damals noch nichts wußte;

und dennoch war's gleichsam sein leiblicher Vetter, den ich mir jetzt noch vor Augen stellen kann, wie er in meinen Träumen aussah, im grünen Frack, nach einem Zerrbild, das in der Stube des Schreiners, aber hoch an der Wand, unter einem erblindeten Glase hing, und mit der Zuthat meiner Phantasie, nämlich mit einem Schnurrbart, der aus kleinen, feinen, grünen Bohnen bestand. Ich kann nicht schildern, welche Verheerungen dieses Gespenst in meiner nächtlichen Ruhe angerichtet hat, bis es von andern Schauerwesen oder auch von den traulichen Geistern der Küche und Speisekammer abgelöst wurde.

Zweites Capitel.

So hatte schon die erste Gestalt meiner aufdämmernden Gedankenwelt die Umrisse eines Dämons angenommen, der gleichzeitig, und zum Theil in kaum minder queren Erscheinungen, zum Theil aber auch in glänzenden Wundergebilden, Jung und Alt in seinen Bann zu nehmen begann, des Dämons der Romantik. Während jedoch der romantische Phantasus den vom Schicksal begünstigteren Seelen jene Wolkenräume eröffnete, die, gefährlich und fruchtbar zugleich für das keimende Gemüth, die Wirklichkeit umgeben, ist es mir nicht so gut geworden, in dem abgeschlossenen Bildungskreise des feineren Geschmacks zum Bewußtsein zu erwachen, sondern die Nahrung, die meinem ersten geistigen Hunger begegnete, glich dem Inhalt jenes Tuches, welches Petro herabgelassen ward, und an manchem dieser von mir gierig verschlungenen Lesebissen haftete, mit dem Epigrammatiker zu reden, „unendlicher Schmutz".

In der That, ich habe von der Pike auf dienen müssen, nämlich vom Spies. Unser alter Buchdrucker, bei dem wir

unser Licht anzündeten, hatte stets eine volle Lampe. Er erzählte uns die Geschichte des alten Ueberall und Nirgends, des Petermännchens, und anderer solcher Potentaten, natürlich mit angemessener Redaction. Durch diesen Anstoß zur Leihbibliothek geführt, studirten wir die zwölf schlafenden Jungfrauen und, der Symmetrie wegen, die zwölf schlafenden Jünglinge dazu. In meinem unbändigen Eifer hatte ich es bald so weit gebracht, daß der dickste Band in ein paar Stunden durchgepeitscht war. Oft lief ich nur wenig Schritte vom Verleiher weg, lehnte mich an eine Ecke oder an ein Scheuernthor, oder setzte mich in einer öden Hofstatt auf das Gemäuer eines verfallenen Kellers, las und las, bis ich fertig war, eilte mit dem Buche zurück und holte ein anderes.

Diese Uebung im Schnellesen, die mir seitdem manchen guten Dienst geleistet hat, verdankte ich damals dem Umstande, daß mir Vieles böhmisch war. So erinnere ich mich, daß bei einer Gelegenheit, wo ein Geist und eine Geistin ihrem Erlöser die Geschichte ihrer schuldbelasteten Vergangenheit erzählen, die Stelle vorkam: „Eine laue Sommernacht brachte uns zum Gleiten." Nun standen mir alsbald unsre Winterfreuden vor Augen, das „Schleifen" auf dem Eise und die Fahrten von den umliegenden Anhöhen, wobei unsre hölzernen Schlittenpferde gewöhnlich kopfüber kopfunter mit uns herabgeschossen kamen; nur begriff ich nicht, wie eine solche Partie im Sommer vor sich gehen und wie sie so schwere Strafe und Verdammniß nach sich ziehen konnte. Das ließ ich mich aber nicht anfechten, sondern las fort, bis die schwarzen Gewande der Geister im Instanzenzuge des Erlösungsprozesses grau und endlich weiß geworden waren, worauf denn auch bei mir „die arme Seele Ruhe hatte". Ueberhaupt war mir die nicht gerade nützliche Gewohnheit eigen, nie oder selten zu fragen, wenn ich etwas nicht verstand, sondern auf gut Glück das Unerklärliche zu verdauen, woher es kam, daß ich mit vielen Ausdrücken und Redensarten einen selbstgemachten, oft recht denkwürdigen Sinn verband, den gute Freunde stets „überzwerch" nannten, und den

ich, wie sie versichern, zum Theil glücklich in meine späteren Jahre herübergerettet habe.

Aber welche schwungvolle Sprache trug ich bei dieser fanatischen Leserei davon! Ich mochte acht Jahre alt sein, als man mich erstmals die Straße zu den mütterlichen Großeltern in apostolischem Wandel ziehen ließ. Das Unternehmen lief glücklich ab; als ich aber nach einigen Tagen mutterseelenallein auf dem Rückwege war, wurde ich von einem ziemlich heftigen Gewitter überfallen. Meine Eltern eilten mir besorgt entgegen, lobten mich, daß ich die Warnung, unter keinem Baume unterzustehen, befolgt hatte, und brachten mich sehr durchnäßt nach Hause. Das bestandene Abenteuer umwob mein jugendliches Haupt mit einem gewissen Nimbus, und ich war mir dieser Verherrlichung vollkommen bewußt. Kaum hatte man mich in trockene Kleider gesteckt, so setzte ich mich sehr gehoben hin und schrieb den Großeltern einen langen Brief, worin ich meine verhängnißvollen Erlebnisse schilderte. Unter andern großartigen Wendungen hieß es da: „Fürchterlich rollte der Donner in den Wipfeln der Bäume.“ Der Erfolg, den dieses Meisterstück hatte, ließ nichts zu wünschen übrig. Mein Vater aber, durch den sublimen Styl auf meine Privatstudien aufmerksam gemacht, spielte mir erkleckliche Reise-, Länder- und Völkerbeschreibungen in die Hände. Schlingfertig, wie das große Publikum, trieb ich auch diese zu Paaren; aber mein Pilgerstab hatte nun einmal in Ofterdingen Wurzel geschlagen, und mein Ideal von Menschenthum ging vorerst nicht über die Löwenritter hinaus. Und nun verirrte sich auch noch Tiedge's Urania hinzu, worin unser Nachbar Mond — ich weiß nicht mehr „wie eine stille Seligkeit“ oder „wie eine glänzende Unsterblichkeit“ aufging und Oel in das Feuer meiner Rhetorik goß.

Drittes Capitel.

Zu einer glücklichen Stunde gerieth ich an die „zwölf schönsten altdeutschen Geschichten“ von Benedicte Naubert, die in der neueren Literatur den ersten namhaften Versuch gemacht hat, das trockene Brod der Geschichte durch erfundene Zuthaten in wohlschmeckende Kuchen umzuwandeln, und die durch ihre bekannte Einwirkung auf Walter Scott, den Vater des historischen Romans, gewissermaßen die Ahnfrau dieser Gattung geworden ist. Weihen wir also eine Gedenktafel ihrer stillen Klause; denn der historische Roman, wenn er auch zur Zeit seiner Sendung durch das vorherrschend phantastische Interesse verweichlichend und zerstreuend wirkte, hat doch in der Lesewelt den Sinn für die Geschichte und in der Geschichtschreibung selbst den Sinn für das früher vernachlässigte Menschen- und Volksleben in der Geschichte, für dasjenige Element, das man jetzt das culturgeschichtliche heißt, geweckt.

Einem kleinen Leser, der von Spieß-Cramer's Rüdengebell und Veit Weber's Unkengeschrei herkam, war es jedenfalls eine wahre Erlösung, zu den menschlicheren Lauten, die in der Thekla von Thurn ertönten, überzugehen. Etwas beängstigt fand sich zwar mein schüchternes historisches Gewissen als in einem dieser Romane, ich glaube im Hermann von Unna, Graf Eberhard der Greiner von den Schleglern zu Wiesbaden statt im Wildbad überfallen wurde; aber meine Lesewuth galoppirte über die ganze Legion Zollschranken hinweg, und weiter ging's zum Hatto von Mainz, dem die Mäuse noch auf dem Bücherbrette keine Ruhe gönnten. Eine Verklärung kam über mich, freilich nicht vom Lichte der Geschichte, als mir sodann im Konrad und Siegfried von Feuchtwangen die Geheimnisse der ägyptischen Pyramiden geoffenbart wurden. Aber „alle Lust hat Leid“, und ein dunkler Augenblick war es, als mir eines Abends der Walther von Montbarry um die Ohren sauste und hierauf zerblätternd in einen Winkel des Zimmers fuhr. Das erst halbgelesene

Buch wurde der Leihbibliothek mit einer stark motivirten Tagesordnung „heimgeschlagen", und mit eisernem Scepter trat der Romantik die Grammatik in den Weg.

Das arme Buch war mir wohl zwölf Jahre lang aus dem Gesicht und aus der Erinnerung gekommen, da fand ich es zufällig einmal in einem alten Bücherkrame, schlug es an der Stelle auf, wo die Katastrophe eingetreten war, und las es pflichtlich vollends durch. Bei dieser Gelegenheit entdeckte ich, daß Göthe's Ausspruch: „Anders lesen Knaben den Terenz, anders Grotius," nicht blos in dem von ihm gemeinten, sondern auch in einem andern Sinne richtig ist, in dem nämlich, daß die selbstthätige, durch das Lesen angeregte Phantasie des Kindes in das Gelesene tausend Dinge hineinlegt, wovon kein Wort darin steht, daß ihr aus einer halben Seite Bilder aufsteigen, die nicht auf einen Bogen zu bringen gewesen wären. Erschien mir nun aber auch Frau Benedictens Muße jetzt etwas magerer, so sagte ich ihr dennoch Dank für die lebhafte Anregung, die ich einst aus ihr geschöpft, und noch manches Dutzend Jahre später brachte ich einmal ihren Frauen von Sargans die gebührende Huldigung an Ort und Stelle dar.

„Haben Sie Geschäfte dort?" fragten meine Mitreisenden, drei Schweizer mit exemplarischen Geschäftsmienen.

„Nein," antwortete ich, „ich will dort gar nichts thun, als einem alten Buch zu Ehren ein Glas Veltliner trinken."

Die drei Geschäftsgesichter legten sich in unbeschreibliche Falten und Linien, doch kehrten sie in dem kastellartigen Bergneste mit mir ein; denn wenn die Geschäfte auch die Romantik verachten, den Durst und den Veltliner lassen sie zu.

Hätte aber mein Vater bedacht, daß in dem Reisebuche, dem ich noch am liebsten oblag, nämlich in Le Vaillant's Hottentottenbildern, auch nicht Alles baare Münze ist, so würde er bei der Ethnographie kein unbedingt bewährtes Gegengift gegen die Romane gesucht, und hätte er ahnen können, welcher Ersatz mir für den Walther von Montbarry blühe, so würde er mir diesen vielleicht nimmermehr wegge-

nommen haben. Der Nachfolger des confiscirten Buches war nichts Geringeres als der Zauberring. Hei! wie stürmte ich da so rasch die Klippen hinab, das heißt, ich sprang die Treppen oder die steinernen Staffeln vor den Häusern hinunter und nahm dabei wo möglich immer sechs Stufen zusammen, um vor der erkorenen „Herrin der Hulden", einem zwei Jahre älteren Backfisch, in leuchtender Ritterlichkeit zu erscheinen. Das war nämlich eine der einfachsten und darum beliebtesten Turnierarten, worin sich die Knaben mit einander maßen. „Saracene, mußt nicht wetzen dein gebognes Schwert!" sang ich vom Morgen bis zum Abend. Diese Berserkerwuth hat mancher Distel den Kopf gekostet und dem alten Senatordegen des Großvaters nicht wenig Scharten zugefügt. Nur der „Halsberg", der in der Rüstkammer wie im Kampfkreis eine so wichtige Rolle spielt, gab mir verzweifelt viel zu rathen und zu grübeln; aber meine Siebenmeilenstiefeln trugen mich auch über diesen Berg hinweg.

Die Erinnerung malt mir jene Wunderwelt mit brennenden Farben und herrlich, wie sie mir damals erschien; ich werde mich daher wohl hüten, jene Farben erblassen zu machen, und habe mir das Wort gegeben, den Zauberring in diesem Leben nicht wieder zu lesen. Wohl aber darf man es für Fouqué und die Poesie beklagen, daß er mit einer dichterischen Erfindungskraft, die an Reichthum nicht sehr viele ihres Gleichen hat, in die abgeschmacktesten Rückschrittsjahre fallen mußte.

Wie sich Schiller's erhabene und doch so rationelle Muße mit diesen irrationalen Größen vertrug, kann ich mir nicht mehr vorstellen. Ich weiß nur, daß ich ihn fleißig las; aber er war mir eine Welt für sich, die mit den Romanen nichts zu schaffen hatte.

Viertes Capitel.

Was jedoch unter allen Erzeugnissen der mir damals zugänglichen Romanliteratur den mächtigsten Eindruck auf mich machte, das war der Lichtenstein. Ich stand eben auf dem Punkt, die Grenze der Knabenjahre zu überschreiten, als dieses Buch die Lesewelt überraschte. Daß ich es fast gleich nach seinem Erscheinen zu sehen und zu lesen bekam, ist ein Beweis von dem Aufsehen, das es erregte; denn — ausgenommen ein mit dem Mantel von Marengo und der Sonne von Austerlitz illustrirtes Ehrendenkmal Napoleon's, das ein Freund meines Vaters aus dem Französischen übersetzt hatte, waren die Bücher, die ich in meiner beschränkten Umgebung kennen lernte, längst über Wunsch und Furcht der ersten Aufnahme weg und nicht mehr von den „trüglich wankenden Planeten" der öffentlichen Meinung abhängig.

Daß nun im Lichtenstein die Erfindung leicht abgethan und die Geschichte sorglos behandelt ist, was verstand ich davon, und wer kümmerte sich darum in der ersten freudigen Ergriffenheit? Hier erschien mir zum erstenmal die Heimath in dem Lichte, in welchem unsre andern Erzähler meist nur die Ferne zu zeigen bestrebt gewesen waren. Während diese den Zuruf Göthe's, in das Land des Dichters zu gehen, buchstäblich nahmen und am überseeischen Tische eines reichen Mannes fremde Brocken mit fremdem Munde kauten, hat der jugendliche Dichter des Lichtenstein, zwar nach dem Vorbilde der Waverleynovellen, aber zugleich in Uhland's und seiner Freunde epischen Spuren gehend, für unsre Dichtung zuerst wieder recht eigentlich die Heimath entdeckt, der er nur allzu früh durch den Tod entrissen wurde, um in den Wirklichkeiten der Welt so dichterisch-heimisch werden zu können, wie er im Wunderreiche des Märchens zu Hause war.

„In dem gesegneten Schwabenlande" — so hatte zwar auch der Zauberring begonnen; doch die Burg und Aue an der Donau schwebten in einer unbestimmten Dämmerung, in welcher sich Traumgestalten bewegten. Im Lichtenstein aber sah ich Bekanntes und Unbekanntes im hellen Tageslichte,

und schien der Mond einmal, so war er selbst dann, wenn er etwa aus den Memoiren des Satans im Osten*) unterzugehen gelernt hatte, doch immer unser guter alter geschichtlicher Mond. Unter dem Unbekannten verstehe ich das, was ich noch nicht gesehen hatte, und dessen war viel, so zum Beispiel das ganze Donaugebiet der Erzählung, und mehr als das halbe Thal des Neckars, den ich zwar seit der Reise nach Ofterdingen an diesem und jenem Punkte schon überschritten hatte.

Fremd war mir namentlich unsre stolze Schwesterstadt Ulm, und welchen Reiz der Ferne übte der Bankettwein, den sie schenkte! Aus dem Wittwenkrüglein meiner „Frau Dote" floß zwar ein goldheller „Häsliwein", den selbst ein Herzog Ulrich nicht verschmäht hätte; aber an dem Uhlbacher des Ulmer Rathhaussaales las ich mich in einen magischen Rausch hinein, als ob das flüssige Feuer zu Malvasia, auf Cypern oder bei der Zaubergrotte von Kreta gewachsen wäre. Und doch waren meine Lippen diesem tropischen Gewächse bereits mehr oder weniger nahe gekommen; landschaftlich einmal gewiß, ja zweimal, denn so oft war ich schon die „Weinsteige" hinabgezogen, um die für mich zur Herrin gewordene Hauptstadt oder vielmehr den in ihr gelegenen schwäbischen Olymp, den Sitz des prüfungsreichen „Landexamens", zuerst mit einer „Petition" und dann mit einer „Prima-Exspectanz" zu stürmen**); vielleicht aber auch einmal körperlich, denn als „Petent" war ich nebenbei aus dem Stande reichsunbemittelter Niedrigkeit in den alt- und neuwirtenbergischen

*) Vgl. Gesammtausgabe von 1840, Bd. 3, die geographisch-astronomische Combination von S. 159, Z. 11 v. o., mit S. 162, Z. 10—8 v. u.

**) Für das chinesische Publikum, dem diese Verhältnisse unbekannt sind, ist hier zu bemerken, daß die Herbstlesen des obengenannten Berges drei Jahrgänge und drei Prüfungsgrade umfaßten, so daß, wer fernd zum Petens gereift war, heuer als Exspectans prima vice und über's Jahr desgleichen secunda, also in zweiter dritter und letzter Erwartung, zum Examen kam.

„Verwandtschaftshimmel", ja, in den gastfreien Schoß eines jovialen Herrn Prälaten erhoben worden, der einen sehr guten Tisch und einen noch bessern Keller führte. Daher dürfte die Conjectur nicht zu gewagt sein, daß meiner persönlichen Bekanntschaft mit dem Junker Dietrich von Kraft die seines Leibweins vorausgeeilt sein möchte, wiewohl ich in diesem Fall das edle Getränke nicht als Kenner, sondern, wie man zu sagen pflegt, als „unwissender Ignorant" verkostet haben würde, und zudem einen Jahrgang, der vermuthlich älter, gewiß jedoch preiswürdiger war als der, mit dem der gute alte Herr von Breitenstein sich „anstreichen" ließ, nämlich einen in der Kelter gedruckten.

Ueberhaupt kann ich nicht im vollen Sinn des Worts von unbekannten Gegenständen reden, weil ich — mit Ausnahme des Uhlbachers, der mich übrigens durch seinen wiewohl schuldlosen Namen eher ein bischen an den Hasper a Spada als an den Zauberring hätte erinnern sollen — auch das Unbekannte vom Lesen und Hörensagen beinahe so genau kannte, wie wenn ich es gesehen hätte. Des Bekannteren war aber auch nicht wenig. Lichtenstein und Nebelhöhle traten nicht blos an das Ohr, sondern auch an das Auge heran. Im Hirsch zu Pfullingen hatte ich bei einem und dem andern kleinen Ausflug der Familie mit eingekehrt, und auf dem Tübinger Schlosse war mir so zu sagen jeder Stein befreundet. Dieses Schloß bewahrte ja noch, wie oft von mir gelesen! die schwarze Tafel mit den Namen der vierzig Ritter, die ihr Lehnsherr dort hatte aufhängen lassen, die Namen nämlich, und aus dieser kitzlichen Geschichte war für mich ein Silberstück erblüht, weil ich durch die unschuldige Frage, warum denn diese Vierzig im Kalender *ohne* Namen stehen, dem Zwerchfell des dortigen Großvaters eine kleine Wohlthat erwiesen hatte, die der alte Herr als solider Mann honoriren zu müssen glaubte.

Und alle diese Gegenstände, die mir, mit der schon genannten Ausnahme, theils vom Sehen theils vom Hören alltäglich waren, sah ich nun auf einmal „romantisch" verklärt, und wurde gewahr, daß das Bekannte — vielleicht jedoch

etwas mehr in der Beleuchtung der Vergangenheit als im Lichte der Gegenwart — die dichterische Wirkung befördert, anstatt sie aufzuheben, oder, anders gesagt, daß das Heimathgefühl für sich selbst schon eine Quelle der Dichtung ist. Daß wir der Dichtung nun, besonders wenn sie aus dieser Quelle schöpft, noch immer einen fremden Namen geben, das beweist eben, daß wir uns ihres Ursprungs wie unsrer eigenen Ursprünglichkeit noch immer nicht ganz vollbewußt geworden sind. Oder beweist es vielleicht noch etwas mehr?

Jedenfalls ist und bleibt es mir lieb, daß ich früher aus dem Uhlbach als aus der Tweed und Themse getrunken habe, so reinlich und unerschöpft bei dem „Ariost des Nordens" diese Ströme fließen; denn wenn sie mich auch für einen Augenblick halb zum Britten und beinahe ganz zum Schotten machten, so wirkte doch gerade in diesem ihrem Zauber am stärksten ein leiser Nachklang jener Heimseligkeit, die ich einst über dem Lichtenstein empfunden hatte.

Fünftes Buch.

Erstes Capitel.

Hätte ich den Wink des Genius verstanden, so möchte es vielleicht gut gewesen sein, denn er erschien mir als Gespenst am hellen Tage, und obendrein in der Kirche.

Eines Sonntags in der letzten Zeit meiner Schuljahre wohnte ich dem Vormittagsgottesdienste bei, zu welchem wir Schüler regelmäßig erscheinen mußten, um Thema und Disposition der Predigt, wo möglich auch einen Auszug aus derselben, nachzuschreiben. Wir hatten dieser Aufgabe eine Zeit lang in der für die Katholiken eingerichteten Kapelle obgelegen, weil dort viel kürzer und kurzweiliger gepredigt wurde, waren aber, nach einer Connivenz von etlichen Wochen wieder zur Kirche unserer Confession herbeigezogen worden.

Der Prediger, der an diesem Sonntag auf die in dem großen Kirchenschiffe freistehende Kanzel trat, war keine der an dieser Stätte gewohnten Erscheinungen: eine jugendliche lange Gestalt mit todtenbleichem Gesicht, glühenden Augen und wilden Locken. Er begann. Wir Knaben saßen mit aufgehobenem Bleistift da, um bei den bekannten hergebrachten Wendungen das Nöthige für unsern Hausbedarf festzuhalten. Aber verlegen und immer verlegener sahen wir

einander an; es kam kein Signalzeichen, und wir fuhren, vor uns und hinter uns Unendlichkeit, mit der Stange im Nebel herum, ohne etwas auf das Papier zu bringen. Die Sprache war deutsch, so viel verstanden wir, aber sonst faßten wir nichts davon.

Als wir unglückliche Berichterstatter am Montag in die Schule kamen und unsere Aufzeichnungen sehen lassen sollten, hatte Keiner einen Buchstaben aufzuweisen. Der Lehrer aber ließ die Sache mit einem stummen vielsagenden Nicken und ohne den gefürchteten Verweis bewenden. Die biderben Bürger waren wüthend über den jungen Prediger, und schwuren ihn von der Kanzel herabzureißen, wenn er noch einmal ihre Marienkirche zu verheidnigen wage. Er hatte, wie man sich heimlich in die Ohren sagte, Philosophie gepredigt. Dieser Jüngling, der meines Wissens nur das Eine Mal, und zwar diesfalls invita Maria wie invita Minerva, persönlich an mir vorübergegangen ist, war Wilhelm Waiblinger, dessen Vater, ein Regierungsbeamter, in unserer Stadt ansäßig war. Sein Schicksal führte ihn bald darauf nach Italien, von wo er nicht wieder in das Vaterland zurückkehren sollte.

Ungewarnt durch dieses Gesicht, eilte ich kurze Zeit hernach gleichfalls der Prophetenschule zu, um in verschiedenen mehr oder weniger heidnischen Fächern den Grund zum künftigen geistlichen „Leider auch“ zu legen.

Die Pflanzstätte, in die ich mit meinen Altersgenossen „eingeliefert“ wurde, war das berühmte Kloster im Kraichgau, das aus dem mißverstandenen Mühlbrunnen, an dem es gegründet ist, den durch die nachträgliche Sage aufgeschmückten Mauleselnamen geschöpft hat. Es bot uns bei unserem Eintritte nicht wenige Gegenstände der Ehrfurcht und des Staunens dar. Die Kirche, deren Bauart damals noch byzantinisch hieß, war zwar gewöhnlich geschlossen, stand uns aber dessen ungeachtet offen, da der Meßner, zugleich unser Hausschneider, uns mit seinem großen Schlüsselbunde allezeit hold und gewärtig war. Mit frommer Scheu betrachteten wir im Chor die steifen, von den Franzosen entnasten Steinbilder des Ritters, der das Kloster gestiftet, und

des Bischofs, der es geweiht und begabt. Noch mehr als das Schnitzwerk der Stühle bewunderten wir die tiefen Kniespuren, welche die Andacht der alten Mönche in Holz und Stein hinterlassen hat. Die Grabsteine mit ihren Inschriften gaben Beschäftigung für Monate. Eine in der Seitenhalle des Schiffs am Boden liegende Steinplatte erzählte uns, wie man im zwölften Säculo Wort und Eid vortheilhaft zu halten wußte, indem die Mönche, von dem bösen Nachbarn beim Bau des Klosters betroffen und zum Schwur der Nichtvollendung gezwungen, den letzten Stein uneingemauert ließen und den verblüfften Räubern diesen Stein liegen zu lassen versprachen bis auf den jüngsten Tag. Zwei einander gegenüberstehende Controverskanzeln erinnerten an die Wandelbarkeit nicht blos weltlicher, sondern auch geistlicher Dinge, an die Bewegungen der Reformation, die Religionsgespräche, die von den benachbarten Fürsten und ihren Theologen in Maulbronn gehalten wurden, und an die wiederholte Austreibung der hartnäckigen alten Conventualen. Noch flüsterte die Sage von den ungeheuren Schätzen, die sie bei ihrer Flucht vergraben haben sollten, und von geheimen aber vergeblichen Anstrengungen sowohl der besitzenden als der vertriebenen Partei, dieser Schätze habhaft zu werden.

Auch wir stöberten fleißig nach Schätzen, aber nicht nach solchen, welche die Goldgier reizten. So oft wir's möglich machen konnten, trieben wir uns in dem Kreuzgang umher, aus dem man in das von Kirche und Kloster umgebene schattige Gärtchen blickt. Da schwelgten wir in der Schönheit der alten Bauformen, und hatten unsere besondere Lust an dem prächtigen Bacchus, der an einer der Säulen als tonsurirter Mönch, aber nicht im Mönchsgewande, sondern in der ungenähten Bacchustracht, auf einer Traube reitend und Trauben schmausend ausgehauen ist.

An den Kreuzgang stieß das Refectorium mit seinen Gemälden und seinem Wald von schlanken Säulen, alles mit schnödem Gerümpel erfüllt. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß bei einer Plattenlegung im Kreuzgang eine steinerne Mulde, vermuthlich der Sarg eines alten Abtes, ausgegra-

ben und aufrecht an das hohe Fenster des Refectoriums angelehnt wurde, so daß wir eine Art Freitreppe, aus einer Riesenstaffel bestehend, zum Einsteigen in die versperrte Halle hatten. Wir lernten sie bald auch in der entgegengesetzten Richtung benützen, um nächtliche Befreiungsflüge aus unserer Clausur zu machen. Es konnte uns nämlich nicht lang entgehen, daß vom großen Hörsaal eine steinerne Wendeltreppe in die herrliche Rumpelkammer hinabführte, aus welcher wir sodann mit Hilfe des Sarges ziemlich geräuschlos in den Kreuzgang gelangten, der mit dem einen Ende frei nach dem großen Platze mündete. Eine schadhafte Stelle in der Ringmauer hatte sich unserem Forschungseifer längst bei Tage dargeboten, und so glückte es uns, im Zwinger die Wasserleitung zu ersteigen, die vom See nach der Mühle ging. Hier ließen wir, „von allem Wissensqualm entladen", das Kloster tief unter uns, um auf „Bergeshöh'n mit Geistern zu schweben", im Mondlicht durch die wundervollen Buchenwälder zu gehen, oder an den stillen Seen zu lagern, auf deren Spiegel die Gestirne ruhten.

Dieweil aber „zwei Seelen, ach!" in der Brust des sündigen Menschen wohnen, so wußte die zwote den nächtlichen Zauberflug der ersten nach ein paar Jahren paradiesischen Hausens an Wald und See immer mehr abzukürzen und nach einem Orte zu lenken, wo sie, die Doppelseele, „in derber Liebeslust", „mit klammernden Organen", einen schlanken Hals umspannen und entkorken konnte. Warum aber hatte auch Bischof Günther unsern heiligen Vorgängern die Villa Elfingen, Hof und Berg, vergabt, warum hatte Kaiser Rothbart lobesan dem Kloster dieses Reichslehen überlassen, auf welchem die Perle aller Schwabenweine, der milde und doch so geistreiche Elfinger, wächst!

Doch nicht allein in die Weite und Breite, auch in die steile Höhe sind unsere Entdeckungsfahrten gegangen. Nachdem wir alles Erforschbare im Kloster durchforscht — nicht zu vergessen der Schätze hinter der schweren eisernen Thüre der Klosterbibliothek, besonders der Chronik Turpin's, und des sechsten Buches Mosis, das wir aber blos von weitem

an der Kette zu sehen bekamen — verstiegen wir uns in jene luftigen Regionen, wo man sonst nur melancholische Kater wandeln sieht. Wir lernten nämlich einen Theil des Vierecks, das die Kirchen- und Klostergebäude bildeten, zu Dache begehen. Schon hielten wir uns für die ersten Entdecker einer neuen Welt, als eine sehr unerwartete Entdeckung, nämlich ein in dieser Höhe wohlverwahrter und mit einer Widmung an die Nachwelt begleiteter Bücherschatz, uns erzählte, daß Andere vor uns an dieser Stelle gewesen seien. Uns war wie Reisenden zu Muthe, die an einem fernen Strande, oder auf einer unzugänglich geglaubten Gebirgsspitze Spuren menschlicher Geschichte finden. Auch feierten wir das glorwürdige Ereigniß nach Gebühr. Wir brachten die Stiftung, nachdem wir treulich von ihr Gebrauch gemacht hatten, mit andern Büchern vermehrt und mit einer neuen Widmungsurkunde für die folgenden Generationen versehen an den alten Ort zurück, und begingen diese Handlung mit einem auserlesenen Stiftungsfeste. Die Kirche hat eine schöne Vorhalle mit sechs Portalen, Paradies genannt; auf dieser ruht, unter dem Frontispiz der Kirche, ein ziemlich flaches Dach. Hieher kamen wir vom Kloster herüber mit Geigen und Flöten gestiegen; ein anderer Theil stellte sich mit seinen Instrumenten unten auf dem vor dem Paradies gelegenen Turnplatze bei den breiten Linden auf, und so veranstalteten wir, in Wechselchören einander erwidernd, ein gewiß nicht oft dagewesenes Concert.

Aber noch ein ganz anderer Fund sollte unsere Dachstudien krönen.

Oberhalb des Fensters, das unsern Operationen als Ausgangspunkt diente, erhoben sich die Dächer der Klostergebäude amphitheatralisch über einander zu einem Labyrinth, das nothwendig den Unternehmungsgeist reizen mußte. Kletternd und rutschend, einer vom andern geschoben oder gezogen, strebten wir durch eine aufrechte Dachrinne zu unbekannten Höhen empor, und gingen dann in einer andern wagrechten, zwischen einem hohen Dach und der Wand eines anstoßenden Gebäudes eingemauerten Rinne hinter einander hin. Da

fesselte eine Oeffnung in der Wand unsere Aufmerksamkeit. Wir wußten nicht, war es ein Fenster oder eine kleine Thüre. Einer um den Andern sah hinein, aber unsere Blicke sanken haltlos in ägyptische Finsterniß. Ebenso merkte der prüfende Fuß alsbald, daß es nicht sowohl hinein ging, als vielmehr hinab. „Hinab also!“ rief das Haupt der Schaar, dem wir auf unserer Polarfahrt Gehorsam geschworen hatten.

Aber „wer wagt es, Rittersmann oder Knapp?“ Das Gemäuer da konnte hohl sein bis auf die Grundmauern, und dann mochte der Sprung übel bekommen. Unser Anführer jedoch war nicht der Mann, sich von Bedenklichkeiten aufhalten zu lassen. Er verdiente seine Wahl. Hatte er doch erst gestern auf der höchsten der Linden, die den Turnplatz beschatten, sein Meisterstück gemacht: er hatte sie bis in den Wipfel erklettert; so schlank und leicht er war, so brach dennoch der dünne Wipfel mit ihm, aber in der Hälfte des Falls ergriff er gleichmüthig einen Zweig, an dem er so eben vorüberschlug, hielt sich fest und kletterte noch einmal hinauf. Seine redlichen Gemüthseigenschaften abgerechnet, konnte man ihn durchaus mit einer Katze vergleichen.

„Hinab!“ rief er und war in der Nacht verschwunden; doch hörten wir zu gleicher Zeit, daß der Sprung nicht allzu tief gegangen war. „Höchstens sechs Schuh hoch!“ rief er lachend herauf, und wie die Heruler oder die sieben Schwaben in's blühende Leinfeld, hüpften wir einer um den andern nach. Wer ungeschickt aufsprang, der fiel — Verfasser dieses kann es bezeugen — auf weichen Schutt. Unsre schwarzen Kleider, die seit nicht allzu langer Zeit an die Stelle der protestantischen Klosterkutten getreten waren, mögen bei diesen archäologischen Bemühungen wohl auch zu Alterthümern geworden sein.

Durch eine schmale Lucke fiel ein Streifen vom Tageslicht auf eine Stelle an der Wand, und in dem Lichtschimmer erschien — ein dunkelrother Flecken. »Salve, Fauste!« ertönte es im Chor, und ein dumpfer Widerhall antwortete von den Wänden. Wir wußten nämlich wo wir waren.

Daß wir uns in unserem Kloster auf klassischem Boden der Faustsage befanden, hatte uns die dort fortlebende Ueberlieferung längst gesagt. Nur eine Stunde von hier geboren, wenn die Angabe richtig ist, wurde Faust (der aber halbwegs Sabel geheißen zu haben scheint, wovon an seinem Ort das Weitere) vom Abt Entenfuß, einem Jugendfreunde, aus seinem fahrenden Scholastenleben erlöst und in das Kloster aufgenommen, wo er ein Gemach zu seinem Laboratorium angewiesen erhielt. Der Gastfreundschaft soll jedoch einiger Eigennutz beigemischt gewesen sein, sofern der von einem starken Baugeist besessene und deshalb in steter Geldklemme schwebende Prälat auf die Goldküche seines Gastes gerechnet habe. Jedenfalls vergalt ihm der Doctor Drudenfuß sein Vertrauen mit großem Gestank, denn er beging die Unanständigkeit, sich mitten im Kloster vom Teufel holen zu lassen, worauf sein hochwürdiger Freund sich auch nicht länger halten konnte, sondern „wegen üblen Hausens" den Krummstab niederlegen mußte.

Dieses Teufelholen scheint beiläufig, in Betracht der Oertlichkeit, nicht so einfach gewesen zu sein, wie man vielleicht im täglichen Handel und Wandel meint: denn abgesehen von den anatomischen Weitläufigkeiten, die es der Sage nach den Teufel kostete, bis er dem Doctor seine arme Seele ausgerupft hatte, wie muß er sich nur abgearbeitet haben, ihn durch die enge Fensterlucke hindurchzubringen, um ihn, was doch vermuthlich im Kloster nicht erlaubt war, in den Lüften herumzuwirbeln und zu zerreißen. Die Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts müssen sehr mager gewesen sein: ein Marder von nur einigermaßen günstiger Lebensstellung fände wohl den Ausgang zu schmal. Auch muß ihn der Kopf gehindert haben, da er sich, sowohl nach der Sage als nach dem Augenschein, bemüßigt fand, denselben vorher an der Wand zu zerschmettern. Von dieser Maßregel nämlich rührt der dunkle Flecken her, welcher, ebenfalls der Ueberlieferung zufolge, sich unvertilgbar bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Das Wahrzeichen schlug jeden Zweifel nieder: wir stan-

den in Doktor Fausti Gemach! Die Dämmerung, in welche sich die Nacht allmählig für unsere Augen verwandelt hatte, ließ uns in der öden, nicht sehr geräumigen Zelle nur nackte verfallene Wände und über uns ein flaches Gewölbe erkennen. Was die Augen nicht unterscheiden konnten, das fühlten wir um so deutlicher unter den Füßen, nämlich einen unebenen, reichlich mit Schutt bedeckten Boden.

Dennoch war gerade dieser dunkelste Theil des Orts bestimmt, uns zu neuen Entdeckungen zu leiten. Mit Schrecken bemerkte Einer in der Mitte des Gemachs ein viereckig ausgemauertes Loch, in das er beinahe hineingetreten wäre. Er kniete nieder und streckte den Kopf hinab, ob in dem Abgrund etwas zu erspähen sei. Auch dort, tief unter uns, hatten ein paar verlorne Strahlen vom Tageslicht irgend woher Zutritt gefunden, und schienen unschlüssig in der Finsterniß umherzuhuschen.

Eine Weile hatte unser Forscher seiner Untersuchung obgelegen, da sprang er plötzlich auf, holte tief Athem und beobachtete ein räthselhaftes Stillschweigen. Neugierig kauerte ein Anderer nieder, stieß aber bald einen Schrei aus und fuhr mit Entsetzen auf. „Todtenköpfe!" rief er, „ein ganzer Haufen gebleichter Todtenköpfe liegt da unten!" Einer um den Andern drängte sich jetzt herzu und Jeder sah die Todtenköpfe.

Das war nun freilich eine schauerliche Entdeckung, aber eben darum nicht ohne Reiz. Wir mußten uns um jeden Preis Gewißheit verschaffen, und selbst der Gedanke, die Schätze der alten Mönche in dem Verließ zu finden, hätte uns schwerlich mehr beschäftigen können, als die Anwesenheit der Todtenköpfe. Der Behendeste von uns kroch den Rückweg an, um eine Laterne und eine lange Schnur zu holen, während die Andern ahnungsvoll zur Stelle blieben.

Als er zurück war, wurde mit zitternder Ungeduld Licht gemacht und die Laterne in den geheimnißvollen Schlund hinabgelassen. Anfangs beleuchtete sie einen Mantel von schönen Quadern, dann schwebte sie in der unendlichen Nacht, unkenntliche Mitteldinge zwischen Sein und Nichts tauchten

in ihrem flackernden Schimmer auf, endlich erreichte sie den Grund und blieb unbefangen auf dem Hügel stehen, den wir für einen Haufen Todtenköpfe gehalten hatten, und der sich jetzt, durch das Licht der Wahrheit auf natürliche Gestalt und richtiges Maß des Daseins zurückgeführt, in ein Lager von frischen, kerngesunden Krauthäuptern verwandelte.

Ein das Gewölbe erschütterndes Gelächter brach los, das eine ohnehin schon schmerzlich gestörte Colonie von Fledermäusen vollends zur Verzweiflung brachte. Bald aber kam die Reihe der Bestürzung an uns selbst, denn auf einmal wurden in dem Verließe unter uns Stimmen laut, und wir glaubten sogar einen herzhaften Fluch zu vernehmen. Eilig zogen wir die Laterne herauf, die uns nun einen zuvor nichtgeahnten Ausweg zeigte, nämlich eine steinerne Wendelstiege, dergleichen in alten Gebäuden so manche zu finden sind.

Mit freudigem Gepolter salvirten wir uns hinab, aber die Freude endete sammt dem Rettungsweg an einer vermauerten Thüre. So leise als möglich, denn die Stimmen schienen immer näher zu kommen, schlichen wir in das verwünschte Mauerloch zurück, wo wir uns zur geordneten Flucht entschließen mußten, die trotz alles Herzklopfens nur langsam zu bewerkstelligen war. Vor der mannshohen Oeffnung, durch die wir hereingesprungen waren, mußte sich der Längste aufstellen; an diesem kletterte der Turnmeister hinaus, und nun konnte den Andern von außen und von innen Hilfe geleistet werden, bis auf den Letzten, der mit vereinten Kräften heraufgezogen werden mußte. Alles lief glücklich ab, wir hörten nichts mehr, verfolgten unsern Katzenweg nach dem Dorment zurück, und verhielten uns mäuschenstill.

Den andern Tag war am Thore, dem einzigen, das in die damals noch ungebrochenen Klostermauern führte, ein Plakat angeschlagen, besagend, daß gestern durch eine Rotte Banditen ein ausgezeichnet frecher Einbruch im Keller des Oberrichters versucht worden sei; bei Annäherung der Hausgenossen seien die Diebe auf unbegreifliche Weise verschwunden, und da man sonach vermuthen müsse, daß der Keller

einen geheimen Zugang habe, so werde hiemit ein Preis von X Gulden auf die Entdeckung gesetzt.

Die Todtenköpfe drohten uns unsere eigenen zu kosten. In unsern Ringmauern hatten nämlich außer den Klosterangehörigen auch die Gerichts-, Verwaltungs- und Rechnungsbehörden des Amtes ihren Sitz, und einige der Klostergebäude waren ihnen eingeräumt. Unser Justizmann aber war ein strenger dicker Potentat aus der alten inquisitorischen Schule, an dem es gewiß nicht lag, wenn die Tortur nicht wieder hergestellt wurde. Er war so dick, daß, wenn er sich in's Fenster legte, ihm das Umdrehen beschwerlich fiel. Wurde also in einem solchen Augenblicke ein Delinquent vor ihn oder vielmehr hinter ihn gebracht, so sprach er seine Rolle mit dem Rücken gegen das Gericht zum Fenster heraus, und da dieses auf den Platz ging, so konnte man hier der Untersuchung anwohnen und aus der hörbaren Hälfte des Protokolls den ganzen Gang der Verhandlung errathen. Er war somit gegen seinen Willen ein Vorbote der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit. „In den Hosenträger mit dem Kerl!" das war gleichsam sein Feldgeschrei. „Ach was!" hörten wir ihn manchmal sagen, vermuthlich auf eine Entschuldigung, die besonders den Delinquentinnen geläufig ist: „Dummheit ist die größte Sünde!" Mit der Romantik wäre ihm wohl noch weniger beizukommen gewesen.

Ein Charakter von so gedrungenem Korn ließ nicht mit sich scherzen. Ohnehin konnte ein scharfsinniger Commentator wittern, die „Banditenrotte" sei bereits auf die Studenten gemünzt. Wir machten uns zum Thor hinaus und eilten in den Wald, wo wir uns eine gar zierliche Hütte erbaut hatten, in der wir die karge Stunde der sogenannten Recreation zubrachten. Dort lachten wir in's Fäustchen, und als das Campusglöcklein uns mit seinen weitgellenden Tönen in's Kloster zurückrief, schritten wir ehrbarlich wieder durch das Thor, und wagten dem Proscriptionsdecret nur flüchtig im Vorübergehen zuzublinzeln.

Einige Zeit hernach fiel der Besitzer der Todtenköpfe in eine Krankheit und starb. Wir sangen ihm vierstimmig am

Grabe und erhielten diese Ehrenbezeugung durch eine große Amphora seines edlen Weins erwidert, dessen Geister unsre unschuldige Laterne in ihrer Ruhe gestört hatte. Jetzt fanden wir auch den Muth wieder, unsre Dachreisen zu erneuern und das Faustianum, wie wir das Gelaß benannt hatten, aufmerksam zu besuchen. Die vermauerte Thüre ließ uns durch ein Loch in einen Holzstall blicken, in welchem wir sofort einen Theil des Rebenthals erkannten, zur Bestätigung, daß wir unsre Entdeckung richtig getauft hatten; denn die Sage beharrt darauf, daß das Laboratorium des Höllendoctors an den Speisesaal der Mönche gestoßen habe. Vielleicht ist ihnen aus seiner magischen Küche eins und das andere jener Gerichte zugeflossen, die zu seiner Zeit oft so sonderbar von fürstlichen Tafeln verschwunden sein sollen.

Das Wahrzeichen, das wir nun mit der Laterne näher zu beleuchten wagten, war ein großer, dunkler, braunrother, rostiger Flecken, der einen Theil der Wand bedeckte. Wir beschäftigten uns lang damit, seine Entstehung zu erklären, und wurden endlich eins, daß er entweder vom Doctor Faustus herrühre oder nicht. Im letzteren Falle, beschlossen wir, sei der Gegenstand nicht weiter zu verfolgen; im ersteren erkannten wir das Wandgemälde für eine der interessantesten Visitenkarten im Geschmack des sechzehnten Jahrhunderts, besagend nämlich: „u. A. z. n."

Daß dem Kloster, dem ein solches Cerebrum hinterlassen worden, unter allen unsern Prophetenschulen der erste Rang gebühre, stand für uns fest. Den Keller ließen wir fortan unbehelligt, doch wandelten wir nicht allzu knapp die Pfade des Gesetzes; denn wenn mich meine Erinnerung nicht gänzlich trügt, so hat die Zelle des Magus manchen verbotenen Duft geathmet, nach der Weise: „Knaster den gelben hat uns Apollo präparirt."

Unsere Wiederentdeckung der Faustküche aber ist seit dem großen Spuk von 1659, wo der Teufel leibhaftig im Kloster umging, „vornen niederträchtig wie ein Katz, hinten aber hoch und dick wie ein zottiger Hund," das größte dämonologische Ereigniß daselbst gewesen. Wir wagten nach und nach unser

Geheimniß weiter zu verbreiten, und die Kunde davon drang zuletzt selbst in die Kreise der ehrwürdigen Sagenforschung ein, die sodann in rechtsgültiger Form seitdem das gute Kloster in sein halbvergessenes Anrecht auf den Lieblingshelden der deutschen Zaubersage wieder eingesetzt hat.

Und im Hinblick auf dieses löbliche Vollbringen, wovon ich ein kleiner Theil gewesen bin, will ich mich's doch lieber nicht gereuen lassen, in die Prophetenschule gegangen zu sein.

Zweites Capitel.

So war man denn zu einer unserer hervorragendsten Größen in eine Beziehung getreten, deren Bewußtsein immerhin sich mit dem Beziehungsbewußtsein jenes Schulmeisters messen durfte, welcher in das Schillersbuch zu Marbach schrieb: „Herrn Vater hab' ich auch gekannt." Allein das Verhältniß zu dem großen Nekromanten sollte noch ein engeres werden; doch leitete sich dies auf einem ziemlichen Umwege ein.

Ein junger Vorgesetzter, der freundlichste und treuherzigste, dem jemals die Aufsicht über junge Geister übergeben war, hatte uns in den Freistunden die Anfangsgründe des Englischen beigebracht, und bald hatten wir uns auf den Schultern des Unterpfarrers von Wakefield zu dem düstern Thurm des Corsaren und zu der Prachthalle des verschleierten Propheten von Khorassan emporgeschwungen. Der mächtige Eindruck des dichterischen Genius in Verbindung mit dem eigenthümlich fremdartigen Reiz der Sprache weckte den Trieb des Nachstammelns. Was angeklungen, was ergriffen hatte, das mußte sofort, gleichwie mit Naturnothwendigkeit, übersetzt sein, und die Uebersetzungen schossen wie Pilze auf. Das ganze junge Volk war überhaupt sehr productiv; es führte seinen eigenen „Dichterwald", einen handschriftlichen Musenalmanach, der unter allgemeiner Theilnahme auf meh-

rere Bände angewachsen ist. Doch war dies lauter Originalpoesie, die Uebersetzungen aber blieben vorerst das unverbrüchliche Geheimniß ihrer beiden Verfasser.

Beinahe wäre dasselbe verrathen worden, als unser guter alter Vorsteher mich einst am Childe Harold ertappte und nachher in der Lection über den Euklid auf gewisse Leute anspielte, die sich mit „Allotriis", ja gar mit dem „Harro Harring" befassen. Er hatte diesen Zeitgenossen mit Byron's düsterem Wanderer verwechselt, und schien ihn obendrein für eine Art Ritterroman zu halten, was mich viel von seiner guten Meinung einbüßen machte.

Die Uebersetzungen hatten nach und nach den Umfang einer kleinen Sammlung gewonnen und deuchten dem Verfasserpaare gegenseitig gelungen zu sein, daher die anfängliche Verschämtheit, zumal bei dem schon mit Druckerschwärze geimpften Theil, kühneren Regungen Platz machte und wir immer tiefer von der Ueberzeugung beseelt wurden, die „Dinger" würden gar kein übles Bändchen geben. Aber wohin damit? Das war für zwei junge Klosterschüler eine kaum aufzuwerfende Schicksalsfrage. Hätte mein Großvater, der Universitätsbuchdrucker, noch gelebt, so würden wir an dem alten Herrn einen splendiden Verleger gefunden haben.

In dieser Verlegenheit fiel mir der Herr Vetter zu Hause ein, der Verleger der Volksbücher, die mich auch in das Kloster begleitet hatten. Ich schrieb ihm, und er ließ sich umgehend vernehmen, mit Wohlgefallen habe er aus dem Briefe seines jungen Vetters ersehen, daß wir fleißig seien, auch in neueren Sprachen nicht zurückbleiben, und sei er gerne bereit, unser Werkchen in Debit zu nehmen, wie auch nach Erfolg zu honoriren.

„Glücklich ist, wem sogleich die erste Geliebte die Hand reicht!" Wir waren es nicht minder, da wir gleich bei dem ersten Versuch, ohne die vergeblichen Schritte, die den wenigsten Anfängern erspart sind, unsern Mann gefunden hatten, und sahen wo nicht den Himmel offen, doch die Bahn des Lebens von allen Schranken und Hemmnissen befreit.

Das druckfertige Manuscript ging unverzüglich ab, ver-

sehen mit einer Vorrede aus der Feder meines Freundes und Mitarbeiters, der ich mit Recht einen vollendeteren Satzbau und feinere Wendungen zutraute als der meinigen. Es war aber auch eine Vorrede, die sich gewaschen hatte, eine Vorrede, die dem Leser sagte, daß man ihm hier „goldene Früchte wenn nicht in einer silbernen, doch wenigstens in einer angemessenen Schale anzubieten wünsche." Ich gestehe, daß ich sie nicht ganz neidlos bewundert habe.

In Kurzem ging das Büchlein, nicht sehr modisch ausgestattet, in Gesellschaft des gehörnten Siegfrieds und des Paradiesgärtleins aus der reichsstädtischen Presse hervor. Es trug den Titel: „Ausgewählte englische Poesieen in teutschen Uebertragungen." Man schrieb Deutsch damals noch, besonders wenn es eine höhere Gesinnung ausdrücken sollte, mit dem T. Auf den Facturen und in den Handlungsbüchern des Verlegers, sowie in unsrem brieflichen Verkehr mit ihm wurde dieser Titel einfach in „Poesieen" abgekürzt.

Das Kindlein ging, von den Segenswünschen der beiden jungen Väter begleitet, seinen Weg in die Welt. Wir fürchteten nicht eben von unsrem Ruhm erdrückt zu werden, obwohl wir vorsichtiger Weise anonym geblieben waren, — aber, o Himmel, wie lautete der Rechenschaftsbericht der ersten Messe! Ein Dutzend Exemplare waren abgesetzt, die übrigen als Krebse, zum Theil in beißenden Bemerkungen gesotten, zurückgekommen. So hatte unter andern ein Buchhändler erklärt, es sei ein „Jammerwerk"; ein anderer hatte beigeschrieben, man solle ihn künftig mit solchem „Schund" verschonen. Ein dritter hatte gemeint, es gebe Uebersetzungen genug, man brauche keine neue. Dieses und noch Andres mehr berichtete der Herr Vetter gewissenhaft und sein Schreiben schloß: „So stehet es mit den Poesieen!"

Unter den verschiedenen Gattungen von Briefen, die im menschlichen Verkehr gewechselt werden, bietet die Abtheilung, welcher der so eben erwähnte angehört, ohne Zweifel die denkwürdigsten Beispiele, und man könnte besonders aus den Schubladen angehender Schriftsteller eine auserlesene Sammlung von Cabinetsstücken zusammenstellen. So erinnere ich

mich eines Briefes (ich verrathe aber nicht, an wen er geschrieben ist), worin ein Verleger einem Verfasser das Schicksal seiner Producte gar in unwillkürlichen Distichen auseinander setzt, die nur leichte Nachhilfe, hier die Weglassung, dort die Zugabe eines Fußes erfordern, um für zwei vollkommen tadellose Verse zu gelten. Man urtheile. „Fruchtlos setzten wir endlich den Preis auf ein Drittel herunter, | Aber sie rühren sich nicht, | und nur die Hälfte verkauft, | Würde (lies: würd') uns zufrieden und sohin in eine Lage versetzen, | Welche zur Zeit noch (lies: annoch) | unsere Firma nicht kennt."

Gewiß darf man die Stelle erhaben nennen, um so mehr, als der Schreiber keine Ahnung davon hatte, daß mitten in der reellen Prosa eines Geschäftsbriefes die Muße ihn im Nacken zupfte.

Ich glaube mich aber nicht zu irren, wenn ich diesem wie allen ähnlichen Stammbuchblättern das Schlußwort, zu welchem sich der Bericht meines ersten Verlegers zuspitzte, um seiner gediegenen Kürze, seines prägnanten Gedankenausdrucks willen vorziehe. Er hat sich mir fest eingeprägt, dieser Denkspruch, und in manchen Unbilden mich getröstet, denn bei aller elegischen Tiefe ist Humor in ihm. Ja, heute noch, wenn mich über das Getreibe des „geistigen" Marktes ein Kopfschütteln ankommt, wenn ich zusehen muß, wie die Industrie des Tages der Menschheit Schnitzel kräuselt und die große Kinderstube dem Trödelkrame nachläuft, — wenn — und wenn — und wenn — doch still, ich habe ja weder Gevatter noch Gevatterin, denen ich's klagen könnte — da gedenke ich eben des nun längst im Frieden ruhenden Herrn Vetters und sage mir: „So stehet es mit den Poesieen!"

Damals aber wurmte es mir, daß ich den guten Mann in Schaden gebracht haben sollte, und ich sann daher auf einen Verlagsartikel, der ihm denselben zu ersetzen geeignet wäre. Da wurde ich eines Tages bei einem Universitätsfreunde — wir waren inzwischen auf die Hochschule befördert worden — der alten Fausthistorie in der Bearbeitung von Rudolf Widmann und Nicolaus Pfitzer habhaft. Ein

anderer Freund übertrug mir auf meine Bitte eine Anzahl Umrisse von Retzsch und Thäter in volksthümliche Zeichnungen, und fügte noch einige Bilder aus eigener Eingebung hinzu, worin besonders die Darstellung, wie Faust den Wirthsjungen frißt, „der ihm allewege zu voll einschenkete," ein Muster von Naturwahrheit war.

Sofort ließ ich mir mein Dänenroß, eine der damals gefeierten akademischen „Katzen", satteln, ritt zu dem Herrn Vetter hinüber, der auch ohne Zaudern den Zuwachs seiner Volksbücher zu würdigen verstand, gab Anweisung, was abzudrucken und was wegzulassen, bis zum letzten Capitel, wo Doctor Faustus geschildert ist als „ein hockruckerigs Männlein, eine dürre Person, habend ein kleines grawes Bärtlein", und dictirte dann dem Setzer an seinem Kasten frischweg die Vorrede in die Lettern. Ich wollte mir's nicht nehmen lassen, auch einmal selbst eine Vorrede an das Licht zu geben. In dieser bot ich, gleichfalls auf eine angemessene Schale bedacht, den rostigen Styl nämlich des alten Buches nachahmend, dasselbe „dem freundlichen Leser" dar „zur Ergötzung, aber auch zur Warnung und abschreckendem Exempel, wie es denn auch in unserer Zeit solche leichtfertige Leute geben mag, welche, wann nur der Teufel herhalten wollte (er wird aber wohl wissen, warum er's bleiben lässet), gleich mit Feder und Papier bei der Hand wären, um eben auch so einen Contract mit ihm abzuschließen, gleichwie der unglückselige Doctor Faustus" u. s. w. u. s. w.

Dixi, schwang mich wieder auf mein Roß und ritt stolz nach der Universität zurück, welche vor dritthalb Jahrhunderten, 1588, das gleiche Unternehmen nicht so straflos hatte durchgehen lassen.

Damals war so eben durch den Frankfurter Verleger unseres Frischlin das erste Faustbuch, angeblich nach einem aus Speier erhaltenen Manuscript, „der ganzen Christenheit zur Warnung" in die Welt befördert und von einem christlichen Publikum mit wonnevollem Grausen aufgenommen worden. Dem akademischen Buchdrucker von Tübingen aber, Alexander Hock, schien das Büchlein werth, „noch mehr divul-

girt und an Tag geben zu werden." Um sich keines Nachdrucks schuldig zu machen, wählte er eine „kurzweiligere" Form, indem er zwei Studenten beredete, die Frankfurter Prosa fast wortgetreu in Reime zu bringen, und schon ein halb Jahr nach dem Erscheinen der Frankfurter Ausgabe kam das Tübinger Reimwerk in den Druck, das mit den resoluten Versen begann:

Es ist der Doctor Faustus nun
Gewesen eines Bauren Sun.

Die Vorrede aber ermahnte alle Christen, dies Büchlein zu kaufen und mit allem Fleiß zu lesen, damit sie sich vor dem Teufel hüten lernen, oder, falls sie schon in seine Klauen gerathen sein sollten, sich wieder auf den rechten Weg und zur wahren Erkenntniß Gottes reizen lassen möchten. Diese Warnung, die dem jungen Herausgeber im neunzehnten Jahrhundert ein romantisches Spiel mit alten Stylformen war, hatte im sechszehnten ihren guten praktischen Grund, nämlich das Büchlein und seine Urheber rückenfrei zu halten.

Die Absicht schlug jedoch fehl. Es waren ohnehin zu der Zeit an der Universität ärgerliche Händel vorgelaufen und Komödien aufgeführt worden, durch welche den »Adversariis« (der katholischen Partei) „groß Verdruß beschehen." Die Regierung schickte Commissarien von Stuttgart herauf zur Visitation, und der Senat ließ den Verfasser der Komödie, die den größten Anstoß gegeben, „durch Meister Samuel in carcerem setzen oder legen." Bei dieser Gelegenheit brachte die Regierung auch das „Tractätlein vom Faust" zur Sprache, und der Senat beschloß: „Hockium wölle man sampt denen Authores, so historiam Fausti (geschrieben), einsetzen und darnach einen guten Wiltz geben."

Damals ging es bei uns zu Lande nicht an, den Teufel auch nur „über die Thüre zu malen." Gleichwohl verbreitete sich die Fausthistorie, „wunderlich daherrauschend", über die ganze abendländische Welt, und wurde in allen Sprachen Europa's, immer mit den treuherzigsten Warnungen ausgestattet, an die kauflustige Christenheit abgesetzt.

Auch der Herr Vetter fuhr mit dem Büchlein gar nicht schlecht, denn es gewährte ihm vollständige Entschädigung für die verunglückten „Poesieen". Er konnte es mehrmals auflegen; es überlebte ihn, und ist, wie ich zufällig sehe, erst kürzlich wieder in neuer Auflage erschienen.

Auf diese Weise habe ich den Freunden meiner Jugend, den Volksbüchern, ihren langentbehrten Gesellen wieder zurückgebracht, und andere Herausgeber und Verleger haben das Beispiel seitdem häufig nachgeahmt. Indem ich mich nun meines Verdienstes rühme, darf ich mir freilich nicht bergen, daß der Verkleinerungsgeist, der unter den Menschen herrscht, mich fragen kann und wird, ob es im Vergleich mit den dichterischen und gelehrten Behandlungen der Sage eine große That genannt werden könne, ein altes Buch, obendrein nicht einmal das beste unter den Faustbüchern, zum Wiederabdruck befördert zu haben, und will ich unparteiisch sein, so muß ich gestehen, daß ich auf diese Frage nichts zu antworten weiß. Doch —

Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.

Das Wittwenstüblein.

Schon bei Lebzeiten des Großvaters hatte mich seine älteste Tochter in ihr Herz geschlossen, weil mein Vater als ihr jüngstes Geschwister, wie das so häufig bei den Jüngsten der Fall ist und sich selbst auf deren Nachkommenschaft vererbt, von jeher ihr Liebling gewesen war.

Diese Vatersschwester war nach dem Abscheiden ihres zweiten Gatten, der auf einem Dorfe unserer republikanischen Landschaft Pfarrer gewesen, in die regierende Stadt zurückgekehrt und hatte hier eine stille Wittwenwohnung bezogen. Ein Jahr lang wagte sie nicht in die Kirche zu gehen, um nicht vor der Gemeinde in lautes Weinen ausbrechen zu müssen; da sie aber zuletzt Aufsehen und Mißdeutung befürchtete, so besann sie sich — das einzige denkbare Mittel ihr Herz zu verhärten, — auf irgend eine Kränkung, ein auch noch so kleines Unrecht, das sie von dem Seligen erlitten hätte, um eine Stunde lang mit ihm „pfausen" und so den Gottesdienst ruhig aushalten zu können. Nachdem sie ihr Gedächtniß lang vergebens angestrengt, um in der zwanzigjährigen Ehe auch nur einen leisen Zwist aufzufinden, fiel ihr endlich doch etwas bei, was ihr brauchbar schien: sie hatte einmal, mit dem Kaffeebrett anstoßend, dem guten Pfarrer eine schön

eingebundene Bibel, die sich noch von seinen Studienjahren als Lohn des Wohlverhaltens herschrieb, auf den Boden geworfen, und die Folge davon war gewesen, daß er die Augen etwas ernsthaft erhob und sie so gut zu sein und ein andermal besser Achtung zu geben hat. So geringfügig dieser Umstand war, so hielt sie sich doch an ihm als an dem letzten Anker fest, und nun gelang es ihr eines Sonntags, während die Glocken zur Kirche läuteten, sich den alten Verdruß wieder zu Herzen zu nehmen, wie an jenem Sonntag, an dem sie vielleicht ein wenig trutzig in die Kirche gegangen war und vielleicht eine kleine Zeit gar nicht zu der Kanzel aufgesehen hatte. Aber ach, mit all' ihrer Kunst hatte sie einen zerbrechlichen Panzer angelegt, denn diesmal klang die Stimme von der Kanzel fremd, und als sie die Augen aufhob, so stand ein Anderer droben! Sie verbarg das Gesicht in dem silberbeschlagenen Gesangbuche, ihre Thränen strömten unaufhaltsam, und es kostete noch manchen vergeblichen Versuch, bis sie mit trockenen Augen in der Kirche sitzen lernte.

Ihre Tage verbrachte sie jedoch nicht in müßigem Leid, sondern in der Pflege ihres alten Vaters, in thätiger Theilnahme an den Freuden und Leiden der Familie, und daneben in rüstiger Aufsicht über ihre Obstbäume und Reben. Sie hatte die Kinder ihrer sämmtlichen Geschwister aus der Taufe gehoben, und wurde von dieser zahlreichen Pathenschaft, die jedes Alter bis zum heirathsfähigen hinauf umfaßte, nach altherkömmlicher Redeweise „Frau Dote" genannt.

Einen Hauptgrund ihrer Zuneigung zu mir habe ich bereits angegeben. Zu diesem kam noch ein zweiter von kaum minderem Gewicht. Man hatte mich als Kind eines Sonntags dem Dienstmädchen in die Kirche mitgegeben, vermuthlich um die unruhige Kleinigkeit auf eine Weile los zu werden. Dort aber hatte ich mir den feierlichen Ton und die wunderlichen Geberden des Predigers so in's Gedächtniß geprägt, daß ich diesen, kaum nach Hause gebracht, zur Belustigung der Erwachsenen nachzuahmen begann. Der Beifall, den ich erhielt, und der sich nicht blos auf Worte beschränkte, ermunterte mich zur

Fortsetzung der begonnenen Laufbahn, worin mir denn auch aller Vorschub geleistet wurde. Sobald ich eine Predigt ankündigte, mußten alle im Zimmer vorräthigen Stühle in die Runde gestellt werden, die Anwesenden setzten sich und sangen ein Lied, darauf bestieg der kleine dreijährige Predigtamtscandidat einen in der Mitte stehenden Schemel und schnurrte die paar frommen Reimlein und Ermahnungen an unartige Kinder, die gelegentlich an ihm hängen geblieben waren, mit dem ernsthaftesten Gesichte herunter. Wer konnte zweifeln, daß in diesem kindischen Spiele sich der Finger Gottes ankündigte? Ein großer Theil der Familie wenigstens sah in mir den seligen Pfarrer wieder aufleben, und für seine Wittwe war dies ein Gedanke, der mich nothwendig zu ihrem Augapfel machen mußte. Meine Mutter schüttelte zwar bedenklich den Kopf, und sagte, es sei nicht gut, dem Kinde ein unreifes Bild eines künftigen Berufes einzuimpfen; der Vater aber meinte lachend, es bleibe ja dem Burschen eine lange Frist, um nach Belieben wieder „aus dem Nest zu hüpfen".

Nach dem frühen Tode des Vaters gehörte ich der Mutter und der Tante Pfarrerin zu beinahe gleichen Theilen an. So sehr ich an der Mutter hing, so mochte ich doch zu Zeiten gerne ihr Wittwenkämmerlein in dem geräumigen alten Gebäude mit den schauerlichen düstern Gängen und Winkeln, welche Nachts ein mißwollender Traumgeist, den Schlaf des Kindes verbitternd, mit drohenden Gestalten bevölkerte, gegen die schief gegenüber gelegene Wohnung vertauschen, wo die Tante mit einer alten Magd, einem Staar und einem Kanarienvogel, den Reliquien ihres früheren glücklichen Lebens, hauste. Dies war ein kleines, wohnliches, heimliches Häuschen, oder vielmehr ein schmaler abgeschlossener Hausantheil, zu eng um Raum für ein unheimliches Schattenbild zu haben, mit einem schmalen, ziegelgepflasterten Estrich, der zugleich die Küche in sich faßte, wo nach alter Bauart über dem großen Herde das obere Stockwerk offen und mit einer Gallerie umgeben war. Wie oft hab' ich, auf dieser herumkletternd, der „Frau Dote" die ängstliche Bitte entlockt, ich möchte ihr

nicht vom Himmel herab in die siedenden Töpfe fallen! Wie oft stand ich, meine Augen am knisternden Feuer weidend, auf die Ofengabel gelehnt, neben der alten Anna Marei, die mir eine Gespenstergeschichte erzählte, während sie das Mehl zur Suppe röstete. In der gruselnden Behaglichkeit des Zuhörens benützte ich dann wohl einen Augenblick, wo sie auf die Seite sah, um mir mit einem bereit gehaltenen Kochlöffel etwas von der Leckerspeise zuzueignen, und fuhr erschrocken zurück, wenn der spionirende Staar „Huidieb" schrie, und der Kanarienvogel in der Stube, durch den Signalruf aufgeregt, mörderisch zu lärmen begann.

Halbe Tage und ganze Abende hielt ich mich in dieser kleinen Wohnung auf. Dann hörte man nach dem Nachtessen eine Hausglocke von der andern Seite der Straße ertönen, das Zeichen womit die Mutter mich nach Hause rief. Von alten Zeiten her hatte nämlich jede Familie, ob gewerbtreibend oder nicht, vor dem Fenster ihre kleine Glocke, die zu allerlei Verkehr und Zwiesprache diente. Eine Schnur hing von ihr auf die Gasse herab, die meist etwas abgekürzt über der Steinbank vor dem Hause endigte, um dem Muthwillen, der sie zu manchem Schabernack mißbrauchte, nicht gar zu bequem in der Hand zu liegen. An dieser Schnur zog der vorübergehende Bekannte, der ein paar Worte wechseln und sich das Treppensteigen ersparen wollte. Die Kinder des Hauses, einen Augenblick vom Spiele wegspringend, läuteten daran um ihr Vesperbrod; ja, ihr mögt es mir glauben oder nicht, selbst ein sachkundiger Gänserich schwang sich einmal den Stein hinauf und zerrte an der Glockenschnur, um die vergeßliche Hausfrau an das Futter für sich und seine Untergebenen zu erinnern. Aber auch unmittelbar vom Fenster aus wurden diese Glocken in Bewegung gesetzt und gaben dann Lärmzeichen von mannigfacher Bedeutung für hausabwesende Angehörige, die sich innerhalb Hörweite befanden, auch für vertrautere Nachbarn, denen das verabredete Zeichen zurief, daß man ihnen etwas mitzutheilen habe. Bei Anbruch der Nacht, wenn die Jugend von ihren

verschiedenen Sammelplätzen den Weg nicht nach Hause zu finden wußte, erging oft ein vielstimmiges Geläute sturmglockenartig die Straßen hinauf und hinab, und jedes Kind kannte seine Glocke, und wußte was sie geschlagen hatte. Daher, wenn ich mein Zeichen hörte, beeilte ich mich, meiner Verpflegerin gute Nacht zu sagen; dann konnte es aber auch wohl geschehen, daß die liebe Frau zum Fenster hinausgriff, um mit ein paar kurzen Glockenschlägen von gleichfalls bekanntem und gutem Klange zu erklären, daß der Gegenstand hiemit noch nicht erschöpft sei, vielmehr sie das Wort auch zu nehmen begehre. „Frau Schwägerin, er kommt heut nicht heim!“ rief sie nun hinüber, und die Mutter zog sich dann beruhigt zurück, indem sie mich versorgt und aufgehoben wußte.

Mein Nachtlager, für solche Fälle stets bereit, befand sich in einer hintern Kammer. Der Boden derselben war mit rothen Ziegelplatten gepflastert, ein Laden ohne Fenster ging nach dem kleinen Hof und nach dem Gärtchen hinaus. Eine ungeheure zweischläfrige Himmelbettlade mit einem biblischen Deckengemälde, worunter ein frommer Vers, gewährte mir hinlänglichen Raum, die ersten Lebensprüfungen, nämlich die Leiden der Schule, gründlich zu verschlafen. Von der Decke hing eine Quaste herab, an der man sich aufziehen konnte, um alsdann mit beträchtlichem Behagen in diesen Bodensee von einem Bett zurückzuplumpen, worin der Schläfer, in meinen Jahren wenigstens, nicht nur der Länge, sondern auch der Quere nach vollständig unterging. Morgens beim Erwachen konnte ich mit dem stets vorhandenen frischen oder getrockneten Obste ein Trösteinsamkeitsgespräch beginnen, oder meine Augen an einer ansehnlichen Reihe von Zinnflaschen weiden, die wie Orgelpfeifen geordnet auf einem Gesimse neben dem Bette standen. Die größte hielt wohl sechs Maß und darüber. Sie wurden im Sommer beim Feldbau, im Herbst bei der Weinlese gebraucht, und ihr Anblick erregte daher immer frohmüthige Erinnerungen. Alle diese Flaschen und alle jene Glocken waren in der Familie gegossen.

Die alte Frau war von den Letzten einer heimgegangenen

Familiengeneration, von einem Geschlechte der alten „Welt", dessen Gesinnungen vornehmlich in den Frauen lebten. Diese waren es, die den Gemeinsinn in der Familie pflegten: aufmerksam saßen sie in der Mitte der „Sippschaft" und blickten nach allen Seiten hin, der entfernteste Verwandte wurde nicht übersehen, jeder sollte es gut haben und eher die ganze Familie gegen eine Welt in Waffen treten, als sich in einem einzigen Gliede beschädigen lassen. Wer heranwachsend die letzten Trümmer einer solchen Vorwelt noch erlebt hat, dem ist in der Familie das Bild einer mittelalterlichen Stadtgemeinde aufgegangen: im Innern beständige Bewegung, worin sich harte scharfe Ecken an einander reiben, bis ein äußerer Feind an die Thore klopft, und nun plötzlich Alles mauerfest zusammensteht und zusammenhält. Das Stadtleben hat sich zum Staatsleben, das Familienleben gar zum Weltleben erweitert. Der Kreis, der oft so liebreich im engen Umfange hoher Mauern beisammen „saß", ist auseinander gesprengt, zum Theil weit in die Lande hinaus, zum Theil selbst über den „großen Bach" hinüber, und der Familiengeist, für den die Welt zu weit und zu breit geworden ist, blickt in hilfloser Trauer nach, und gedenkt der „Tage, die vorüber sind", der Tage, wo die Familie noch ihre Angehörigen halten, und tragen konnte, wo Jedem noch unter den Seinen weich gebettet war.

Und nach dem frühen Tode der Mutter fand auch der jüngere Sohn bei der alten Frau sein weiches warmes Nest, während dem älteren ihre Briefe ins akademische Leben folgten, gewöhnlich kleine abgerissene Papierschnitzel mit wenigen Herzensworten voll Sorge und Liebe, an jedem Botentage einer. Guter Gott, was war das für eine „Orthographie"! Die deutsche Schule, die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts pflichtlich und treulich lehrte, muß sich gegen das Ende desselben unbegreiflich verschlechtert haben. Man sieht dies an alten Handschriften aus dem Familienleben. Die alte Frau aber wußte für Alles Rath, und mit der schlechten Feder, mit der sie von der Schule ausgestattet war, brachte sie einen Satz zu Stande, der „sich gewaschen

hatte". Nur mußte man ihn lesen können. Ihre Schrift glich nicht der Bilderschrift, die von verschiedenen Völkern in verschiedenen Sprachen gleichmäßig gelesen wird, sondern sie hatte sich eine Art von Gehörshieroglyphen zurechtgemacht, die fast noch schwerer zu entziffern waren. Wie sie nämlich ihre Gedanken nach der Eingebung des Herzens frisch und warm auf das Papier warf, so schrieb sie alle Wörter blos dem Laute nach, und man mußte nicht nur mit ihrem Gedankengang, sondern auch mit ihrer Aussprache auf's genaueste vertraut sein, man mußte das Auge in Ruhestand versetzen und mit dem Ohre lesen, wenn man diese Geheimschrift, worin oft ganze Worte maskirt auftraten, enträthseln wollte. „Kind," sagte sie eines Tages zu mir, — denn seit ich größer geworden war, nannte sie mich nicht mehr „Männlein", sondern „Kind", wogegen der Herr Studiosus, zwar kein Elegant, doch „Herr" genug war, das altfränkische „Frau Tote" nicht mehr über die Lippen bringen zu können, — „Kind, jetzt gesteh mir nur aufrichtig, ob du dir nicht den Hals voll lachst über meine Briefe?" — „Aufrichtig zu gestehen, Tante, ich muß manchmal herzlich lachen." — „So, ist das auch recht, eine alte Frau auszulachen, die es so gut mit dir meint?" — „Liebste Tante, ich lache dich nicht aus, mein Lachen geht aus einer andern Tonart." — „Wie denn das?" — „Ich kann dir nicht deutlich sagen, wie's zusammenhängt, aber wie man oft lachen muß, wenn ein Kind etwas recht Gescheides sagt, so geht's mir gerade mit deinen Briefen, wenn ich die wunderlichen Kratzfüße mit dem prächtigen Inhalt vergleiche; ich habe den herzlichsten Respect davor, und muß doch lachen." — „Nun, so will ich mir's gefallen lassen, aber nur nicht auslachen! das kann ich nicht leiden; und das bitt' ich mir auch aus, daß du sie deinen guten Freunden nicht zeigst, ich müßte mich ja schämen." — „Sei ruhig, ich halte sie geheim wie Liebesbriefe."

Es war auch in der That eine vollkommene Liebschaft, die in fliegenden Zetteln und leidenschaftlichen Besuchen eifrig gepflegt wurde. Die letzteren konnten, da die Entfernung nur wenige Wegstunden betrug, zu Pferde leicht ausgeführt

werden. Da wurden denn wieder einmal holprige Hexameter und hinkende Pentameter auf gejagten Musenrossen zurückgelegt, und es war gerade wieder wie damals: viel Geschwindigkeit aber wenig Hexerei. Ein demolirter Steinhaufen am „Burgholz" erzählte eine Zeit lang als Denkmal von einem solchen Reiterstücklein, das man perfect mit Poteret hätte übersetzen können; jedoch ein „guter" Kopf zerbricht nicht so leicht, er schlägt eher noch ein paar Steine zusammen. Die Hufschläge jener lahmen Studentenpferde aber haben wahrlich manche lebendige Quelle aus dem Boden geschlagen, nicht auf der Straße, sondern im Wittwenstüblein.

Ja, sie hatte es richtig vorausgesagt, die Welt war mir zu stark und zu klug geworden. Es gab Stunden, wo ich mit Niemand mehr zu reden verstand als mit ihr. Sie wußte sich in ihr gutes Deutsch zu übersetzen, was ich zu ihr in schlechtem Latein redete, vielleicht eben weil die entferntesten Richtungen sich besser mit einander vertragen, als mit den mittleren, dazwischen liegenden. Ja, sie verzieh mir, daß ich ihre liebste Hoffnung nicht erfüllte, und alle jene Träume, die sie sich während meiner Knabenzeit ausgemalt hatte, zunichte zu machen begann. „Bleib' du nur bei der Wahrheit," sagte sie, „und denke, was du jetzt nicht begreifest, das wolle dir Gott für jetzt nicht auferlegen. Es ist besser, du folgst deiner Ueberzeugung, als du redest und handelst wider sie. Sei aber auch nicht trotzig, sondern halte dein Herz offen, daß dich die Wahrheit allezeit finden kann." — Errieth sie aber aus den Reden des „Schmerzenskindes" oder noch mehr aus der stummen Zurückhaltung seiner Briefe den Trotz und die Bitterkeit, die ein junges Herz in den Wirrnissen dieses Lebens ergreifen können, so antwortete sie mit einem Bibelspruch, in der Hoffnung, daß doch vielleicht etwas davon „hängen bleiben" könnte.

Dagegen war es ihr beschieden, auch einmal von einem meiner Propheten erbaut zu werden und mir hiedurch eine Ueberraschung zu bereiten, die mir oft durch Schriften sehr entgegengesetzter Art wieder ins Gedächtniß gerufen wird. An einem Ostertag, ich war eben in der „Vacanz" auf Be-

such bei ihr und hatte einen Ausgang gemacht, fand ich sie beim Heimkommen an dem aufgeklappten Schranke, den sie mir zum „Studiren" eingeräumt hatte, über einem Band von Göthe. Ich war bei diesem Anblick ein wenig betroffen, denn die Bücher, die ich mitzubringen pflegte, hatten mit den ihrigen immer friedlich zusammen gehaust, indem wir Beide den Grundsatz beobachteten, „Jedem das Seine" zu lassen. Wie wurde mir aber, als die alte Frau mit sonnenheller Freundlichkeit zu mir aufsah und mir entgegenrief, sie sei in meiner Abwesenheit zufällig bei mir zu Gaste gerathen und habe sich wahrhaft gelabt! „Kind," fuhr sie fort, „da sagen sie immer, der Göthe sei so ein arger Heide, ich glaub's aber nicht, denn das ist ja ein ganz gottesfürchtiger Mann." — Diese Worte sprach sie mit dem feierlichen Tone, den sie annehmen konnte, wenn von einem großen Kirchenlehrer die Rede war. Ich zuckte zusammen, nicht über ihre Worte, sondern über den Lärm, der mir in beiden Ohren gellte, denn ich sah mich im Geist umringt von meinen jungen „Brüdern im Herrn", dicken und mageren, und hörte das „unauslöschliche" Gelächter, das sie bei diesem „Dictum" aufschlugen. Zum Lachen aber fand ich nicht den mindesten Grund, denn ich wußte recht gut, daß die alte Frau nichts las, ohne der Frage zu gedenken: „Verstehest du auch, was du lieset?" Sie gab mir das Buch und bezeichnete die Blätter. Es war eine von den seltenen Stellen, wo der Dichter, nicht durch die Blume eines „christlichen Parnasses", sondern unverhüllt, von Gott und göttlicher Führung spricht. „Man sieht's ihm bei jedem Wort an," setzte sie hinzu, „daß er ein Mann ist, der nichts zum Schein sagt. Mach' du nur ruhig fort und laß dich nicht anfechten. Der Mann wird dir gewiß keinen Schaden bringen." —

Von da an klagten ihre Briefe immer stärker über den Husten, den „bösen Kerl", und verriethen immer mehr das Zittern ihrer Hand. Der Sommer brütete eines jener Segensjahre aus, die meist mit Menschenopfern aus der Kindheit und dem hohen Alter erkauft werden müssen, und während sie mir von dem herrlichen Stande ihrer Reben schrieb, war

sie selbst schon um die Zeit der Ernte für die Sense des Schnitters gereift. Ich hatte stets ein Pferd bereit stehen, saß beinahe täglich an ihrem Bett, und sah mit verzweifelnder Gewißheit, wie das theure Leben nach und nach erlosch. Sie aber war heiter, das Meer des Irdischen rauschte tief und unvernehmlich unter ihr, alle Sorgen um ihr Schmerzenskind, wie sie mich so oft genannt, hatte sie dem niedern Dunstkreise, dem sie sich schon zu entheben begann, zurückgelassen. Nur wenn sie mich ungebärdig sah, versprach sie mir wieder gesund zu werden. So schieden wir an einem Augustabend unter tröstlichen Gesprächen, und noch einmal saß die Hoffnung mit mir zu Pferde, aber am andern Morgen hinkte mir die Todesbotschaft nach.

In einsamen Dämmerstunden, wenn die Lieben, die dem spätern Leben zum Ersatze der Verlornen geschenkt wurden, nicht zugegen sind, da thut es dem Herzen wohl, die freundliche Gesellschaft alter glücklicher Zeiten um sich zu versammeln. Vor dem träumenden Auge steigt es wie Nebel auf, die Wände, die Geräthschaften wandeln sich, und der Knabe sitzt wieder in dem Stüblein, wo er so heimisch war. Draußen pfeift der Sturm, Flocken rieseln an die Fenster, aber er hat den Tisch zum warmen Ofen gerückt und blättert in der alten Türkenkriegschronik, betrachtet den Kaiser Leopold mit den dicken Lippen, den jungen schönen Josef I. im Krönungszuge, wohnt den Belagerungen von Belgrad bei, folgt den Bomben und Granaten, deren Flug zu mehrerer Deutlichkeit durch Bogenstriche versinnlicht ist, und berechnet wo sie niederfallen werden. Die alte Anna Marei ist strickend neben ihm eingenickt, der Staar schläft in der Ecke, der Kanarienvogel spricht hie und da im Traume, die kleine Standuhr auf dem Schranke hat schon neun Uhr geschlagen, und der Pendel geht heute in langsamen schläfrigen Schwingungen, aber die alte Frau sitzt mit wackern Augen da und läßt ihre Spindel munter auf dem Boden tanzen.

„Frau Dote," sagte ich und klappte die Chronik zu, „ich bin ganz müde vom Lesen, die Augen thun mir weh, jetzt erzähl' du mir noch eine Geschichte, bevor wir schlafen gehen."

„Was soll ich denn erzählen?"

„Du weißt ja wohl, aus der alten Zeit, wo wir noch unsere eigene Regierung hatten."

„Ei, was weißt du von eigener Regierung, kleiner Kannengießer, sei du zufrieden, daß es so geworden ist! Du hättest deine Rechnung schlecht gefunden bei der alten Wirthschaft; damals gab man nicht viel um die Studirten."

„Aber die Geschichten von damals gefallen mir eben besser als die jetzigen. Geh, Frau Dote, es ist dir selber nicht Ernst mit dem was du sagst!"

„Von was soll ich denn aber erzählen?" erwiderte sie ausweichend: „ich habe dir ja schon längst Alles gesagt, was ich weiß."

„Besinne dich doch, du weißt immer wieder was Neues."

„Nun ja, da fällt mir eben etwas ein," sagte sie lächelnd. „Soll ich dir vom Urban und der Margarete erzählen, auf welche wunderbare Art es zugegangen ist, daß sie ein Paar wurden?"

„O ja, bitte, bitte! Wer war denn die Margarete?"

„Margarete war eines Rathsherrn Tochter von hier und wurde seit ihrem vierzehnten Jahre bei Verwandten auswärts erzogen. So lieb sie aber auch diese hatte, so gefiel es ihr doch nicht ganz in deren Hause, denn die Stadt, in der sie lebten, war zwar ebenfalls eine Reichsstadt, wurde aber von Adeligen regiert, die überall das große Wort führten und ihre Mitbürger über die Achsel ansahen; dann war sie auch zum größten Theil katholisch, und die wenigen Protestanten, die darin wohnten, glaubten sich nicht blos im Stillen von den Lebenden angefeindet, sondern sogar von den Geistern der Verstorbenen beunruhigt. Als es nun Margareten einige Male Nachts widerfahren war, daß sie, wie es ihr vorkam, durch eine kalte Hand, die ihr über's Gesicht hinstrich, aufgeweckt wurde, auch die Mägde im Hause behaupteten, ein todter Mönch, Namens Bonifaz, spuke auf den Gängen und in den Kammern, und reiße ihnen oft die Bettdecken weg, so schrieb sie einst einen kläglichen Brief in die Heimath, welcher zur Folge hatte, daß ihr Vater alsbald hinauf kam,

um sie abzuholen. Die Art, wie sie ihre Reise bewerkstelligten, war nun freilich nicht so bequem, wie man es jetziger Zeit den jungen Frauenzimmern macht; denn der Vater nahm das Töchterlein zu sich auf's Pferd, und so ritten sie wie die Haimonskinder mit einander zum Thor hinaus; aber Margarete war froh, endlich wieder in die Heimath, und von den leichtfertigen Agnesen und Waldburgelein zu den sittsamen Even und Esthern ihrer Vaterstadt zu kommen.

Ihr Weg führte sie durch einen tiefen Wald, wo sie auf einem ebenen Fußpfade fortritten. Der Vater ließ das Pferd sachte gehen, die Tochter aber wünschte weit davon zu sein, denn es wurde Abend, und ihre Angst vermehrte sich, als finstere Wetterwolken am Himmel aufzogen und den Reisenden vollends den kleinen Rest von Tageslicht wegnahmen. Das Pferd ging seinen unbarmherzigen Schneckenschritt fort, Margarete aber in ihrer Noth ersann sich ein Mittel, die Reise zu beschleunigen; sie öffnete leise ihr krummes Taschenmesser, und indem sie sich fest an dem Vater hielt, beugte sie sich hinunter, eine Gerte im Gebüsch abzuschneiden; dies gethan, räusperte sie sich heftig und versetzte zugleich dem Pferd einen Streich in die Seite, worauf es ungesäumt einen ziemlichen Trab anschlug. „Hoho, pressirt's so, Brauner?" rief der Vater, indem er die Zügel anzog: „mach dir's nur bequem, wir haben einen weiten Weg, kommen heut doch nicht mehr heim." — Das Schelmengesicht hielt sich mäuschenstill, zündete aber nach einer Weile abermals mit der Gerte hinunter. „Was Henkers hat denn der Gaul im Kopf?" rief der Vater und blickte allenthalben umher. Als aber das Roß zum dritten Mal sich in Trab setzte, hatte er eben noch das Geräusch, das die Gerte machte, vernommen, sah sich schnell um und ertappte die Kleine auf frischer That. „So, du bist das Gespenst, das meinen armen Braunen so im Athem erhält?" rief er: „kein Wunder, daß du dich so fest um meine Hüften klammerst! Willst du gleich die Gerte fallen lassen, oder soll ich dich hier mitten im Wald absetzen? — Sei nur ruhig," fügte er hinzu, „es geht nicht mehr lang so fort, drüben

hinter dem Walde kehren wir ein; es dauert keine Stunde mehr, und ich mag das Pferd nicht unnöthig ermüden."

Margarete ergab sich geduldig in ihr Schicksal und verstattete sich nur von Zeit zu Zeit einen leisen Stoßseufzer, auf einmal aber rief sie: „Jesus, Maria!" denn die Büsche knisterten laut, aus einem Seitenwege brach ein Reiter hervor, von einem dunklen Mantel umflogen, und hielt dicht vor ihnen an. „Gelobt sei Jesus Christ!" sprach er mit gedämpfter Stimme. Margarete aber antwortete so schnell, als ob Leben und Tod daran hinge: „In Ewigkeit!"

„Was zum Kukuk!" rief der Vater, „was sollen die Fratzen? ist Er's, Urban?"

„I freilich, Herr Senator! Seid Ihr's? ich glaubte, ich käme zu ganz andern Leuten."

„Wo geht denn der Weg her? In Geschäften?"

„Ja, da hinten vom See."

„Nun, Er kann sich zu uns halten, wenn Er will; für heut wird Er ohnehin genug haben. Aber sag' Er mir nur, mit was für Geschichten kommt Er mir da angezogen? Hat Er sich etwa am See umtaufen lassen?"

„Wenn man so allein in der Nacht ist und viel Geld bei sich hat," entgegnete jener zögernd, „so thut man wohl, gegen Jeden, der einem begegnet, höflich zu sein, und da ich auf diese Art mit der Parole angerufen wurde, so hielt ich's für das Gerathenste —"

„Mit den Wölfen zu heulen?" fiel der Alte ein.

„Ja, geehrter Herr Senator!" antwortete der junge Mann getrost.

„Nun, da siehst du, für was man dich hält!" rief der Vater zu seiner Tochter herum, die sich hinter ihm versteckte. — Ihr Gruß gibt's," fuhr er gegen Urban fort, „daß sie eine halbe Crescenz geworden ist, das wird ihr aber bald wieder vergehen. — Hui! jetzt wollen wir die Gäule austraben lassen," rief er, als ein heftiger Donnerschlag fiel. „Wir sind auf der breiten Straße. Gretle, halt dich fest an mich, vorwärts!"

Kaum hatten sie das Wirthshaus erreicht, so schlug der

Regen prasselnd auf die Dächer, das Gewitter aber war mit ein paar Schlägen vorbei. Margarete mußte heimlich lachen, als sie den Mantel des Fremden, der ihr so schauderlich vorgekommen war, für einen gewöhnlichen grauen Reitermantel erkannte, aus welchem sich ein hübscher, schlanker Mensch, mit Backen wie Aepfel, herauswickelte. Er setzte sich auf ihres Vaters Einladung zu ihnen an den Tisch. Der Herr Senator, der ein großer Liebhaber von Schnecken war und wußte, daß dieselben von der Wirthin dieses Hauses vorzüglich gebraten wurden, hieß sie sogleich seine Leibspeise zubereiten. Bald kamen auch die Schnecken dampfend auf den Tisch, und er machte sich mit großem Eifer drüber her, Margarete aber, der er davon anbot, wies ihn mit einem Schrei des Abscheus zurück. Auch Urban schien keinen Geschmack an dem häßlichen Gewürme zu finden, und bestellte sich Strauben, eine sehr wohlschmeckende Art von Pfannenkuchen. Zu diesem Gerichte leitete ihn wahrscheinlich der Gedanke, daß damit zugleich für seine Reisegefährtin gesorgt sein könnte; als aber die Strauben aufgetragen wurden, hatte er nicht den Muth, ihr davon anzubieten. Nun durfte die arme Margret mit langem Magen zusehen, wie ihr Vater in die Schnecken und Urban in die Strauben einhieb. Der Letztere aß zwar zögernd und warf bei jedem Bissen einen verlegenen Blick auf das Mädchen, er hätte ihr gar zu gern davon gegönnt, Margretlein aber meinte, er sehe sie aus Schadenfreude so an, er thue sich etwas auf seinen vollen Beutel und weiß der Himmel auf was mehr zu Gute, und faßte innerlich einen unbeschreiblichen Aerger gegen den schönen jungen Menschen.

„Gretle," sagte endlich der Vater, der das Ding eine Weile so im Stillen mit angesehen hatte, „du wirst doch auch etwas essen wollen? Wenn du Strauben willst, so darfst's nur sagen."

Urban nahm sich zusammen und stotterte: „Warum ißt denn die Jungfer nicht von diesen?"

„Sie sind nicht mein," erwiderte Margarete trocken.

„Mir liegen sie nicht am Herzen," versicherte er, „und wenn sie aus sind, so kann man ja noch mehr machen. Ich

habe gemeint, sie seien ‚in's Genere' gebracht," fügte er hinzu, indem er die Platte von sich weg und etwas gegen Margareten hinschob.

„O, es scheint, der Herr könne wohl allein damit fertig werden," versetzte sie ein wenig anzüglich.

„Nun, sei nicht so dumm," sagte ihr Vater, indem er ihr die Platte bot. „Wenn der Vetter nichts dagegen hat, so iß mit ihm."

Es bedurfte noch einiger Zureden, in die endlich Urban herzhaft einstimmte, und als Margarete den ersten Bissen verschmeckt hatte, konnte sie vor lauter Geluſt nicht länger trutzen. Am andern Morgen bei der Abreise bezahlte der Herr Senator, so sehr sich Urban dagegen wehren mochte, die ganze Zeche.

Nun hatte Margarete, wie sich nicht wohl leugnen läßt, an dem unerwarteten Reisegenossen wenig auszusetzen gefunden; nur trug sie ihm seine vermeintliche Ungefälligkeit schwer nach, und so sehr auch Urban sich bemühen mochte, ihr eine andere Meinung von sich beizubringen, so schlug sie doch Alles in den Wind, und that bei jeder Gelegenheit, als ob sie sich kein Sterbensbröselein aus ihm machte. An solchen Gelegenheiten fehlte es nicht, denn die damalige Jugend war so tanzlustig wie die heutige, obgleich sie noch nichts von Bällen und dergleichen wußte. Man tanzte nirgends als auf den Zunftstuben. Zwei Geigen und ein Baß machten gewöhnlich die ganze Musik aus, und wenn der Ländler anhub, so wandelten die jungen Tänzer ehrbarlich nach der Seite, wo die Mädchen bei einander standen, und sagten Jeder zu seiner Erwählten: „Jungfer, will Sie so gut sein und ein Tänzlein mit mir machen?" Margareten wurde diese Ehre oft zu Theil, denn sie galt ohne Widerrede für die beste Tänzerin in der ganzen Stadt, und ob sie gleich kein seidenes Kleid mit Puffärmeln trug, wie sie jetzt in der Mode sind, so behaupteten doch alle junge Leute, ihr schwarzes mit silbernen Ketten und Haken geheftetes Mieder und das Florhäublein auf den glattgescheitelten Haaren stehe gar nicht übel zu ihrem Gesicht.

Wie gesagt, es war wenig Mangel an Tanzgelegenheiten: Zunftfeste und Hochzeiten gaben eine Menge Feiertage ins Jahr, an welchen, da Alles unter einander vervettert und verbaset war, die ganze Stadt Antheil nahm. Hier trafen fast jedesmal die beiden jungen Reisegefährten wieder zusammen. Urban, von seiner Mutter, der er die Noth mit den Strauben gebeichtet hatte, tüchtig ausgescholten, suchte seinen Unschick durch das ausgesuchteste Betragen wieder gut zu machen, aber es war vergebens; denn Margarete hielt ihn lange Zeit für eigennützig, was er doch aus bloßer Schüchternheit gewesen war, und als sie zu ihrem heimlichen Vergnügen endlich einsah, wie gut er gegen sie gesinnt sei, so wurde sie zwar in ihrem Herzen anders, aber äußerlich ließ sie ihn gar nichts davon merken. Es ging ihr eben, wie es jungen Mädchen oft widerfährt: sie hatte sich in ihren eigenen Trotzkopf verliebt, und so sehr sie sich ihres Unrechts bewußt war, so konnte sie es nicht lassen, den braven schüchternen Menschen zu plagen. Da er keiner von den geschicktesten Tänzern und auch sonst, wie er bei den Strauben bewiesen hatte, kein großer Springinsfeld war, so kostete es einem muthwilligen Mädchen wenig Mühe, ihm ein Herzeleid um's andere anzuthun.

Das that sie auch redlich, nur hatte sie selbst den größten Schaden und Schrecken davon. Urban blieb nämlich auf einmal weg, nicht aus Trutz, denn er war die gute Stunde selber, sondern aus Betrübniß, weil er meinte, sie könne ihn nicht leiden, und alle Mühe, die er sich gebe, führe zu nichts als sie nur noch mehr gegen ihn aufzubringen. Jetzt kehrte sich das Spiel um, und Margretlein merkte, daß ihr der Muthwille verging. Sie hätte gern Alles gethan, um dem Urban zu zeigen, daß es nicht so bös gemeint gewesen sei, und sie that auch, was sie mit Ehren thun konnte; aber nun mußte sie erfahren, was Vergebens heißt. Dazu bot sich auch, wie es fast immer bei Mißverständnissen geht, keine rechte Gelegenheit zum Zusammenkommen: er blieb von den gewöhnlichen Tanzbelustigungen weg, eine Hochzeit, bei der sich beide hätten treffen müssen, wurde wegen eines Trauerfalls

hinausgeschoben, und sie konnte ihm doch nicht, wie man's im gemeinen Leben heißt, „mit dem Holzschlegel winken". Kurz, sie glaubte, er habe jeden Gedanken an sie aufgegeben, und wußte nicht mehr was sie vor Leid und Reue anfangen sollte.

In diesem Jammer war sie eines Morgens aus dem Bett gestiegen, und hatte noch Thränen in den Augen, als auf einmal unvermuthet eine Zigeunerin vor ihr stand. So sehr sie erschrak, so war ihr dieselbe doch nichts weniger als unbekannt, denn die braune Hexe hatte sich, obwohl gegen Gesetz und Herkommen, schon seit mehreren Wochen in der Stadt unangefochten aufhalten dürfen, weil sie der regierenden Bürgermeisterin einen mächtigen Kropf, zwar nicht ganz vertrieben, doch wenigstens einigermaßen zum Weichen gebracht hatte. Sie trieb sich bettelnd und wahrsagend in den Häusern umher, und es ging das Gerücht, daß sie Zauberkünste verstehe.

Mit ihrem Besuche war es aber so bewandt. Urban hatte sich, von einigen Freunden zum Glauben an die Hexe überredet, nach langem Zaudern und vielem Herzklopfen ihr anvertraut und die besten Versprechungen von ihr erhalten, obgleich sie nicht von weitem wußte wie es bei Margareten aussah. Diese aber machte der Alten das Geschäft leichter als sie gedacht hatte, denn kaum hatte dieselbe ihr erstes Wort über die Lippen gebracht und ihre guten Dienste für Herbeischaffung von verlorenen Dingen aller Art angeboten, so fragte Margretlein, die eine ganz besondere Schickung in diesem Zusammentreffen zu sehen meinte, ob sie im Stande wäre, ein entfremdetes Gemüth Jemanden wieder zuzuwenden. Die Alte versetzte, allerdings vermöge sie das, doch sei hiezu der Name und Vorname des Ungetreuen nothwendig, und als Margarete über diese unerwartete Auslegung ihrer Worte erschrak, wußte sie ihr so klug und so gleichsam allwissend zuzusetzen, daß ihr zuletzt, wie sie wenigstens meinte, nichts übrig blieb, als ihre Scheu abzulegen und unverblümt zu gestehen, daß sie wissen möchte, ob der beste Freund, den sie je gehabt, nämlich der Urban, sein Herz gänzlich von ihr abgewendet habe.

Die Zigeunerin war hierüber im Stillen so vergnügt, als ob sie zwei „Tischlein deck' dich" gefunden hätte, und trachtete nur noch, wie sie den Handel in die Länge ziehen könnte, um so viel als möglich dabei zu gewinnen. Aber auch hierin kam ihr Margarete wie gerufen entgegen; denn da sie schon seit geraumer Zeit nirgends mit Urban zusammen gewesen war, so fragte sie endlich die Alte, aber ganz leis und erschrocken, ob sie nicht vielleicht einen Krystall besitze, in welchem sie ihr das verscheuchte Hühnlein und seine verborgenen Gesinnungen zeigen könnte. Diese sagte mit großer Bereitwilligkeit zu, ja noch mehr, sie verhieß den Flüchtling in Lebensgröße an ihr vorübergehen zu lassen, als erstes Zeichen, wie viel sie über das Reich der Geister vermöge. Damit verließ sie das Mädchen, das wie behext war, und suchte den guten Urban auf, dem sie das Gleiche vorzuspiegeln wußte; denn die freche Hexe gedachte Beide gegenseitig als Zauberbilder zu gebrauchen und dieses Blendwerk so lang fortzutreiben, als bei einem von Beiden ein Groschen zu finden sei. Nachdem sie sie genugsam durch Erwartung gespannt und durch unsinnige Gaukelreden eingethan hatte, lud sie Beide auf einen Abend unter geheimnißvollen Bedingungen zu sich, indem sie Jedes das Andere sehen zu lassen versprach.

Margarete trat ihren Gang mit Furcht und Zagen an, just um die Zeit wo man zu Verwandten oder Bekannten in die Lichtstube geht, und schlich in der Dunkelheit, mit der kleinen Handlaterne hie und da unter der Schürze hervorleuchtend, der Stadtmauer zu, wo in einem niedern, an diese angebauten Häuschen die Zigeunerin ihre Wohnung aufgeschlagen hatte. Zitternd tappte sie hinauf, und wollte beim Anblick des vom Rauch geschwärzten, mit Eulen und Kröten verzierten Kämmerleins wieder zurückfliehen, aber die Alte ergriff sie beim Arm, redete ihr freundlich zu und nöthigte sie in ein Versteck, um, wie sie vorgab, ihr den Anblick der Geister, deren Beistand sie zu dem Zauberstück anrufen müsse, zu ersparen. Dann unterwies sie das angstvolle Mädchen, und gebot ihr, sich nicht eher herauszuwagen, als bis sie den

Ruf: „Hervor! erscheine!“ von einem Schlag ihres Zauberstabes an die Wand begleitet, vernehmen würde; dicht an der Seite, wo sie hervorkommen mußte, zeigte sie ihr einen Kreis; in diesen sollte sie dann sogleich treten und sich durch nichts bewegen lassen, auch nur einen Fuß herauszusetzen, weil sonst die Geister ihr auf der Stelle den Hals umdrehen würden. Margarete, von dieser Eröffnung nicht sehr erbaut, begab sich in den angewiesenen Winkel, schaute dort, vor Angst halb todt, durch eine Mauerluke in den Zwinger hinaus, wo sie unheimliche Gestalten umherwanken zu sehen glaubte, und weinte bitterlich. Auf einmal hörte sie die Hausthüre gehen, schwere Tritte die Stiege strauchelnd heraufkommen, sie meinte zu vergehen und drückte sich an die kalten Steine. Da vernahm sie drinnen ein eifriges Geflüster und auf einmal ertönte der Ruf der Zigeunerin. Bebend trat sie hinein und suchte so geschwind sie konnte in ihren Kreis zu gelangen; als sie aber die Augen aufschlug, siehe! da stand Urban in der entgegengesetzten Ecke, ebenfalls von einem Kreis umschlossen, leibhaftig vor ihr; zwischen beiden aber hielt sich die Alte, sie trug einen Mantel von wunderlich zusammengeflickten Lappen und schwang ihren Zauberstab, gleichwie dräuend, nach beiden Seiten hin.

Das war aber eine Verwunderung bei den beiden Leutlein, wie sie einander so in Lebensgröße vor sich sahen! Es war nur ewig schade, daß nicht die ganze Verwandtschaft zusehen konnte, denn kein Mensch hatte etwas dawider, im Gegentheil, es war schon lang allerseits ein stiller Wunsch gewesen, daß die beiden einander einmal heirathen möchten. Sie waren jetzt wie ausgetauscht. Margretlein guckte zuerst nur ganz verstohlen und ängstlich hin, Urban aber schaute gar nicht schüchtern her, sondern machte ein paar Augen, die gerade aussahen als ob sie vor ihm voraus aus dem Kreise springen wollten, und in den Augen war nichts von Trutz oder Unwillen zu lesen. Wie sie aber sah, daß er so freundlich war, so konnte sie sich nicht enthalten ihn ebenso liebreich anzublicken, denn sie glaubte ja, es sei nur sein Bild, und vor dem brauche sie keine Scheu zu tragen. Der

Urban aber war vor ihrem Bilde noch weniger verzagt, und darum geschah jetzt was die Alte mit ihren schweren Warnungen und Drohungen verhüten zu können geglaubt hatte. Mit einem Sprung war er aus seinem Kreise und bei Margareten, die er fest in die Arme schloß. Die Hexe wollte mit dem Stab dazwischenfahren, Margarete schrie in Todesnoth: „Heiliger Gott, die Geister erwürgen mich!“ aber im selben Augenblicke fühlte sie, daß es kein Geist sei, der sie in den Armen hielt, und war noch mehr erstaunt als zuvor. Ihm widerfuhr dasselbe, als das Schattenbild, an das er sein Leben zu wagen glaubte, nicht unter dem Drucke seiner Arme zerfloß. So standen sie, hielten sich an den Händen und blickten einander sprachlos in's Gesicht.

Auf einmal aber ging dem betrogenen Geisterbanner mitten in seinem Glück ein Licht auf wie eine Fackel: pfeilschnell fuhr er auf die Zauberin, die eben zur Thüre hinauswischen wollte, los, faßte sie am Haubenband unter dem Kinn, daß sie nicht mehr entkommen konnte, und rief: „Gesteh, verruchte Hexe! du hast uns angeführt.“ — „Ich glaube, Ihr sollet noch besser mit mir zufrieden sein, wenn's so ist,“ sagte sie trotzig. „Ihr habt nichts dabei verloren, wenn das Jungferlein hier mehr als ein Scheinbild ist.“ — Aber das Possenspiel, das sie mit ihm getrieben hatte, empörte den Stolz des jungen Mannes, und er wurde vollends ganz wild, als Margarete, die ihm an dem unheimlichen Orte nicht mehr von der Seite ging, gestand, daß sie auf dieselbe Weise getäuscht worden sei. „Hättest du uns nicht auch ohne das nützlich sein und dir deinen Lohn verdienen können?“ fuhr er die Alte an: „aber sei nur so gut und komm mit, du wirst Niemand mehr zum Narren haben!“ — Die Alte unter Schloß und Riegel zu bringen, war eine Kleinigkeit; denn da sie in der Stadt ohnehin verbotene Waare, dazu auch etlicher Diebereien bezichtigt war, so kostete es Urban nur zwei Worte bei seinem Vetter, dem Bürgermeister, oder vielmehr bei seiner Base, der Bürgermeisterin, und die Heilung des Kropfes war in's Meer der Vergessenheit versenkt, die braune Alte aber in's Thorgefängniß gelegt.

Wenn du es nun jedoch unbillig finden solltest, daß man eine Heirathsstifterin für das Glück, das sie gebracht hat, mit solcher Münze bezahlt, so kannst du dich alsbald über das Schicksal der Hexe trösten.

An Urbans und Margaretens Hochzeittage, der nun sogleich angeordnet wurde, da die Eltern die Sache längst unter sich in's Reine gebracht und nur auf die Biegsamkeit der beiden Trutzköpfe gewartet hatten, — an diesem Tage also ging es hoch her, und Martin, der Stadtknecht, hatte des Guten so viel bekommen, daß er der Gefangenen ihr Essen nicht auf dem geraden Wege, sondern in der schrägen Schlachtordnung, von der du mir aus deinen griechischen Büchern schon so viel vorgesagt hast, nach ihrem Käfig trug. Die Hexe winselte und krümmte sich auf ihrem Lager, als er eintrat; denn sie hatte ihn schon durch das Schiebfensterlein ausgekundschaftet, wie er den Gang heraufgewackelt kam, und that nun wie wenn sie am Sterben wäre. Das Essen wies sie von sich und bat auf's Beweglichste, er möchte nur, damit sie ruhig sterben könne, die Spinnwebe dort an der Decke über dem Fenster wegkehren; denn die Spinnen seien ihr Tod, und daß sie in der eingesperrten Luft, die sie ohnehin nicht vertragen könne, auch noch die grauslichen Weberinnen bei sich haben müsse, das habe sie vollends in diesen Zustand gebracht, den sie nicht überleben werde. Der gute Martin, heut sehr menschenfreundlich aufgelegt, holte auf dem Gange einen Besen, und schickte sich an, die Spinne auszutreiben. „Legt vorher Euren schweren Schlüsselbund auf den Tisch," sagte die Sterbende: „er würde Euch ja an der Arbeit hindern." Martin befolgte den guten Rath, stellte den einzigen Stuhl, der im Gefängniß war, vor das ziemlich hohe Gesimse, stieg mit großer Mühe und unter vielen vergeblichen Anstrengungen hinauf, hielt sich am Fenstergitter und stieß nun mit dem Besen ungeschickt nach dem oben in die Ecke gebauten Spinnennest. Diese Beschäftigung wurde ihm nach und nach zu einem Zeitvertreib, er brummte wenn er daneben stieß, lachte bei jedem besser geführten Stoße hell auf, und als endlich die Spinnwebe zerstört und die unschuldige Be-

wohnerin des Nestes an der Wand zerdrückt war, dachte er vergnüglich auf seinen Rückzug. Er ließ den einen Fuß hinab, fand aber keinen Boden, und wie er sich nach dem Stuhl umsah, der ihn in diese Höhe befördert hatte, so erblickte er ihn nach langem Suchen mitten im Gemach. Nun fing er an Verdacht zu schöpfen, und warf die Augen auf das Lager, das er leer, so wie die Thüre geschlossen fand. „Ei du vermaledeite Hexe!" rief er und wagte den nicht ungefährlichen Sprung auf den Boden, auf welchen er auch gleich der Länge nach niederfiel. Nun machte er verwickelte Anstalten, sich wieder zu erheben, als aber dieses nicht gelang, beruhigte er sich mit einem doppelten Troste: „Verfallen hab' ich mir nichts im Leibe," sagte er zu sich, „denn ich fühle keine Schmerzen, und was das Hinauskommen betrifft, so ist ja doch die Thüre geschlossen und jeder Versuch vergebens." Unter diesen Gedanken schloß er die Augen und verschlief die Beulen und blauen Mäler vom Fall, den Zorn über die Hexe, die Unbild der Gefangenschaft und die Schrecknisse der Nacht.

Als man am andern Morgen auf allen Thoren nach ihm suchte, fand man ihn endlich hier und konnte ihn kaum aus seinem Zauberschlaf erwecken. Er erzählte eine schreckliche Geschichte, wie die Hexe, kaum als er zu ihr eingetreten, sich in eine ungeheure Kreuzspinne verwandelt, einen Faden in die Höhe geschossen habe und daran an die Decke hinauf geklettert sei; er, in seinem Berufseifer, habe sie mit dem Kehrbesen bis dorthin verfolgt, sie habe ihn aber mit ihrem Netz umsponnen und so mächtig an seinem Hirn gesogen, daß er darüber das Bewußtsein verloren habe; er habe sie nur noch mit feurigen Drachen zum Schlüsselloch hinaus fahren sehen, und seitdem habe er nichts mehr von sich gewußt; die Spinnwebe, in der er gelegen, müsse später nachgegeben haben, so daß er Nachts heruntergestürzt und in seiner Ohnmacht liegen geblieben sei. — Die halbe Stadt erzählte ihm dieses Hexenstücklein noch lange Jahre nach, doch ergötzten sich Manche im Stillen an dem eigentlichen Hergang, den man leicht aus seinen Reden zusammensetzen

konnte. Die Hexe hat sich nie wieder im Weichbilde der Stadt betreten lassen; als aber der Mauergraben geraume Zeit nachher vollends ganz ausgetrocknet und ringsum, wie es zuerst nur auf einer Seite war, in Weihergärten verwandelt wurde, so fand man den alten Schlüsselbund, der damals sammt der Arrestantin verloren gegangen war. Martin aber führte von jenem Tage an in der Stadt den Spottnamen des Hexenbanners.

„Frau Dote," sagte ich, als sie geendet hatte, „komm her, ich will dir was in's Ohr sagen. Die Margrete ist Niemand anders als du."

„Närr'scher Kerl," versetzte sie, „meinst denn du, ich würde dir so etwas von mir erzählt haben?"

„Ich glaub's auch nicht ganz," erwiderte ich. „Ich weiß ja, wie schnell du ein Märchen zusammenbringst, wenn man eins von dir haben will. Aber an der Fabel muß doch etwas sein, du magst auch noch so viel dazu gethan haben. Ich kann dir's beweisen. Einmal ist Margarete dein Name. Dann hat dein erster Mann Urban geheißen. Und endlich hast du mir auch einmal vertraut, daß du die beste Tänzerin deiner Zeit gewesen seiest. Gelt, ich hab' was errathen?" rief ich, indem ich ihr Rübchen schabte.

Ihr Finger drohte, ihr Auge lachte. „Komm her, Männlein," sagte sie, „ich will dir auch was in's Ohr sagen. Wenn du in der Schule immer so aufpassen thätest, wie bei einer nichtsnutzigen Geschichte, so säßest du dort allezeit näher am Fenster denn am Ofen. Gelt, ich hab' auch was gewußt? He, was ist das für ein Gesicht? Regt sich dir auch schon das ‚bordirte Hütlein' auf dem kleinen Strobelkopf? Lern' du ein andermal besser, und mach', daß du wieder hinaufkommst, das wird gescheiter sein. Und laß dich's aber auch nicht so arg anfechten. Jedes Leiden hat zuletzt ein End', das ist eine alte Historie."

Bergmärchen.

In den ungetrübten Stunden seines Lebens ist der natürliche Mensch ein Dichter, also auch der Knabe, denn dieser ist bei aller vorlauten Unreife doch gewiß im Grunde seines Wesens ein natürlicher Mensch. Darum, wenn ihm auch die Woche über der Kopf vor Romanismus schier zerspringen wollte, der Sonntag — wohlgemerkt, wenn er am Samstag Abend seine ganze Gelehrsamkeit in Prosa und Versen säuberlich los geworden war — der Sonntag fand den kleinen lateinischen Lehrling so froh- und hochgemuth wie einen alten deutschen Handwerksmann. Der Deutsche hat in jener so hausbackenen und doch zugleich träumerischen Zeit, die wir Mittelalter nennen und die vielleicht in künftigen Geschichtsbüchern erst mit dem Jahre 1830 schließen wird, eine eigenthümliche Gabe besessen, zu gewissen Stunden die Welt mit andern als Werktagsaugen anzusehen, nämlich so wie Hans Sachs sie schildert, wenn er am Sonntagmorgen in den grünen Wald lustwandeln geht. Es ist die alte wundersame Sonntagsstimmung, die die Welt im Festkleide sah und die ich nur mit dem Namen eines geistigen Sonntagssonnenscheins bezeichnen kann. Sobald ich aufgestanden war, legte ich mich unter eine Dachlucke, ließ die Augen rings an

dem waldbewachsenen Halbrund der Berge, die unsere Stadt bewachten, herumgehen, und bildete meine Zauberkreise, in die ich das Nahe und Ferne hereinzog. Ich bin nicht im Stande, den Schmelz, mit welchem diese stille Landschaftsmalerei die Welt überhauchte, mit Worten auszudrücken: alle Farben waren gesteigert und durch einen wunderbaren Duft, der wie ein Thaumeer über ihnen schwebte, in ihrer durchschimmernden Mannigfaltigkeit zu einem gemeinsamen Licht verbunden.

Ich darf mich der erquicklichen Gabe wohl rühmen, wie man sich jedes verlorenen Besitzes rühmen darf, denn sie ist mir nachher, als ich in den nüchternen Tag hinausgestoßen wurde und der Sonntag mir wie ein „andrer Mann" erschien, untreu geworden. Eben so scheint sie mir auch der übrigen Welt abhanden gekommen zu sein, und das ist kein Wunder, denn wir haben eben den alten deutschen Sonntag nicht mehr, der nicht blos heilig war, sondern auch gedankenvoll und bilderreich; und alle Wiederherstellungsversuche werden sich unzulänglich erweisen, den unbefangenen alten Sonntag wieder heraufzuführen, an dem es sich eben ohne künstliche Nachhilfe von selbst verstand, daß es Sonntag war. Die Poesie gießt einen ähnlichen Schmelz über die Welt; nur ist es oft mehr ein Lack, ein Firniß, ein Versuch, den duftigen Ueberflug wieder herbeizuzaubern, nicht aus der Anschauung selbst entsprungen, sondern blos aus dem Heimweh nach ihr. Doch ist mir durch die deutsche und die englische Dichtung oft wieder die alte Heimath aufgeschlossen worden, daß ich den Sonnenschein meiner einstigen Sonntage wieder sah; oft haben mir diese unsere Dichter die Welt aus ihrem magischen Muschelkasten gefärbt, daß sie für Augenblicke wieder in einer andern, in jener früheren heimischen Gestalt vor mich trat. Aber auch die schönste dieser Beleuchtungen glich dem Sonntagsglanze meiner Kinderjahre doch nur wie die Erinnerung der Wirklichkeit. Denn das war es gewesen, was ich durch meine Dachluke erschaut hatte, und was mich glauben macht, daß das Kind ein größerer, das heißt, ein lebendigerer Dichter ist als der reife Mensch, obgleich es sein Schauen nicht

in Wort kleiden kann. Das Beste, was der Dichter sagt, und wenn er sich noch so hoch über die bloße Allegorie erhebt, ist nur Parabel, Symbol, Gleichniß, Bild oder Wahrzeichen; aber aus meiner Kindheit ist mir unauslöschlich in's Gedächtniß geprägt, daß ich von diesen Dingen eine wirkliche, eine körperliche Anschauung gehabt habe.

„Ich wußte wohl wie mir geschah,
Und wie das wurde was ich sah."

Aber ich blieb nicht in dieser mystischen Beschaulichkeit. Oft stieg ich von meiner einsamen Warte herab und schweifte fröhlich durch Berg und Thal. Da ging mir die Muse leibhaftig zur Seite, in Gestalt eines alten Buchdruckers. Wie muß ich es beklagen, daß mir die Kunst des Zeichnens versagt ist, selbst die leichte des einfachen Umrisses, und daß ich ihn nicht wenigstens mit ein paar Strichen hinwerfen kann, den Mann mit den wunderlich geformten Beinen, die bei jedem Tritt elastisch beinahe in einen rechten Winkel einwärts sprangen, mit dem tiefgefurchten Gesicht und den nachdenklichen grauen Augen, wie er neben mir herschritt und mit seiner dumpfen Stimme die malerischen Punkte der Gegend durch Geschichte und Sage, hier auf Denkzeichen verschollener Grafen und Pfalzgrafen, dort auf die gespenstige Wohnung eines „verwunschenen" Fräuleins weisend, vor meinen Augen befestigte. Denn Mythus und Historie wohnten in ihm friedlich beisammen. Gebürtig aus einem Dorfe der Landschaft, welche der kleinen Republik unterworfen war, hatte er in der Zeit, die der französischen Revolution vorherging, das abenteuerlich ungebundene Leben der reichsstädtischen Jugend, die „poetischen Licenzen", die sie sich gelegentlich auf dem Jagdgebiete der Stadt und „leider" auch des benachbarten Herzogthums in Wald und Fluß erlaubte, getheilt, nachher war er wandernd weit in der Welt umhergezogen, mit einer Spieluhr, die er sehen ließ, sogar vor dem Divisionsgeneral Bonaparte aufgetreten, hatte im Umgang mit Alchymisten, Schatzgräbern, Magnetiseurs und Horoskopstellern an geheimnißvolle Künste glauben gelernt, und aus dem Sturm der Weltgeschicke, der

an seinem aufmerksamen Auge vorüberrauschte, sich eine Philosophie auf seine Weise gebildet. Dazu hatte er Alles gelesen, was ihm unter die Hände gekommen war, und konnte uns ganze Bücher im auserlesensten Chronikstyl wiederholen, „gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorträgt.“ Sein Kopf war ein unerschöpfliches Repertorium, und er ließ sich nicht ungern mit einem Gelehrten vergleichen, brach aber auch manchmal in rührende Klagen über die unverdiente Dunkelheit seines Schicksals aus, und versicherte, wenn er im Stande gewesen wäre zu studiren, so würde er nichts Geringeres sein als die Pfarrer und Professoren, die er in der Schule neben, ja wohl unter sich erblickt habe. Doch war er meist heiterer Laune und immer von demselben Wohlwollen beseelt; am vergnügtesten erschien er, wenn es ihm gelang, eine singende Jugend um sich zu versammeln, die er durch ein unnachahmliches Schnurren der Lippen mit einem dröhnenden Baß gleich dem Pedal der Orgel zu begleiten wußte. Ueberhaupt hielt er sich am liebsten zu der Jugend, und so konnte er hie und da an Feiertagen als Führer eines muntern Knabenschwarmes durch Dick und Dünn, aller Waldpfade kundig, mit uns schweifen, steigen und klettern, bis eine Spitze erreicht war, die eine belohnende Aussicht in das nächste Thal oder in die weite Landschaft hinaus eröffnete.

An gewöhnlichen Tagen aber hielt er uns seine Vorlesungen innerhalb Etters. Wenn die Schulstunden beendigt und die Schulaufgaben ausgearbeitet waren, so hüpfte am späten Abend immer noch ein wißbegieriges, hoffnungsvolles Auditorium durch die Einfahrt in den kleinen Hof, wo von überragenden Nachbarhäusern umgeben, sein bescheidenes Hinterhäuschen stand. Hier pflegte man sich amphitheatralisch auf Schichten umherliegender Bretter, Balken oder Steine zu gruppiren, und glücklich, wer seinen Platz in der Nähe des Sagenmannes erlangen konnte! Sogar der Mond schien manchmal näher zu kommen, als ob er lauschend herbeischliche, um seinen Theil an den Erzählungen des alten Buchdruckers zu bekommen. Zuweilen waren auch noch andere Zeugen

zugegen, und noch erinnere ich mich des Schreckens, der uns eines Abends befiel, als er uns die Geschichte vom Apostaten erzählte, der den lutherischen Glauben abschwor, ohne dafür ein guter katholischer Christ zu werden und obendrein ohne die Braut heimzuführen. Er hatte noch nicht zu Ende erzählt, da ertönte auf einmal eine krächzende Stimme aus der Höhe, und gellend rief es wie vom Himmel herab: „Du bist weder kalt noch warm, darum will ich dich ausspeien aus meinem Munde! Offenbarung Johannis im dritten Capitel, im sechzehnten Vers.“ Wir drückten uns schaudernd zusammen, aber der Buchdrucker rief lachend gegen das Fenster eines anstoßenden Hauses hinauf: „Sie sind ja recht bibelfest, Frau Nachbarin! So, Sie sind auch noch auf?“ — Es war ein altes Weib, das ganz in der Stille die Galerie bei unsern Verhandlungen besetzt hatte.

Ernstlicher wurden dieselben gestört, wenn die Hausglocken in diesen Weltwinkel, der uns vor allen andern anzog, hereingrillten; sie durften aber oft redlich stürmen, bis das kleine Parlament mit Hilfe seines alten Vorsitzers dazu gelangen konnte, seinen Vertagungsbeschluß zu fassen.

Nun aber war endlich der ersehnte Tag angebrochen, dem ein Dutzend Knabenherzen so lang entgegengeschlagen hatten, und schon vor Sonnenaufgang rannten die Wecker in der Stadt umher, um ihre lässigeren Gespielen herauszustöbern. Es ging nicht viel anders zu, als wie wenn Morgens den Gänsen oder Kühen das Zeichen zum Ausfahren gegeben wurde, worauf der Halbschläfer, sich auf dem Kissen umdrehend, alsbald ein Schnattern oder Muhen die Straße entlang ziehen hörte; nur dienten statt des krummen Hornes die Fensterglocken, die heute aber auch vor Eifer beinahe heruntergerissen wurden. Binnen Kurzem war der letzte Träumer aufbruchsfertig, und mit mächtigem Halloh stürmte das wilde Heer dem Sammelplatze zu. Dort stand unser Hirt in der Einfahrt seines Hofes ruhig lächelnd; er brauchte uns nicht zu blasen, und konnte das Weckeramt getrost den Ungeduldigen überlassen, die sich desselben bemächtigt hatten; denn er wußte wohl, daß keines von seiner Heerde zurück-

bleiben würde. Er hatte sein blaues Sonntagswamms angezogen; aus der einen Tasche hing wohlgefällig ein langer Zipfel des frischen geblümten Nastuches, in der andern steckte die blanke zinnerne Dose, die er fleißig hervorzog, ein Geschenk unserer dankbaren Anhänglichkeit, bei dessen Ueberreichung gleichfalls von Allen keiner zurückgeblieben war. Vergnüglich vor sich hinsummend begrüßte er die heranstürmende Schaar, und war offenbar ein wenig stolz darauf, daß ihm ein so starkes Capital von Zukunft anvertraut wurde. Das aber war kein Wagestück, denn er lenkte uns an unfühlbaren Fäden, indem er uns wie Erwachsene behandelte, und der Halsstarrigste, der zu Hause und in der Schule wider den Stachel leckte, gegen ihn war er, von einem versteckten Worte seines Tadels getroffen, kirre wie ein Lamm.

Und was war es für ein Tag, den wir mit ihm begehen wollten? Sommerjohanni war gekommen, das uralte Fest, an welchem man vordem große Feuer anzündete und darüber sprang, zur Feier der heiligen Zeit, in welcher die Sonne auf dem Gipfel ihrer Bahn sich wendet, um durch die Scheeren des Krebses wieder nach den Hörnern des Steinbocks abwärts zu wandeln. Längst waren in unserer Stadt diese Festlichkeiten vergessen: man ließ kein brennendes Rad mehr vom Berge laufen, das die am Himmel hinabrollende Sonne vorstellen sollte, man zündete kein Sonnwendfeuer mehr an, und die Kartoffelfeuer, durch die wir im Herbste gelegentlich sprangen, hatten wohl kaum mehr eine Beziehung auf die alte Sitte. Aber dennoch war eine dunkle Erinnerung daran zurückgeblieben. Obgleich ein gewöhnlicher Feiertag im Kalender, wurde doch der Johannistag viel höher als ein solcher gehalten, und alles Volk aus Stadt und Dorf pflegte bei seinem Anbruch nach den Höhen der umliegenden Berge zu ziehen, wo vielleicht in grauer Zeit die Sommersonnenwende gefeiert worden war. Der Besuch der Berggipfel war damals überhaupt noch weit häufiger im Brauche als jetzt, und uns hätte keine größere Freude zu Theil werden können, als die längst zugesicherte Erlaubniß, an Johanni, falls die Witterung nicht gar zu heiß wäre, mit unsrem alten Buchdrucker eine

Wallfahrt auf den Roßberg, die höchste Anhöhe unseres Gebirges, machen zu dürfen.

Lustig lärmend, wie die Vögel, wenn sie ihr erstes Morgengezwitscher anstimmen, hatten wir bald den „Wasen" erreicht, einen herrlichen alten Eichenhain, der in seinem früheren Bestande manches Fest zu Ehren der alten Götter gesehen haben mag und nun der Schauplatz des jährlichen „Maientages" geworden war. Das heutige Geschlecht hat sich schwer an ihm versündigt; damals aber standen seine Eichen noch so dicht als man es von diesen unverträglichen Nachbarn erwarten kann, die mit den endlos ausschreitenden Wurzeln jeden schwächeren Nebensiedler aus dem Wege zu schieben wissen. Ungeachtet dieser am Boden lauernden Wurzeln trabten wir in der Frische des Morgens so munter über den weichen thauigen Rasen hin, daß der Alte Mühe hatte, uns zusammen zu halten. Er kannte aber ein sicheres Mittel, das er stets in Bereitschaft hatte: so wie er zu erzählen begann, und die Nächsten sich um ihn drängten, um kein Wort von seinem Munde zu verlieren, so war darauf zu rechnen, daß der Vortrab die Schritte anhielt, und die Nachzügler die ihrigen beflügelten, um sich mit der Hauptmacht zu vereinigen. Die Umgegend ließ es nicht an Stoff zu Erzählungen fehlen. Vor uns aus dem Walde, dem wir entgegen zogen, ragte ein kahler Hügel, die „alte Burg", auf welcher einst Raubritter in rothen Mänteln gehaust. Das Hüterhäuschen am Waldsaume, rechts von der Stelle wo die Fahrstraße in den Wald geht, zeugte von den Nachfolgern jener alten Räuber, nämlich von den Jaunern des vorigen Jahrhunderts, die dort einen schauerlichen Mord begangen. Eine kalte düstere Waldschlucht zu unserer Linken und weiterhin ein einsamer Hof auf grünem Bühl hatten diese Zigeuner beherbergt, wiewohl man auch in der Stadt selbst noch ein Wirthshaus nannte, das ihnen offen gewesen sein soll. Zwischen den Bergen dort, tief im Walde, barg sich der „blaue Hof" oder vielmehr die öde Stätte, wo er einst gelegen, denn er war längst abgegangen, so daß Niemand mehr etwas Bestimmtes von ihm zu sagen wußte; aber der Name hatte sich

erhalten, der mit einer gewissen Scheu ausgesprochen wurde, und leise stammelte die Sage, daß dort in grauen Zeiten grausige Dinge geschehen sein müssen. Unter den Höhen, die nun schon hinter uns lagen, waren das „Rangelbergelein" und die „Frau Näget" als Sabbathplätze der Hexen berüchtigt, — ein Capitel, das der Buchdrucker mit wohlanständiger Unmaßgeblichkeit behandelte, indem er nur Gehörtes nachzuerzählen versicherte, von seiner eigenen Meinung jedoch so viel vermerken ließ, daß eben doch unterweilen zwischen Himmel und Erde gar Wunderliches sich begebe.

Am Rande der Schlucht, weit links ab der Straße, betraten wir endlich den Wald, der schon eine gute Weile neben uns hergelaufen war, und bewegten uns auf einem schmalen Fußsteig, den nur unser Führer kannte, im Gänsereihen fort. Im Walde zu schweifen war selbst an Feiertagen ein seltnes Fest für uns, denn die Aecker und Baumgüter, mit denen sich die Stadt umgeben, hatten ihn nach allen Seiten, hier an's Gebirge hinauf, dort gegen das Land hinunter, so weit zurückgedrängt, daß wir ihn lange Zeit fast nur wie ein fernes Märchen gekannt hatten. Es war eine Lust, sich unter den schönen Buchen zu tummeln. Unser Mentor, der von der Ceder bis zum Ysop Alles kannte, wußte bei jeder Frage unsere Neugier zu befriedigen. Er lehrte uns die Stimmen der Vögel unterscheiden, ehe sie mit dem Steigen des Tages verstummten, und gab den Käfern des Waldes, den fremden Kräutern und Blumen der Wildniß ihre Namen. Bei solcher Art zu wandern fand sich mancher Aufenthalt, und wir brauchten wohl die doppelte Zeit, bis wir uns dem Ziel der Reise näherten. Dafür hatten wir aber auch auf einem sanft ansteigenden Umweg den Gebirgsstock unter die Füße bekommen, ohne zu wissen, wie es zugegangen war. An einem Waldbrunnen, der unter einem Ahorn rieselte, machten wir Halt, um den mitgenommenen Imbiß zu verzehren, wozu uns der Brunnen den Tischtrunk schenkte. Wir freuten uns des grünen Daches, das sich gleich einer Kellerwölbung über ihm ausbreitete, und priesen den schönen gastlichen Baum. Der Buchdrucker aber vertraute

uns, kaum eine Stunde von da stehe ein noch merkwürdigerer nämlich eine alte hohle Esche, worin — nach der Behauptung Vieler, setzte er vorsichtig hinzu — ein Geist hause, ein „moroser" Einsiedler in rother Weste, schwarzen Hosen und weißen Strümpfen, der sich sogar im hellen Tageslichte zeige, und gleichfalls eine Art Gastfreundschaft übe, sofern er die Vorbeigehenden in seine Spelunke hole und nicht mehr loslasse. Wir fragten, ob er ihn schon gesehen habe. Er verneinte es, aber wir brachen dennoch eilends auf, da unsre Richtung glücklicherweise die entgegengesetzte war.

In einem gelinden Bogen, der sich durch Buchen- und Eichenwald um den Hauptkörper des Berges herzog, führte uns der Fußsteig immer aufwärts, bis wir auf eine offene waldumkränzte Ebene hinaustraten, die mit duftigen Kräutern bewachsen war. Heut, am Feiertage, lag sie still und einsam, sonst aber war sie, wie uns der Buchdrucker belehrte, die Weide für die umliegenden Ortschaften, und die Rosse und Rinder kannten sie, wie die Zecher das beste Wirthshaus kennen. Auch für uns wuchs auf solchen Bergflächen eine Pflanze, die uns höchlich zu ergötzen pflegte, deren Namen ich aber nicht anzugeben weiß; es war eine strohartige, frühzeitig ausgefallene Blume ohne Stiel, deren Boden wir als musikalisches Instrument benützten, da sie, wenn man durch ein Stückchen Fließpapier in die zarten Oeffnungen hineinsang, verstärkte „humsende" Töne von sich gab. So „humseten" wir denn durch einander, was uns einfiel, Choräle und Schelmenlieder, während wir auf dem erstiegenen großen Absatze gelagert, uns zur letzten Anstrengung vorbereiteten; denn auf diesem ruhte wie auf einem breitschulterigen Rumpfe der Kopf des Berges, den es noch zu überwinden galt. Hier war keine Bogenlinie, keine sanft geschlängelte Umgehung mehr anzuwenden, steil und schroff ging es durch dichten Wald hinauf, aber wir ermunterten einander durch Zuruf, zogen, fest mit der Ferse einhauend, die schwächeren Genossen nach, und in einem sauern Stündchen war der letzte Gipfel vollends erstürmt. Mit Verwunderung fanden wir nun die schmale Spitze, als welche sie sich von ferne gezeigt, in eine

ziemlich geräumige Fläche verwandelt, die obendrein so hoch und dicht bewaldet war, daß wir zwar vor Bäumen wohl den Wald, nicht aber eine Spur von Landschaft oder Gebirge erblicken konnten. Halb verdrießlich, halb muthwillig lachten wir und neckten einander mit der schönen Aussicht. Der Buchdrucker lächelte still in sich hinein und fragte, was wir zuerst zu sehen wünschen. Natürlich wenigstens die „Schwedenschanze", das vielbesprochene Wahrzeichen des Berges, das uns allein schon so weit herauf gelockt haben würde! Er führte uns nach der Südseite des Abhangs und zeigte uns eine verworrene Masse bemooster Steine, die wie von der Hand der Natur hingeworfen schienen, und eine Spur von Erderhöhung, durch Gebüsch und Rasenwuchs halb unkenntlich gemacht. Für Knabenaugen war das nichts Besonderes. Ja, wenn wir gewußt hätten, daß der alte Wall, der sich noch weiter nach Süden zieht, vielleicht um anderthalb Jahrtausende älter ist als die Soldaten Gustav Adolfs! Was sollten auch diese da oben zu schanzen gehabt haben? Aber selten geht eine unserer Volksüberlieferungen hinter den dreißigjährigen Krieg zurück, zum Beweise, wie gründlich die Sündfluth war, mit der er das Gemüth des Volkes überwaschen hat.

Schon wollten wir uns mit dem Ruhm begnügen, den Roßberg erklommen und die waldbegrabene Schanze besucht zu haben, als wir mit unserem Führer über die Gipfelfläche hin und her kreuzend mitten im Waldesdickicht auf ein Gerüste stießen, das mit den höchsten Bäumen in die Wette emporstrebte und mit einer rechtschaffenen Treppe versehen war. Der Buchdrucker weidete sich an der Ueberraschung, die er uns bereitet hatte, und lachte seinen gemüthlichen Baß dazu. „Die Herren Topographen," erklärte er uns in seinem Latein, „haben es gleichfalls unconvenirlich gefunden, daß eine so wohlgelegene Bergspitze wie ein Kopf ohne Augen sein sollte, und die Pläsirlichkeiten, die sich die Großen verschaffen, kommen jezuweilen auch den Kleineren zu Gute." Nun ging es hinan, daß das Balken- und Stangenwerk ächzte und krachte, aber die genannten Herren Grafen hatten es dauer-

haft hingestellt. Da droben war nun Aussicht im Ueberfluß. Landkartenartig, wie von allen diesen Höhen, lag gegen Westen und Norden die Landschaft weitgebreitet mit ihren Städten und Dörfern, mit ihren Hügeln, Wäldern und Wassern vor den Blicken. Nach der andern Seite war der Gesichtskreis begrenzter, aber um so schöner: gegen Osten stieß das Auge an die Gebirgsgestalten der näheren und ferneren Nachbargegenden, während es von der Ecke, die unser Standpunkt bildete, den Zug des Gebirges nach Süden hin in ausgedehnteren Reihen verfolgen konnte. Unser Mentor hatte ein scharfes Kreuzfeuer von Fragen zu bestehen; der Eine wollte eine Ortschaft, der Andre einen vereinzelt aufragenden Kirchthurm, ein Dritter diesen, ein Vierter jenen Berg, ein Fünfter den blinkenden Streif eines Flusses, ein Sechster die dunklen Säume des Schwarzwaldes, wieder Andere wollten Schlösser und Kapellen und die Menge der Burgruinen benannt wissen, und Alles fragte und zwitscherte zu gleicher Zeit. Geduldig und sicher wand er sich durch das Gewirre der Fragen hindurch, und blieb keine Antwort schuldig, ja er zeigte uns nicht blos das, was zu sehen war, sondern auch dasjenige, was bei besonders günstiger Beleuchtung etwa gesehen werden konnte. Dieses Unsichtbare entzündete alsbald die junge Phantasie in Verbindung mit dem knabenhaften Ehrgeiz, und Alles strengte die Augen an, wer am weitesten sähe. Auch fehlte es nicht an jenen Berühmungen, bei welchen Betrug und Glaube in einander laufen, die aber der Alte mit seiner gutmüthigen Ironie aus dem Felde schlug. So, als unser Dicker, aus seinem Gleichmuth aufgestachelt, hinter dem Schwarzwalde richtig die Vogesen ganz deutlich sah, wünschte er ihm guten Abend, und einem Andern, der noch scharfsichtiger im fernen Süden eine weiße Linie entdeckte, die offenbar nichts andres als die Schneeberge der Schweiz vorstellen konnte, sagte er im gleichen Athem guten Morgen, und lachte dann seinen Grundbaß über die List, die er vorhin gehabt, die Tageszeiten zu verschweigen, in welchen jene seltenen Erscheinungen allein möglich seien. „Sehen Sie nur gefälligst recht scharf nach der Sonne, die

dem Einen auf und dem Andern untergeht!“ rief er den beiden Entdeckern zu, „vielleicht sehen Sie sie eben jetzt über Ihren Adlerblick die drei Freudensprünge machen, die sie übrigens sonst nur an Ostern thut.“

Ein helles, vielstimmiges Gelächter schlug in die Lüfte, so daß ein paar Raben, die sich nicht weit davon auf Baumwipfeln wiegten, wie ertappte Missethäter die Flucht ergriffen. Der Buchdrucker lächelte noch ein wenig vor sich hin, und beeiferte sich dann, den beiden beschämten Fernsehern eine Anzahl wirklicher Fernsichten zu zeigen. Er war sehr höflich und sagte zu unsern Wenigkeiten niemals anders als „Sie“.

Das Merkwürdigste und Vergnüglichste jedoch war für Knaben jedenfalls, bekannte Gegenstände in einige Ferne gerückt zu sehen, den Weg zu überblicken, den wir hieher gemacht hatten, und die Heimath, aus deren Mauern wir am Morgen ausgezogen waren, von da oben zu grüßen. Sie lag schimmernd am Gebirge, die sonst so altergraue Stadt; der Engel auf dem Thurme blitzte in der Sonne. Der Gebirgskreis, in den sie sich schmiegte, war von eigenthümlichen Formen, streng und reizlos, wie der Ernst des Lebens, wenn solche Vergleichung erlaubt ist; aber der einzelne schlanke Bergkegel, der hinter ihr aufstieg, milderte durch seine Anmuth den Eindruck der Härte, und die weite Ebene, die sich vor der Stadt und den Bergen her ausdehnte, gab der Gegend, trotz des verschlossenen Hintergrundes, ein offenes Aussehen und bedeutend gestaltete Raumverhältnisse. Wir standen daher keinen Augenblick an, sie als eine der großartigsten auf diesem weiten Erdenrunde zu preisen, obwohl wir weder Gelegenheit gehabt hatten, sie mit andern Gegenden zu vergleichen, noch das, was ihr nach solcher Vergleichung eigen blieb, mit Worten auszusprechen fähig gewesen wären; aber wir waren eben stolz auf alles, was der Vaterstadt näher oder ferner angehörte. Stolz waren wir auch auf den schlanken Berg, der vor dem Gebirge stand wie eine Schildwache vor dem Lager, oder wie ein Befehlshaber vor seinen Truppen, oder auch, wenn man will, wie in den griechischen Trauerspielen eine der handelnden Personen vor dem Chor,

und die Mützen schwingend riefen wir unserer Achalm ein Hurrah zu; denn der Eigensinn einer unerforschten Vorzeit hat sie weiblich benannt, ohne einen Grund hiefür anzugeben, ja ohne ein Wort zur Entzifferung ihrer dunklen Namensrune zu hinterlassen. Der Thurm auf ihrem Gipfel, das einzige Ueberbleibsel der gräflichen Doppelburg, ragte scharf gezeichnet in die klare Luft; sogar die Fahne auf dem Thurm war zu erkennen; eben so deutlich sah man den an der Vorderseite des Berges emporführenden Zickzackweg. Wir hatten diesen alten Reitpfad stets verschmäht und lieber mit Händen und Füßen in die Wette den steilen Gipfel geradenwegs erklettert; nicht anders ging die Rückfahrt, geradeaus bergab, wie die Kugel aus dem Rohr, unter Geschrei und Gelächter, und wenn man sich nicht mehr halten konnte, so blieb nichts übrig, als sich rückwärts zu Boden zu werfen. Dort ja hatten wir uns in den Anfangsgründen des Bergsteigens geübt, von den Zinnen jenes alten Thurmes hatten wir manches Lied auf unserer strohernen Bergharmonika geblasen, manches „Ammonshorn" hatten wir von jenem Gipfel mitgebracht, ja selbst ein seltener „Apollo" war uns dort oben je und je in's Schmetterlingsgarn gerathen.

So gering jedoch die Entfernung war, so reichte sie hin, den anmuthigen Berg schlanker und zierlicher zu zeigen, als wir ihn je gesehen hatten, und ihm das zu geben, was die Nähe nicht so entschieden erscheinen läßt: eine Gestalt. Eine zweite, dieser ähnlich, war der Hohenneufen, der, etwas weiter entfernt, sich mit seiner schönen Mauerkrone von dem Gebirge hob und gleichsam mit einem Fuß aus demselben herauszutreten schien. Der dritte im Kleeblatt dieser schlanken Berge und der schönste war der Hohenstaufen, der in den blauen Duft der Ferne gehüllt einsam aus Nordosten herüber blickte. Zwischen der Achalm und dem Neufen hatte sich der Sattelbogen langgestreckt wie ein Kameelsrücken hingelagert. Hinter dem Neufen sah die Teck hervor, als ob sie einen Lauscherposten einnähme. Diese ganze Gruppe von Bergen, die den östlichen Theil der Aussicht bildete, bot eine höchst lebendige Erscheinung dar, und trotz ihrer stummen

Unbeweglichkeit nahmen sie sich nicht anders aus, als wie wenn sie in einem stillen Verkehr, ja in einer leibhaften Handlung mit einander begriffen wären. Ich mußte immer wieder nach ihnen hinschauen, während der Buchdrucker von den wunderlichen Steinbildern der Belsener „Heidenkapelle" docirte, die auf der andern Seite des Berges lag.

Mittlerweile war die Sonne höher herauf gekommen, die klaren Umrisse der Landschaft lösten sich in nebligen Flor, und die Hitze begann auf unsere obdachlose Warte zu drücken. Wir verließen dieselbe, und nach wenigen Augenblicken lag die junge Bande fest eingeschlafen im kühlen Schatten des Waldes. Nur Drei von der Gesellschaft wachten noch: der alte Buchdrucker saß „auf Rosen mit Veilchen bekränzt" — denn er hatte sein geblümtes Taschentuch über das Moos gebreitet — an einem dicken Baumstamm, der ihm eine Lehne gewährte, und hing seinen Gedanken nach; ich hatte seine Stellung an einem benachbarten Baume nachgeahmt, wo ich in einem moosigen Auswuchs ein bequemes Kopfkissen fand; und der Dicke lag neben mir im Gras auf dem Rücken, die Hände unter dem Kopf gefaltet, und langsam, wie er in allem war, den Gefährten in's Reich der Träume nachzusegeln bemüht. Ein leiser Luftzug strich über die Höhe und athmete in den Blättern.

„Was geht Ihnen im Kopf herum?" fragte der Alte nach einer Weile. Er hatte mich beobachtet, wie ich die Augen bald schloß bald öffnete und in einer Art Verwunderung vor mich hinsah.

„Sonderbar," antwortete ich, „unsere Berge stehen noch immer vor mir, so deutlich, als wäre eine Oeffnung durch das Dickicht gehauen, und was noch sonderbarer ist, schon da droben hab' ich mir's eingebildet und kann mir's nicht aus dem Sinn schlagen, daß die Achalm und die Teck nach dem Neufen hinsehen, die eine von hier, die andre von dort, wie wenn sie etwas Besonderes mit ihm hätten."

„Hm!" versetzte er mit seinem nachdenklichen Lächeln. „Es muß doch wohl nicht ganz ‚ohne' sein. Davon kann ich Ihnen etwas erzählen."

Er setzte sich zurecht und machte seine gewohnten Vorbereitungen, indem er statt des Sacktuchs, das ihm als Teppich diente, ein großes Blatt aus dem Gebüsche holte und sich hierauf mit einer frischen Prise versah. Ich nahm gleichfalls in meiner halb sitzenden halb liegenden Stellung einen kleinen Wechsel vor, um einen desto ruhigeren Zuhörer abzugeben; und der Dicke, der noch nicht ganz hinüber war, legte sich gähnend, mit dem Kinn in der Hand, auf unsere Seite. Mit dem rechten Auge schlief er fort, mit dem linken hörte er — da hier ein Sinn dem andern aushelfen mußte — der Erzählung zu.

„Das Nämliche, was Sie da sagen," begann der Buchdrucker, „hab' ich schon vor langen Jahren von einem Jugendgespielen gehört, mit dem ich aufgewachsen bin. Das war ein scheckiger Mensch, das einemal voll lustiger Flausen und wilder Sprünge, dann wieder still und duckmäuserig, als wenn er nicht Fünfe zählen könnte. Ich kam als Lehrling in die Stadt, er verdingte sich in den Pferch. Zuletzt wurde er Schäfer auf dem Reissensteiner Hof, über dem Neidlinger Thal, da wo hinten das Thal sich verengt und der Reissenstein mit seiner Ruine und der Heimenstein mit seiner Höhle einander gegenüber liegen. Dort blieb er einige Jahre, und lernte in Holz schnitzen, ganz aus sich selbst und für sich selbst, aber seine Kunst ward nach und nach in der Umgegend bekannt, und wie es im Leben wunderlich zugehen kann, so kam es am Ende, ich weiß nicht mehr durch welche Verbindungen, daß er ein vortheilhaftes Anerbieten aus Paris erhielt. Er brachte aber auch mit seinen mangelhaften Werkzeugen Dinge hervor, die ihres Gleichen nicht hatten. So sah ich einen Stock bei ihm — das war ein Wachholder von einer Größe, die man selten sieht, tief unter der Heimenhöhle aus einer Felsenritze gegraben, man hatte dazu einen Mann an Stricken hinablassen müssen — diesen Wachholder hatte er zu einem wahren Kunstwerk umgearbeitet und in die mächtige Wurzel, welche die gekrümmte Handhabe des Stockes bildete, eine wilde Jagd geschnitzt, die von lebenden Figuren wimmelte. Oben, an der Spitze der Wurzel, jagte der wilde Jäger auf

seinem Schimmel dahin, gestreckten Leibes, so daß man bequem hinter ihm die Handhabe erfassen konnte, eine gespensterhafte Gestalt von furchtbarem Aussehen, und doch schön dabei; das Roß warf beide Vorderfüße frei in die Luft, und aus seinen weiten Nüstern erwartete man Feuer fahren zu sehen; dem Reiter aber folgte eine Flucht von Hirschen, Rehen, Eulen, Hunden und geschuppten Drachen, alles so fein gearbeitet und so natürlich, daß man jeden Augenblick meinte, sie könnten aus dem Stock herausspringen. Ich hätte weiß nicht was darum gegeben, wenn ich das Stück hätte behalten dürfen, aber er schien selbst daran zu hängen, und da er sehr gutherzig war, so mochte ich ihn nicht mit Bitten beschweren. Das kostbare Werk hat ihn nach Paris begleitet. Dort ist er verschollen, ich habe nie wieder etwas von ihm gehört. Nach seinem Abschied vom Reissenstein suchte er mich auf, und dort drunten auf dem Hügel, den ich vorhin dem Herrn Dicken habe zeigen müssen, vor dem einzelnen Wirthshaus, am Steintisch in dem Baumgarten, dem Gebirge gegenüber, dort brachten wir einen vergnüglichen Herbstabend mit einander zu. Ich hatte mir was drauf zu Gute gethan, daß ich als Handlanger der Musen etliches aufgeschnappt hatte und vielleicht ein wenig gewählter reden konnte als mancher Andere meines Gleichen: ihm aber konnte ich das Wasser nicht reichen, er sprach wie ein Buch. Der Himmel weiß, wie es ihm angeflogen ist, hat er zur Winterszeit auf seinem Hofe verlegene Bücher gefunden oder ist ihm ein Pfarrer in der Gegend an die Hand gegangen. Er that mit allem, was er wußte, sehr geheimnißvoll, und sagte nicht, woher er's hatte; noch weniger ließ er sich, wenn man ihm Zweifel entgegensetzte, in einen Streit ein, vielmehr schien es ihm ganz gleichgültig, ob man ihm glaubte oder nicht. So machte er's auch, als ich gegen die Geschichte, die er dort vorbrachte, nachher einige Bedenken äußern wollte; er lachte nur und ließ eine frische Flasche kommen. Dort nämlich, nachdem er lang zu den Bergen hinüber geschaut hatte, die in der herbstlichen Luft so nah und greifbar vor uns lagen, hub er an, die Hoheiten da drüben seien nicht immer so un-

beweglich dagestanden, wie sie jetzt erscheinen. Doch ich will mit seinen eigenen Worten berichten.

„Ich weiß das anders," sagte er, „und hab's in einer sonderlichen Stunde erfahren.

„Als Reissensteiner Schäfer bin ich dort herum überall hingekommen, nur nicht auf den Reissenstein selbst, wiewohl der Meierhof gleich hinter ihm liegt, kaum einen Gedanken entfernt. Ich hab' auf dem ganzen Berg dort, wo er das Thal schließt, durch Haide und Wald herumgeweidet, bis auf die andere Seite, wo der Heimenstein mit seinen herrlichen Futterkräutern liegt. Oft und viel bin ich in seiner Höhle gewesen, die sich gegen das Thal öffnet, so daß man wie zu einem großen Fenster hinausschaut und gegenüber den Reissenstein aus Wald und Felsen aufsteigen sieht, gerade wie zwei Häuser auf den beiden Seiten einer breiten Straße gegen einander über liegen, nur daß statt der Blumenscherben ganze Bäume im Fenster stehen. Bin vorgekommen bis auf den Breitenstein, von dessen Zacken man vorwärts in die weite lachende Landschaft und links über die Berge sieht; die Teck streckt sich weit hinaus; hinter ihr halb versteckt lauert der Rauber; vom Neufen ist nur die Spitze sichtbar, die wie eine große steinerne Blume aus der Hochfläche herauszuwachsen scheint; und weiter drüben sieht der Kopf der Achalm über den Gebirgsstock herüber. Bin auch im kleinen Thal gewesen, das hinter unsrem Hofe liegt, am Drackenstein, der mit seinen „Duftsteinfelsen" ein eigenes niedliches Gebirg im Thale bildet. Kurz, überall bin ich herumgekommen, nur, wie gesagt, die paar Schritte nach dem Reissensteiner Felsen selbst hat sich's nie thun wollen, sei's, weil der Mensch dahin, wo er am nächsten hat, am wenigsten kommt, sei's, weil das alte Gemäuer nicht den einladendsten Zugang hat.

„Nachdem ich aber die Schippe niedergelegt und die Heerde übergeben hatte, um meinen eigenen Pferch anderswo aufzuschlagen, wollte ich doch nicht so unbekannterweise von dem Schloß abziehen, das den Riesen Heim sein schweres Geld gekostet haben soll. Ich hatte noch einen aufrechten Valettrunk mit dem Meier gethan: wie der aber, um seinen Dusel versaufen zu lassen, sich auf die Bank legte — was er mühselig von mir gelernt hatte, denn Niemand versteht bequem auf der Bank zu liegen, als ein Schäfer — so griff ich zu meinem Gehstab und schlug den Weg zur Linken statt zur Rechten ein. Durch Wald und widerwärtiges Gesträuch kommt man zu dem Felsen, der hier mit dem festen Land zusammenhängt, sonst aber nach allen Seiten abgeschnitten und gäh in's Thal abfällt. Zwischen Schutt, Gestein und Mauerwerk, das alles wie zusammengebacken ist, öffnet sich ein enges Loch, durch das man auf Händen und Füßen kriechen muß — froh darf man sein, wenn man nicht stecken bleibt — und dann steht man auf einmal im Schloßhof. Alles verwittert und verfallen, ohne Dach und Fach, daß Sonne und Mond hinein scheinen können. Man sieht noch Fenster und Thüren in den Mauern, an einer innern Wand auch ein Kamin, aber alles ist nach allen Seiten offen, daß der Wind nach Herzenslust durchstreichen kann. Nur ein großer Thurm steht noch in seiner ganzen Höhe da, aber oben ist er auch zerbröckelt. An der vordern Seite des Felsen sieht man durch Lücken in den mächtigen Wallmauern die senkrechte Tiefe hinab, aus welcher Bäume heraufstreben, die mitten im Gestein gewachsen sind. Gegenüber an der andern Thalwand gähnt die dunkle Oeffnung im Felsen des Heimensteins. Unten aber, im Thalschluß, ziehen viele silberne Fäden durch einander; das sind die Quellen und Bächlein, die in zahllosem Gerieſel zur Lindach zusammenfließen.

„Ich war doch oft in der Heimenhöhle drüben ganz allein gewesen und hatte an nichts dabei gedacht, weiß also nicht, warum mir jetzt in den Reissensteiner Mauern so curios wurde. Vielleicht kam es ein wenig daher, daß ich gewissermaßen eingesperrt war, denn das Schlupfloch war nur auf

der Schneckenpost zu passiren, und dann fand auch ein kleiner Unterschied statt zwischen dem Herein und dem Hinaus. Im Hereinkriechen hatte ich die lebendige Welt hinter mir, und die, dacht' ich, wird dich nicht in Fuß beißen; was aber beim Hinausrutschen hinter Einem drein kommen kann, wenn's auch nur eine Blindschleiche wäre, das weiß man nicht, und die Augen kann man nicht hinten haben, denn wenn man mit den Füßen voraus will, so bleibt man stecken. Ich kann nicht gerade sagen, daß ich Angst gehabt hätte, aber die Stille in dem öden grauen Gemäuer machte mich ganz verwirrt. Was aber noch viel stärker auf mir lag, das war eine verwunderliche Mattigkeit, die mich gefangen nahm, und statt mich zum Tempel hinaus zu machen, mußte ich mich hinlegen, als ob ich ganz da zu Hause wäre. Ein weicher Moosfleck gab sich unter einer niedrigen Steinlinde, die mit andern Bäumen im Gebröckel und Malm aufgekommen war, als ob sie gleichfalls von je ihr Heimwesen da gehabt hätten.

„Eine Zeit lang lag ich so in einer Art von Traum, ich weiß nicht wie lang, da hörte ich schwere Tritte, die in den untersten Gewölben des Felsennestes widerhallten, und — du magst mir nun glauben oder nicht — hinter dem Thurm kam eine Gestalt hervorgestampft, die wie ein junger Thurm neben dem alten stand. Nur war sein Aussehen nichts weniger als jung; das Angesicht hatte Furchen, ähnlich den tiefen Einschnitten, die sich durch Felsstücke hinziehen, Haar und Bart waren wie altes verblichenes Moos, ungekämmt und wie mit Steingeröll durchsä't, Gewand und Glieder trugen die verwitterte graue Farbe des Gesteins. Wer mochte es sein als der alte Riese, der Bauherr des alten Nestes? Wie ich ihn so ansah, konnte ich's begreifen, warum die Thüre so hoch oben im Thurm ist, und war mir auch nicht mehr unglaublich, daß er den Schlossergesellen mit Einer Hand frei zum Fenster hinaus gehalten haben soll, um den fehlenden Nagel vollends einschlagen zu lassen.

„Er schien nicht wohl aufgelegt, denn er brummte und bruttelte allerlei in seinen Bart, stellte endlich den Fuß auf ein Mauerstück, das ich nicht mit der Hand

hätte erlangen können, wie auf einen Schemel, und bemühte sich, den Schuh auszusuchen. Da aber seine Finger zu dick waren, um hineinzukommen, so stellte er den Fuß wieder auf den Boden, und zog den Schuh aus, indem er ihn gegen den andern stemmte. Bis daher hatte er gethan, als ob er mich gar nicht sähe, und ich hatte mich auch nicht gerührt; jetzt aber schob er mir den Schuh hin und sagte mit einer Art, wie wenn wir alte gute Bekannte wären: ‚Da, sieh einmal in dem Schuh nach, was mich so drückt.‘

„Ich hielt es nun für gut, den Höflichen zu spielen, griff in den Schuh, der wie ein kleiner Badzuber aussah, aber ziemliche Löcher hatte, und brachte einen Stein hervor, aus dem man eine schöne Kegelkugel hätte drehen können. Dann stand ich auf und überreichte ihm den Fund manierlich, wiewohl ein wenig zaghaft, denn wenn er mir ihn in's Gesicht geschmissen hätte, so hätt' ich wohl in diesem Leben wenig Kopfweh mehr gehabt. Er warf aber den Stein weg und sagte blos, derweil er wieder in den Schuh schloff: ‚Hätt' nicht geglaubt, daß so ein Kieselbatzen so beschwerlich sein könnte.‘

„Da er mich bei diesen Worten ansah, als ob er mich auffordern wollte, ich solle auch was sagen, so nahm ich mir die Freiheit und bemerkte: ‚Ja, wenn Unsereiner so ein Sandkörnlein im Stiefel hätte, damit würd' er nicht weit springen.‘

„Er lachte, und das klang, wie wenn ein Wagen über ein hohles Pflaster fährt. ‚Das will ich meinen,‘ sagte er. ‚Und doch, seit ihr uns nicht mehr zu fürchten habt, haltet ihr euch für die Herren der Welt.‘

„Darauf fragte er mich aus, wie es auf Erden stehe, und ich gab ihm Bescheid, so gut ich konnte. Er schüttelte den Kopf und sagte: ‚Wenn ich so von hundert zu hundert Jahren nachsehe, so ist's eben immer wieder das nämliche Lied, und will nimmer besser werden. In unsern Tagen ist wohl auch nicht alles gewesen wie es sein sollte, aber ihr Wichtlein und Würmer seid doch das ungerechteste und hochmüthigste unter allen Geschlechtern, die nach einander unter der Sonne dahingewandelt sind. Das beste war das älteste,

das Geschlecht der ersten Riesen, mit dem ich noch gelebt habe als ein kleiner Knirps; denn ich gehöre schon zum zweiten Riesengeschlecht, bin aber der älteste von diesen, daher ich auch meinen Namen trage, weil ich vor allen meinen Brüdern hier daheim gewesen bin. Du mußt aber nicht meinen, ich sei damals kleiner gewesen als jetzt, nein, ich war nur ein Knirps gegen die Urriesen, die zuerst das Land inne hatten. Damals waren sie noch viel größer als jetzt. — Nun?' unterbrach er sich, da ich ihn bei diesen Worten verwundert ansah, ‚hast du sie noch nie gesehen oder sind sie dir nicht groß genug?'

„‚Wer denn?' fragte ich.

„‚Krabbelst ja zwischen ihnen herum,' erwiderte er, ‚und siehst sie nicht? Meinst du denn, die seien immer so still und ruhig gewesen, wie jetzt, wo ihr sie für Berge haltet? Nein, die haben auch ihren Tag gehabt, und Händ' und Füß', so gut wie ich und du, und Leben und Lebenslust, und wenn sie zusammen kommen wollten, so haben sie nicht so viel Schritte gebraucht wie ihr Erdenkäfer. So groß sie aber waren, so waren sie doch wie Kinder, ohne Arg und Falsch, und die Zeit, die ich unter ihnen gelebt habe, ist meine beste gewesen. Aber alles hat sein Ende, und ein trauriges Ende hat selbiger alte Riesenstamm genommen, wie du ja noch heut an ihnen sehen kannst. Ich will dir's erzählen, so gut ich's noch weiß, denn mein Kopf ist altersschwach geworden und mein Gedächtniß hat nachgelassen.'

„Er wollte sich's zu seiner Erzählung bequem machen, der alte Heim, und ließ sich auf ein Stück Mauer am Rande des Felsen nieder; ein Theil davon brach unter seinem Gewicht wie mürber Kalk zusammen, und ich fürchtete schon, es werde mit ihm in den Abgrund hinunterstürzen, aber er griff gleichmüthig hinter sich und drehte sich mit dem Hauptstück, ohne aufzustehen, einwärts auf festen Grund, während die übrigen Trümmer krachend in die Tiefe polterten. ‚Für das verfluchte Gemäuer hab' ich auch zu viel Baulohn bezahlt,' sagte er mürrisch: ‚das elende Zeug will nicht mehr halten. — Also, um wieder auf die Geschichte zu kommen,'

fuhr er fort, indem er sich zurecht setzte und, die Ellbogen auf die Kniee gestemmt, das Kinn in beide Fäuste legte. ‚Du mußt nämlich wissen, daß es damals in der Welt zuging, wie es nachher auch jederzeit unter den Menschen gegangen ist, ich will sagen, es hat damals Liebschaften gegeben so gut wie jetzt. Die Namen erzählen dir ja davon, daß es unter selbigen großen Kindern Buben und Mägdlein gegeben hat; und daß es hoch bei ihnen hergegangen ist, das kannst du dir denken; nur konnten sie nicht so leis küssen wie die jetzige Welt, im Gegentheil, so einen Kuß hörte man Stunden weit wie einen Wetterschlag, und Alles lachte dazu und hatte seine Freude dran. Eine solche Liebschaft war auch zwischen dem Neufen und der Achalm, das war ein schmuckes blutjunges Pärlein, und die ganze Sippschaft hatte ihre Lust an ihnen, nur nicht die Teck. Die war nämlich selber in den Neufen verliebt, was ihrem Geschmack auch gar keine Schande machte, denn der Neufen war ein schlanker hochgewachsener Gesell, das sieht man ihm jetzt noch an, wiewohl sie alle mit einander im Lauf der Zeit ziemlich heruntergekommen sind. Das sah seinerseits wieder der Rauber ungern, der hatte sein Herz an die Teck gehängt, aber sie wollte nichts von ihm, denn er war ein windiger Bursche, der einzige von Allen, der nicht sauber unterm Brusttuch war, und man sprach wenig Gutes von seiner Lebensart. Der Neufen aber fragte nichts nach der Teck, weil er alle seine Sinne bei der Achalm hatte, nicht als ob es schon zu einem Einverständniß zwischen ihnen gekommen wäre, denn sie waren gar schüchtern gegen einander, doch sahen sie sich allezeit an und gingen einander auf allen Schritten und Tritten nach. Alle die Andern wußten ihr Geheimniß besser als sie selbst, und freuten sich auf die Stunde, wo sie einmal Laut geben würden. Nun weiß ich nicht mehr recht wie es kam — richtig ja, es gab Verdruß am Rhein oder vielmehr am großen Landsee, denn das war der Rhein damals noch. Die überm See drüben waren ein unruhiges Volk, wie's ja die Franzosen nach ihnen bis diesen Tag geblieben sind. Sie hatten einen König, was die Unsern nicht hatten, den setzten

sie immer wieder ab und wieder einen andern ein mit lauter Possen und Gelächter, bis sie zuletzt einen bekamen, der stärker war als sie und dem sie gehorchen mußten. Der wollte nun auch die Nachbarn in sein Joch schirren, und machte den Anfang mit dem Volk am See, das auf beiden Ufern wohnte und zu den Unsrigen gehörte. Als er aber Unterwürfigkeit von ihnen verlangte, schoßen sie in ihrer Noth zu den Unsern einen Farrenbaum herüber, denn was jetzt Kräuter sind, das waren damals riesengroße Bäume. Der Baum kam geflogen, stand eine Weile auf dem Kopf oder vielmehr auf den langen Rippen, streckte die Wurzeln in die Höhe und fiel dann langsam zu Boden. Das war ein Zeichen, daß es bei dem Seevolk drunter und drüber ging, und daß Hilfe Noth that. Also wurde der Zuzug beschlossen und Alles brach in Eile auf. Der Neusen aber, ehe er mit den Andern zu seiner ersten Waffenthat auszog, gedachte er seiner Achalm ein Andenken zu hinterlassen; er hatte nämlich schon längst ein großes Stück Gold gefunden, das er mühsam verarbeitete, denn eiserne Werkzeuge gab es noch nicht; manche Nacht hatte er daran geschmiedet und Glied um Glied zu einer Kette gefügt; nun machte er die Arbeit geschwind vollends fertig und gab seinem Schatz die Kette zum Abschied. Du mußt aber nicht glauben, das Metall, aus dem die Kette war, sei das trübe schlechte Gold gewesen, um das sich die Menschen jetzt plagen, nein, es war etwas ganz anderes, viel lichter und besser von Art; es wird nicht mehr auf Erden gefunden, aber in der Tiefe liegt es noch, und verschmilzt in die Gewächse, die aus dem Boden kommen; ihr esset's im Korn, ihr trinket's im Wein; auch in die edlen Gesteine ist es verwachsen. Die Achalm nahm die Kette mit Freuden an und hing sie um den Hals, der Neusen aber zog eilig fort, den Andern nach. Als nun die Teck bei der Achalm die goldne Kette sah, an der sie den Neusen hatte schmieden sehen, weil sie ihn immer belauschte, da ward sie sehr unmuthig. Der Rauber aber, der feigerweise nicht mit in den Krieg gezogen war, dachte auf eine schnöde Meinthat. Ob er sie mit der Teck verabredet hat, weiß ich nicht; jedenfalls

aber meinte er in seiner Verblendung, er werde sich ihr angenehm machen, wenn er es dahin brächte jene Beiden zu entzweien. Indessen ging der Feldzug an. Das war aber kein menschenfressender Krieg wie jetzt, er fraß höchstens Wälder, denn die Kämpfer warfen einander Bäume an den Kopf, und balgten sich, daß es eine Art hatte; aber niemand blieb, obgleich man eine solche Schlacht mit ihrem Getöse ganze Länder weit hören konnte. Darum wurde der Krieg damals auch nicht als ein Unheil angesehen, wofür er doch in den besten Heldenzeiten immer gegolten hat; aber er war nur zwischen Volk und Volk, und nie zwischen nahen Freunden, die einander kund waren und ein Volk ausmachten. Es lief jedoch eine alte Prophezeiung um, ein schwerer und tödtlicher Hader werde dereinst überall unter den nächsten Freunden ausbrechen, und dann werde die Welt untergehen. Die Prophezeiung kam von einem betagten gebückten Riesen her, der sonst wenig redete; sie nannten ihn nur den Alten; jetzt ist er einer von den Sattelbogen, die zwischen den Bergen liegen; der Weg von der Achalm zum Neusen führt über ihn. Der Nämliche hatte auch wider diesen Zug gesprochen, weil von Urzeiten her zwischen den beiden Völkern eine Blutsverwandtschaft sei, die ihnen den Krieg verbiete; aber man hatte nicht auf ihn geachtet und, weil es Noth that, auch nicht auf ihn achten können. Nun, die Schlacht war gestritten, der König über'm See mußte mit einer meilenlangen Nase abziehen, und die Seinigen haben ihn richtig unterwegs noch abgesetzt. Die Unsrigen zogen gleichfalls heim, mit ihnen der Neusen. Der hatte sich ritterlich gehalten, war von Männiglich belobt worden und freute sich, vor der Achalm in seinem Kriegsruhm zu erscheinen. Auch war er kecker geworden bei den Ueberrheinischen, und gedachte jetzt weniger Umstände zu machen als zuvor. Aber in der Nacht eh' er ankam, vollbrachte der Rauber sein sauberes Stück. Er lauerte bis die Achalm eingeschlafen war, dann schlich er hinzu und stahl ihr die goldne Kette. Das war der erste Diebstahl in der Welt; vorher war alles Eigenthum frei und ohne Gefährde auf den Hügeln umhergelegen, denn Berge

hatte die Erde noch nicht. Ich ritt damals gerade auf dem Rücken des Sattelbogens und sah im hellen Mondschein alles was vorging. Aber ich durfte mich nicht darein mischen, sie hätten einen Däumling, wie mich, zertreten, wenn ich ein Wort in ihre Sachen geredt hätte, denn sie waren trotz ihrer Gutherzigkeit alle mit einander gar stolz, und nur der Sattelbogen ließ etwas mit sich anfangen, der alte träge Kerl, der immer auf der Nase lag und schlief. Deswegen trommelt' ich ihm mit den Füßen auf dem breiten Theil herum: ‚Alter, auf und leid's nicht!' rief ich; aber er that einen Schnarcher, daß sich alle Bäume bogen, und streckte sich noch länger aus. Da mußt' ich's denn in's Kukuks Namen geschehen lassen. Wie nun früh Morgens der Neusen in's Land kommt, den andern voraus, zitternd vor Ungeduld — das erste was er zu Gesicht kriegt, ist dir der Rauber, der mit der goldenen Kette vor ihm herumstolzirt. Dem gab er einen Tritt, daß er der Länge nach zu Boden fiel. Da war das Aufstehen eine schwere Sache. Dann warf er einen Blick auf die Achalm, die ihm voll Freuden entgegen kam, nur einen einzigen, und dann blieb er trotzig stehen und sah sie nicht mehr an. Die Achalm, da sie die Kette am Rauber sah, merkte sogleich, wie sich die Dinge verhielten; aber sie war zu stolz, um sich zu rechtfertigen, und daß ihr der Neusen kein besseres Vertrauen bewies, das kränkte sie so, daß sie sich auch abwandte und ihren Schatz nicht mehr ansah. Da schritt der Staufen herzu, der eben mit den Andern aus dem Kriege zurückkam, und wollte den Streit beilegen; jedoch der Neusen stieß ihn zornig zurück, denn es war bis dahin noch nicht vorgekommen, daß sich einer ungefragt in die Händel des Andern einmischte, und hatte Jeder sich vor dem Schein gehütet als ob er Richter und König werden wollte. Durch den letzten Krieg aber war Alles wie verschoben und verkehrt worden, und es waren doch vorher viele Balgereien in der Welt gewesen. Wie die Teck das Unheil sah, das der Rauber angerichtet hatte, nahm sie ihm die goldne Kette ab und warf sie der Achalm entgegen. Diese aber stampfte das Kleinod mit Zorn und Haß in den Grund des Bodens, wo

es noch jetzt verborgen liegt, und aus ihrem Munde ging ein feuriger Athem, daß es Alle mit Grausen sahen. Da brach auch dem Neusen die rothe Gluth aus Mund und Nase, und der Staufen, der ergrimmt von ihm weggegangen war, begann gleichfalls Feuer und Flammen zu speien. Die Feuerströme aber schoßen immer höher in die Lüfte, und von dem Rauchdampf ward es Nacht, und in dieser Nacht stiegen rings umher in allen Fernen die gleichen Feuerzeichen auf. Da gedachte alles Volk der Weissagung und erkannte, daß in allen Landen zu gleicher Zeit der innere Hader ausgebrochen und auf den lustigen Krieg der traurige gefolgt war; und eine Angst kam über sie, daß ihre mächtigen Gebeine erzitterten, stärker als wenn ein Erdbeben den Grund bewegt. Der Feuerqualm erlosch endlich und es wurde wieder Tag, aber Alle wußten, daß es ihr letzter war. Da kehrte sich die Achalm noch einmal mit halbem Leibe gegen den Neusen herum und hub an bitterlich zu weinen, und der Neusen weinte mit, und alles Volk weinte, und den Bäumen standen die Thränen in der Rinde, als sie ihre Fürsten so betrübt sahen, und die Erde weinte brausende Fluthen aus ihren Tiefen und der Himmel öffnete seine Schleusen, und die ganze Welt wurde zu einem Meer, das wuchs und stieg immer höher und schwoll endlich über die höchsten Bäume hinaus. Als mir's zu arg geworden war, hatte ich mich auf eine Fichte hinauf gemacht — zehn der heutigen geben keine solche, denn sie war zwanzigmal so groß als ich — und hatte droben das Fallen der Gewässer abwarten wollen. Die aber rißen zuletzt den Weltsbaum mit sammt den Wurzeln aus, so daß er mein Schiff wurde, auf dem ich in den Fluthen trieb. Einen umherschwimmenden Schaft, dergleichen jetzt nur Halme sind, der aber dick und lang wie ein Balken war, nahm ich zum Ruder, aber die Strömung riß mich mit meinem Fahrzeug fort. Aus weiter Ferne sah ich noch einmal das Riesenvolk; es hatte sich zusammengedrängt, wie jetzt eine Heerde Schafe vor dem Gewitter sich an einander schmuckt, und die Wasser leckten schon nach ihren Häuptern empor. Endlich sah ich nichts mehr und trieb lange Tage

auf der Fluth umher. Die Kurzweil war nicht groß, aber ich labte mich mit dem Wasser, das frisch und rösch wie eure Sauerbrunnen schmeckte. Da kam aber über einmal ein harter Frost, der erste Winter, den ich erlebte, und bald war Alles Stein und Bein gefroren, das Meer, so daß ich mit meinem Schiff im Eise steckte, und das Mark in meinen Knochen, so daß ich, mit dem Kopf in den Fichtenzweigen liegend, entschlief. Wie ich wieder zu mir kam, war die Fluth geschmolzen und abgelaufen, und ich erwachte zwischen den Trümmern meines Baumes, der zu Modererde geworden war, hier auf dieser Riesenfaust, wo ich mich hernachmals angebaut habe. Ich war aber sehr verwundert, daß ich auf einer Höhe stand und in ein Thal hinabsah; denn zuvor war alles Land fast so gut wie eben gewesen. Da stieg ich hinunter und watete durch Sumpf und Moor in die Ebene hinaus, und nun, wie ich mich umsah, erkannte ich erst was geschehen war. Das Riesenvolk war zu Bergen geworden, alles todt und still und ausgestorben. Gerade wie sie bei dem Untergang ihrer Welt gestanden waren, so standen sie und so stehen sie jetzt noch: der Neufen stolz und in sich gekehrt; die Achalm schaut halb umgewendet nach ihm hin; die Teck hat sich, den Leib nach hinten gestreckt, auf die Ellbogen gelegt, und sieht immer noch drein, wie es wohl gehen werde; hinter ihr schielt der Rauber mit bösem Gewissen hervor, und hat alle Ursache dazu, denn er hat nachher sein schlechtes Handwerk fortgetrieben oder es wenigstens andern zugelassen und ihnen einen Schlupfwinkel gestattet; und drüben steht der Hohenstaufen mit seinen beiden Brüdern abgesondert, wie er damals vom Neufen weggegangen war, aber keck und frei, denn er hat's doch noch so weit gebracht, daß er König und Kaiser über Alle wurde. Der große Haufen aber steht noch wie damals, als die Noth über sie hereinbrach, zusammengedrängt und nach und nach ganz in einander verschmolzen und eingesunken, so daß man an den meisten keine Gestalt mehr wahrnehmen kann; sie sind zum Grundstock des Gebirges geworden, die Erde hat sie überkleidet, und Gras und Wälder sind über ihrem Schicksal gewachsen. Damals aber

waren die meisten noch zu erkennen, nur hatten die Gewässer an ihnen genagt und gewaschen, und ihre Knochen und Zähne waren in Gestein und Felsen verwandelt. Ich stieg weit und breit zwischen ihnen herum, und es erbarmte mich ihrer, aber noch mehr erbarmte es mich meiner selbst, daß ich nun mutterseelenallein war in der Welt. Aber bald spürte ich etwas, das noch stärker war und mich an nichts anderes denken ließ. Du mußt nämlich wissen, daß vor der Fluth und Kälte vom Essen keine Rede war und daß ich wie alle Andern von der Luft und vom Wasser gelebt hatte. Nun aber war eine Veränderung in mir vorgegangen und ein allmächtiger Hunger war über mich gekommen. Aber es war bereits für mich gesorgt. Auf den Hügeln über den Sumpfgründen waren, derweil ich noch schlief, Fruchtbäume gewachsen, anders gestaltet als die vorigen Bäume, die nur Blüthen getragen hatten, und gelbes Getreide war aufgeschossen, das ich zwischen Steinen zermalmen und bereiten lernte. So hatte ich Essen im Ueberfluß, und hätte gern getheilt, wenn ich nur Messer gefunden hätte. Aber auch diese stellten sich ein. Aus den Felsen wuchsen Riesen und Zwerge hervor, woran ich sah, daß den Bergen noch Trieb und Lebenskraft innewohnte. Das ist das zweite Riesengeschlecht, das jüngere, kleinere, zu dem ich mich rechne, obwohl ich von anderer Herkunft bin. Dann kamen die Menschen, die wuchsen aus Bäumen, tief im Wald, und vermehrten sich schneller als uns lieb war; aus dem Schlamm der Sümpfe und Moräste aber sind die Thiere gewachsen. Nun war wieder Leben in der Welt, aber mit dem Leben zog auch das Unrecht wieder ein und wurde viel größer denn zuvor, so daß ich oft meine stillen Urriesen ansehen mußte und denken: wenn den lebenden Geschlechtern mit dem gleichen Maß gemessen würde wie euch, so müßte die Welt jeden Tag zweimal untergehen, Morgens und Abends. Das sag' ich absonderlich von euch Menschlein, die ihr's zuletzt gewonnen und das Feld behalten habt, denn die Zwerge sind vor eurem Uebermuth in die Steinwände verschlossen, und von den Riesen bin ich Einer noch übrig und werd's auch nicht lang mehr treiben. Ich hab' wenig Freude

an euch erlebt. So lang ihr den Wisent auf den Bergen jagtet, war noch etwas von alter Riesenart in euch; seit ihr mir aber meinen Felsensitz gebaut habt um Lohn aus meinen Schatzgewölben, ist der Geist des Hungers, der mit euch auf die Welt gekommen ist, immer größer in euch geworden. Eure Ritter, mit deren Heldenthaten ihr Wunder wie prangen wollt, was sind sie andres gewesen als Prozeßkrämer, die um's Mein und Dein auf einander loshackten, denn das waren alle ihre Fehden, und bei ihrem Heldenthum war das Geschrei größer als die Wolle, denn ich sah es oft mit an, wie sie einander stärker auf den Schild klopften als auf die Haut. Seit ihr aber vollends Geldwechsler und Krämer geworden seid, die einander im Frieden unterdrücken, kann euer letzter Tag nicht mehr ferne sein. Von euch ist jede Kraft gewichen, die da schätzen könnte, was Eins dem Andern werth sein sollte. Geiz und Gier, Neid und Haß und Falschheit sind euer täglich Brod. Aber nur Geduld, alte Liebe rostet nicht. Schau, die Achalm, wiewohl man ihr immer noch ansieht, wie schön sie einst gewesen sein muß, ist jetzt eine alte Jungfer mit einem tüchtigen Raffzahn und mit eingesunkener Brust, und doch kann sie's nicht lassen, immer noch mit halbem Leib nach ihrem alten Schatz zu blicken. Dem Neuffen geht es ebenso: vor vielen hundert Jahren, wenn ich in stiller Nacht vorüberging, und sein Ritter im Schlosse droben ein Liebeslied zur Harfe spielte, da hört' ich oft wie er von einem tiefen Widerhall in seinen Gründen erzitterte, und später vernahm ich auf meinen nächtlichen Gängen manchen Seufzer aus seinem Innern, nicht blos von den Gefangenen, die er ungern genug in seinen Eingeweiden beherbergte. Ja, es wird nicht immer so bleiben: die Berge sind nicht so todt, wie sie aussehen! Aus den Quellen und Flüssen, die sie hervorstoßen, kann man abmerken, daß noch Leben in ihnen ist; auch hör' ich wohl, wenn ich in der Nacht vor ihnen stehen bleibe und horche, daß in ihrem Innern noch die Herzen schlagen, und gib Acht, gib Acht! sie halten's nicht aus, einander ewig so anzusehen, sie reißen sich gewiß noch aus ihren Wurzeln und schreiten auf einander zu und werden

wieder jung, denn alte Liebe rostet nicht! Dann aber wird eure Welt untergehen, wie einst die ihre untergegangen ist, denn wo Die herumwandeln, da ist kein Platz für euch, und ohnehin, wenn die Wasserkammern zu ihren Füßen aufbrechen, so wird's ein Seelein geben, das euch nicht blos bis an den Hals geht, und ein Bad, in dem ihr euren Golddurst löschen werdet. Wenn ihr nur auch wüßtet, was das Gold und Silber ist, dem ihr so hitzig nachzujagen verdammt seid, ihr würdet das Angstding wahrhaftig nicht in die Hand nehmen. Aber das ist ein Geheimniß, das eurem Witz und Hochmuth hat verborgen bleiben sollen, damit ihr einmal recht zu Schanden werdet. Oder kannst du ein Geheimniß bei dir behalten?'

„Der Riese dämpfte bei diesen Worten seine Stimme, daß sie mir gerade vorkam, wie die große Baßpfeife, wenn die Orgel aufhört und das Pedal noch eine Weile allein fortbrummt; daher, wenn die Worte auch nicht ganz so leis klangen wie es vermuthlich seine Absicht war, so klangen sie doch so geheimnißvoll, daß es mir ganz eng um die Brust wurde. Ich dachte, jetzt werd' ich doch auch einmal etwas erfahren was der Mühe werth sei. ‚Ja,' rief ich mit allem Nachdruck, ‚ich kann's für mich behalten!'

„‚Ich auch,' sagte er, und stieß ein Gelächter aus, daß Thurm und Mauerwerk schütterten. Ich schluckte einen Fluch hinunter, daß er mich so drangekriegt hatte, und lachte mit, um ihn bei guter Laune zu erhalten.

„‚Wenn ich so von Quellen und Fluthen rede,' hob der alte Heim nach einer Weile wieder an, ‚so wässert mir gleich der Mund. Zudem hat mich das lange Reden durstig gemacht. Ich muß doch nach meinem Keller sehen; ich sag' dir, da drunten hab' ich noch ein paar Mutterfäßlein liegen, so was find't man in keinem Hofkeller. Du kannst's auch versuchen.'

„Er tappte an den Löchern im Boden umher, aber er konnte mit den Riesenarmen, die so dick wie mäßige Eichenstämme waren, nicht hineinkommen. ‚Das Zeug,' brummte er, ‚verstopft sich immer mehr, am Ende komm' ich gar noch um

meinen Wein; da will ich mich lieber einmal einen Tag hersetzen und will ihn vollends wegbürsten.' Er sah sich um, schob einen Felsblock weg, unter welchem eine breite Oeffnung sichtbar wurde, legte sich platt auf den Boden nieder, wobei er die Beine über den Felsrand hinaushängen ließ, griff hinunter und brachte keuchend ein großes länglichrundes Gestein in Gestalt eines Fasses herauf. ‚Sieh,' sagte er, ‚das war einst ein Faß! Seine Dauben waren dicker als jetzt eure Küfer sie machen, und doch sind sie abgefault, von den schweren Eisenreifen sind nur noch ein paar Splitter da, aber mein Wein ist mir getreu blieben und hat sich selbst von innen her ein steinern Haus gezimmert; da sieh' her, sieh', so sieht ein weinsteinernes Weinfaß aus. Ich muß nur ein Stück herunterbeißen, daß ich dem Trunk beikommen kann.'

„Er that einen Biß in die Ecke des Fasses, daß es knirschte und krachte, ein heller, voller Weinstrahl schoß heraus und beregnete ihn, daß ihm Haar und Bart wie von Perlen glänzten. Dann setzte er an, und einen guten Zug hatte er noch zu seinem Alter; seine Kehle arbeitete wie ein Blasbalg. Das Faß war wenigstens zur Hälfte geleert, als er's absetzte; er bot es mir mit einem freundschaftlichen Gurren hin, denn sprechen konnte er noch nicht so gleich.

„‚Dank' Euch, Vater!' sagt' ich scheu, denn ich traute dem Wesen doch nicht ganz: ‚ich geh' nicht gern weit hinter den Ferndigen zurück, ich kann den Alten nicht wohl vertragen, und zudem so ist mir das Mundloch zu weit, und einen Weindieb haben wir nicht bei der Hand.'

„‚So laß bleiben, wenn du nicht magst,' murrte er. ‚Da muß ich eben den Rest vollends selber versorgen, denn lang hält sich der Wein doch nicht mehr, nun das Faß ein Loch hat.'

„Er hob es noch einmal mit beiden Armen zum Mund, und ließ so lang laufen, bis er's senkrecht über sich hielt; ich hätte für die Nagelprobe stehen mögen. Dann setzte er's mit einem schweren Athemzug ab, schwang es in der einen Hand und warf es nach dem Heimenstein hinüber, an dessen Felsenkrone es in tausend Stücke zerschellte.

„‚Hättest du getrunken,‘ sagte er dann, ‚so wär' dir in deinem dunklen Kopfstüblein ein Licht aufgegangen. Weißt du denn nicht, was das Sprichwort sagt von der Wahrheit im Wein? Das ist ja eben das Urgold, das in ihm steckt. Aber von dem hat der meine etliche Karath mehr als euer Nachenputzer, das hättest du dir denken können. Nun, wer nicht will, der hat gehabt, das ist auch ein Sprichwort. Du hast das Nachsehen, und laß dir's nicht einfallen, etwa hier nachzugraben; ohne mich findest du meinen Keller nicht. So, jetzt muß ich um ein Haus weiter, ich muß heunt noch ein paar Felsenlöcher visitiren. Gehab' dich wohl, heut über hundert Jahr' komm wieder her, da trifft du mich vielleicht, wenn wir bis dahin noch beide frisch und munter sind.‘

„Er hob den Fuß, und da war es nun wunderbar, wie lang der Fuß aus dem Leib herauswuchs und sich über das ganze Thal hinüber streckte bis zum Heimenstein. Eine bequemere Stelzengängerei hab' ich in meinem Leben nicht gesehen. Doch lief das Ding nicht ganz eben ab, denn wie er hüben dem Fuß nachwollte, der schon drüben aufstand, stieß er mit Macht an den Thurm, sei es, daß ihm die Weinfeuchte doch ein wenig in den Kopf gerathen war oder daß ihn eine kleine Altersschwäche anwandelte, und dicht hinter ihm fiel ein Haufen Quaderstücke herab. Aber das verschlug ihm nichts, er war noch fest auf den Füßen. ‚Gib Acht,‘ brummte er, ‚es will hier schon lebendig werden; da hab' ich nun, was man so sagt, ein Eck mitgenommen.‘ Er lachte laut auf und mit Einem Schritt war er drüben auf dem Heimenstein, und verschwand dort hinter der Felsenwand. Sein Lachen aber rollte wie ein Donner dahin, brach sich am Gebirge, kehrte im Umkreis des Thales immer näher und stärker wieder zurück, und jetzt ging's auf einmal Krach und Schlag wie aus hundert schweren Stücken über mir los. Ich sprang auf, und war wie verblendet, denn vorhin war's noch Tag gewesen, aber jetzt stand ich in einem falben Zwielicht, und in diesem sah ich den Thurm beben und wanken; er seufzte wie in seinen Grundfesten erschüttert; Schutt bröckelte

an ihm herab, und es kam mir vor, das ganze Trümmerwerk neige sich zum Einsturz.

Nun wollte es mir in dem alten Riesenneste nur noch halb gefallen, ich machte, daß ich von dannen kam. Das Schlupfloch war mir zu eng und umständlich für meine Eile, und es ist die Frage, ob ich's in der Geschwindigkeit gefunden hätte. Mir blieb nur Eine Wahl. Die Flucht hatte mich an einen Absturz geführt, da wo der Fels sich vom festen Lande scheidet. Aber die Kluft war zu breit zum Sprung, wenigstens für einen, der den Fuß nicht nach Belieben wie ein Fernrohr herausschieben kann. Zur Rechten stieg eine Mauer senkrecht aus dem Fels herauf; sie war zu hoch zum Uebersteigen und unzugänglich an ihrem Fuß; aber von der Mauer springt der Fels, wo sie mit ihm verwächst, mit einer Platte hervor, die zwar abschüssig ist, doch in der Mitte eine Vertiefung hat, wie einen Tritt, so daß man zur Noth darauf Fuß fassen und auf diese Art in zwei Sprüngen statt in Einem über die Kluft setzen kann. Fehlen darf man nicht, sonst geht's über die Felsen in's Thal hinunter. Zum Glück hatte ich keine Zeit mich zu besinnen, denn eben fing das Getöse wieder an. Ich faßte die Felsplatte in beide Augen, um den Abgrund nicht zu sehen, und sprang fest auf; der Schwung war so stark, daß ich gar nicht anders konnte, sondern gleich den zweiten Sprung machen mußte. Den möcht' ich nicht noch einmal thun, denn er ging ein wenig aufwärts, aber drüben war ich, und hatte zum Ueberfluß noch mit den Händen den grünen Boden gefaßt. Jetzt war ich wieder, wo ich hergekommen war. Wie ich mich aber aufrichtete, war mir's doch auch, als ob der ganze Berg unter mir in Bewegung käme. Zu verlieren hatte ich nichts mehr da oben, griff nach Stock und Bündel, die ich vor dem Eingang gelassen hatte, und fuhr den nächsten Weg in's Thal wie auf einer Rutschbahn hinab. Es war ein Holzriß, der mich in Kurzem an den Wasserfall brachte. Da mich meine Kniee nicht weiter trugen, und Alles still war, so warf ich mich dort einen Augenblick in's feuchte Gras und kühlte mir Gesicht und Hände mit dem Bergwasser. Doch war

auch da meines Bleibens nicht, denn abermals krachte es über mir, wie wenn der Reissenstein mit Thurm und Mauern und Felsen auf mich herabkommen wollte, und mit ein paar Sätzen war ich vollends im Thal. Mit sinkendem Abend machte ich mich zum Thal hinaus, während es unaufhörlich hinter mir tobte, und erst jetzt merkte ich, in was sich der Lärm verwandelt hatte: es war ein spätes herbstliches Gewitter, das dem Sommer seinen Abschied gab. Aber ich wußte darum doch wer mir das Donnerwetter auf den Hals geschickt hatte, denn ich hatte ja in dem alten Riesenschloß droben gelernt, daß, um gleichfalls ein Sprichwort anzuwenden, mit großen Herren, auch mit den besten, nicht gut Kirschen essen ist. Als jedoch das Gewitter nachgelassen hatte, blieb ich stehen und sah zurück. Da lag der alte Thurm weit hinten über'm Thal, und durch zwei gegenüberliegende Fensterlücken blinzelte ein Sternlein durch, so freundlich, daß es mir fast vorkam, der alte Riese schaue mir nach und grüße mich noch einmal."

Also lautete des Buchdruckers oder vielmehr seines Schäfers Erzählung, wenn ich sie recht im Gedächtniß behalten habe. Kaum war sie beendigt, so erhob sich der Dicke auf den Ellbogen und ließ, was er meisterlich verstand, einen gellenden Pfiff durch die Faust ertönen, so daß sämmtliche Schläfer fast zugleich auf die Beine sprangen. Es war in der That an der Zeit, den Gipfel zu verlassen, den bereits die Nachmittagsonne von der andern Seite zu umwandeln begann. Im beliebten Pfeilschusse ging's die steile Höhe hinab, und die zuerst unten angekommen waren, stellten sich mit ausgebreiteten Armen auf, um unter Lachen und Jauchzen die Nachschießenden aufzufangen. Der Berg verbreitete sich allmählich in sanfteren Absätzen, bis uns die Straße aufnahm, die bequem, aber immer noch hoch hinabführte und nach den Bergen, von welchen die Erzählung gehandelt hatte, eine offene Aussicht bot.

Mit einem Sonnenſteine, den er gefunden hatte, — man hält den Strahlenkranz darauf für ein Spiegelbild der Sonne — lockte der Dicke mich unterwegs vom Buchdrucker weg, um deſſen Erzählung herunterzumachen. „Du, das iſt aber dummes Zeug!“ begann er, nachdem er fruchtlos den ſchönen Stein zerſchlagen hatte, um das Gold daraus zu gewinnen, das ihm angedichtet wird. „Wie können denn die Berge einmal Menſchen oder wenigſtens ſo etwas wie Leute geweſen ſein? Sie haben ja gar keine Geſtalt darnach.“

„Aber,“ entgegnete ich, „warum legt man ihnen denn heut noch Glieder bei, wie ſie nur lebendige Weſen haben, Kopf, Hals, Rücken, Fuß und dergleichen?“

„Ei, das ſind bloſe Metaphern!“ erwiderte mein Grundgelehrter. „Und dann vollends wegen einer Liebſchaft zwiſchen zwei Bergen und wegen einer goldenen Kette ſoll die Sündfluth über die Welt gekommen ſein! Das kommt mir doch ſpaniſch vor!“

„Man hört alle Tage von nichts als von dummen Liebſchaften, wie kann's alſo eine geſcheide geben?“ wendete ich ein. „Und was die Kette betrifft, ſo ſind ſchon aus geringeren Urſachen Händel und ganze Kriege entſtanden. Du haſt ja aber gehört, daß die Welt auch ohne das untergegangen wäre, weil überall die goldene Zeit von ihr gewichen war.“

„Ja, aber aus der Bibel weiß man das Alles ganz anders,“ rief der hartnäckige Gegner. „Was unterſteht ſich dieſer Rieſe dem Noah in's Handwerk zu pfuſchen und gar auf dem Reiſſenſtein zu landen ſtatt auf dem Ararat? Der Rieſ' iſt ein Renommiſt, und weil er ſich recht ſteinalt machen und von älterem Datum ſein wollte als Seinesgleichen, ſo hat er dem Schäfer einen Bären aufgebunden. Oder vielmehr“ — ſetzte er nach einigem Beſinnen hinzu — „der Schäfer hat den Bären ſelber gemacht, denn wo wird er einen Rieſen geſehen haben? Jetzt gibt's ja keine Rieſen mehr.“

Dieſe Angriffe auf eine Erzählung, mit der ich mich gewiſſermaßen verwachſen fühlte, ſofern ich ſie durch meine

Träumerei über die vor uns liegenden Berge hervorgerufen hatte, waren mir äußerst unbequem. Da ich mich jedoch nicht sattelfest genug fühlte, um den Kampf nach Art der Erwachsenen zu führen, so wehrte ich den Gegner mittelst einer wohlberechneten Flankenwendung ab. „Was willst denn du sagen, du Vogesenseher!“ fuhr ich ihn an.

Das wirkte, und er schlich beschämt zu den Andern.

In dem Dorfe, das im tiefen Loch am Fuße des Berges liegt und dessen Bewohner durch ihre Blumenzwiebeln auf den fernsten Karavanenstraßen des Ostens bekannt sind, in dem nämlichen, wo einst ein dunkler Naturforschungsdrang aus dem Papagai meiner Großmutter das „Ding an sich“ herauszubringen versucht hatte, dort gönnten wir uns einige Stunden Rast bei Milch und Butterbrod. Doch Essen und Trinken vergaß ich, und hörte nichts vom Geplauder meiner Genossen, denn die Erzählung ging mir beständig im Kopf herum, und unser Alter, der dies sah, nickte mir zuweilen mit seinem bedeutungsvollen Lächeln zu. Und als die Wanderschaar am späten Abend müd und schlaftrunken daheim eingezogen war, konnte ich trotz der Müdigkeit nur wenig schlafen, und wachte immer wieder aus wunderlichen Träumen auf. Das einemal sah ich wie die Berge ihre Erdmäntel abwarfen, die Glieder frei bewegten und im Lande spazieren gingen; das anderemal erschien mir der Riese, auf seiner Fichte durch die Fluth dahin steuernd; dann wieder stand ich auf dem Gipfel der Achalm, der Boden aber war unter mir durchsichtig wie Glas, ich schaute hinab auf den Grund und sah die goldene Kette, hell wie Morgenroth und flüssig wie Feuer, die Wurzel des Berges umkreisen.

Viele Jahre waren vergangen und ich hatte des Riesenmärchens lang nicht gedacht, als ich einst auf einer Reise sonderbar daran erinnert wurde. Ich bog eben bei Sargans aus dem vorzeitlichen in das jetzige Rheinthal ein, betrachtete mir die Berge, und war nicht wenig verwundert, sie unsern schwäbischen Särgen an Gestalt und Höhe so ähnlich zu finden, daß ich mir einbilden konnte, ich ziehe auf dem alten Bergsträßchen durch das Herzogthum Teck und die Grafschaft

Eichelberg. Gleich den meisten der unsrigen zeigten sie statt eines Gipfels einen langgestreckten Rücken, auf welchem die steten Begleiter und Affen der Berge, die Wolken, in langen Streifen und über diesen in großen Ballen saßen. Während ich mich nun frage, wohin die gerühmte Höhe eines Galanda, eines Falkniß, die ich zum erstenmal in der Nähe sehen sollte, gekommen sei, trifft auf einmal, berghoch über der vermeintlichen Gipfelfläche des Berges, ein Gegenstand mein Auge, der mich ordentlich in Schrecken setzt: ein Kopf, der rund und zierlich aus den Wolken schaut, gerade wie ein Menschenkopf aus Kissen und Decke! „Was ist denn das?" rief ich meinem vorderrheinischen Gefährten zu und zeigte auf die Erscheinung, die sich in dem Augenblick neckend wieder versteckte. Es war der Falkniß, zur größeren Hälfte in Wolken gehüllt. Kaum konnte es ein besseres Mittel geben, das Maß jener Höhen im Vergleich zu den unsrigen zu finden. Abends sodann, aus der wundervollen Schlucht der Tamina zurückkommend, sah ich ihn über Ragaz in seiner vollen Gestalt vom Kopf bis zum Fuße. Die Wolken waren von ihm gewichen, und der Riese stand frei vor mir, auf der mächtigen Masse des Unterstocks schlank wie von einem Künstler aufgebaut. Ich brauchte ihm nur einen zweiten Seinesgleichen aufzusetzen, und dann hatte ich in Gedanken den Montblanc bestiegen; mehr als die Hälfte mußte ich ihm nehmen, wenn er unserem Roßberge gleichen sollte. Und doch dünkte er meinem Auge jetzt nicht mehr so hoch wie am Mittag: das Maß, das die Wolken so anschaulich bezeichnet hatten, war weggefallen, und das Auge gewöhnt sich schnell an neue Verhältnisse. Nur hatte diese Gewöhnung zur Folge, daß ich nachher in der Heimath meine Berge beim ersten Blicke gar nicht sah; als ich am Morgen nach der Nacht, in der ich sie durchreist hatte, nach ihnen zurücksehen wollte, glaubte ich nur eine Kette von Vorhügeln zu finden und suchte hinter diesen vergebens, obgleich bei hellem Wetter, die Alb — denn gerne wird man sie, wenn man aus der Schweiz kommt, mit dem bescheidenen b schreiben, statt mit dem pompösen p. Bald aber waren sie mir wieder die alten

geworden; denn der Berg hat in sich selbst sein Eigenmaß, das von fremden Höhenverhältnissen unabhängig ist, und der Eindruck seiner Erscheinung beruht vor allem in der Gestalt, durch die er eine gewisse Persönlichkeit erhält. Freilich gerade hierin haben die Alpen ihres Gleichen kaum; ein solcher Riese steht so vollgestaltig da, als ob es nur an ihm läge, aus seiner beschaulichen Ruhe herauszutreten, wofür sich freilich die kleine Nachbarschaft im Thal bedanken würde, da mancher dieser Riesen nicht blos einen Kopf, sondern sogar Hörner trägt.

Wiederum wurde ich an Riesenverwandlungen erinnert, als ich eines Abends eine Albsteige gegen das alte Städtchen herabging, das seinen Namen vom Wisent führt. Sonst nicht ganz unvertraut mit unsern heimischen Sagen, hatte ich eine, die eben jener Gegend angehört, entweder nicht gekannt oder wieder vergessen. Wie ich nun auf dem untersten Absatz der Straße stehen bleibe und rückwärts in die Höhe schaue, fesselt mich ein überraschender Anblick: eine hohe schlanke Frau in grauem niederfließendem Gewande, die, den Fuß zum Schritt ansetzend, regungslos, wie ganz in Gedanken versunken, in's Weite starrt. Erst der zweite Blick belehrte mich, daß die Gestalt, die hoch über mir an der Seite des Berges aus dem Walde ragte, in der Nähe ein Maß weit über das menschliche haben müsse. Ein Denkmal an diesem Orte zu vermuthen lag fern genug, und ich erfuhr denn auch im Städtchen, daß das Standbild, das Jedermann dort unter dem Namen des steinernen Weibes kennt, ganz allein von der Hand der Natur gemeißelt sei. Hier hatte ich nun an mir selbst erfahren, wie so manche Sagen von Riesen oder hünenhaften Menschen, die in Felsblöcke verwandelt worden, ganz ungezwungen aus der Anschauung selbst entsprungen sein mögen.

Allerdings haftet diese letztere Gattung von Sagen, deren Deutschland unzählige hat, an vereinzelten Felsengebilden, die, wie die steinerne Frau und deren Nachbar, der Graf von Geiselstein, sich einigermaßen der menschlichen Gestalt nähern und auch von der Höhe derselben sich wenigstens

nicht um Tausende von Maßen entfernen. Nicht auf so anschaulichem Grunde ruht das Märchen, das ich so eben nachzuerzählen versucht habe. Soll ich mich nun auf einen Schäfer berufen, der verschollen ist, oder gar auf einen Riesen, der, wenn Alles gut geht, nicht vor Anfang des nächsten Jahrhunderts wieder zu sprechen sein will? Lieber weise ich auf die so nahverwandte griechische Sage hin, deren Freunde schwerlich zugeben werden, daß sie an Formlosigkeit die deutsche übertreffe. Jene aber hat Bergriesen, neben welchen der Neusen und die Achalm zu ganz untersetzten Leutchen werden. Zwar ihre Niobe gleicht immer noch den Gestalten der deutschen Sage: sie ist ein mächtiger Fels, der noch obendrein durch Nachhilfe einer kindlichen Kunst dem Bilde des trauernden Weibes näher gebracht worden ist. Aber ihr Atlas, ihr Hämos — fragt die Franzosen, die Russen, was das für Gebirge sind! Und diese land- und lufterfüllenden Massen sind der griechischen Sage vormalige Menschen oder, wenn ihr wollt, Riesen, jener von Perseus durch den Medusenschild, dieser nebst Rhodope von den Göttern selbst in Berge verwandelt. Gleicherweise lebt ihr König Kithäron in dem Berge dieses Namens fort. Die Echinaden vollends waren Nymphen, die von dem beleidigten Flußgott nach dem Meer hinaus gerissen und in Eilande verwandelt wurden.

Diese Beispiele, Dicker, von welchen wir beide damals noch wenig wußten, halte ich dir jetzt entgegen, wenn du noch immer streiten willst. Solltest du aber auch dann noch nicht zufrieden sein, so lies in den Verwandlungen des römischen Dichters, was der weise Lelex dem ungläubigen Sohne des Ixion sagte. Denn als dieser „Verächter der Götter" nicht zugeben wollte, daß Mädchen zu Inseln werden können, so antwortete, „gereift an Geist und an Jahren," sein Jagdgefährte, die Allmacht der Götter sei ohne Maß und Ende, und zum Beleg erzählte er ihm auf der Stelle eine weitere Geschichte, wo nicht noch wunderbarer, so doch nicht viel weniger wunderbar als diejenige, die der Zweifler angetastet hatte.

Das Wirthshaus gegenüber.

„Und wie sich auch der Most absurd geberdet,
Er gibt zuletzt doch noch 'n Wein!"

„Sehen Sie nur, Jungfer," rief das Mädchen der jungen Emilie zu: „Sehen Sie, da ist er schon wieder und sitzt hinter seinem Glase Wein! Ach, es ist doch Jammerschade, daß so ein bildhübscher junger Mensch ein solcher Taugenichts ist."

„Laß mich zufrieden, Gundel," sagte Emilie, „was geht mich der Trunkenbold an! Ich glaube gar, du meinst am Ende, ich bekümmere mich etwas um ihn. Was trinkt er denn?" — Mit diesen Worten stand sie vom Nähtischchen auf, legte ihre Arbeit bei Seite und trat hinter ihr Mädchen an's Fenster. „Wein trinkt er," sagte diese, „und keinen schlechten, wie mir vorkommt; ja, der ist ein Kenner, ich wette, der trinkt keinen Fünfunddreißiger; sehen Sie nur einmal, wie er in sein Glas blickt! Vielleicht meint er, es liege ein köstlicher Schatz in seinem Grunde: ha ha, der ist ein Seitenstück zu Schiller's Taucher!"

„Du bist ja recht gelehrt," bemerkte Fräulein Emilie.

„Ja, unser eins hat auch was gelesen," versetzte Gundel, „aber warum trinkt er denn nicht? Ich glaube, er hat ein wenig herübergesehen, ist es Ihnen nicht auch so vorgekommen?"

„Nein."

„Sehen Sie nur, wie er auf einmal so roth wird! Wahrscheinlich schämt er sich vor uns, daß wir ihn über seinem schlechten Lebenswandel ertappt haben."

„Der schämt sich nicht, sonst ginge er nicht so viel in's Wirthshaus. Was wird's weiter sein? Der Wein ist ihm in den Kopf gestiegen und macht ihm das Gesicht so roth."

„Ja, ja," sagte Gundel, „der ist gründlich, zuerst kostet er den Wein mit der Nase, und trinkt ihn erst, wenn er schon einen halben Dusel hat; der ist einer von den Schmeckern. Wissen Sie, der Weinhändler Zäpflein, der gewöhnlich nach Tische zu uns kommt, sagte neulich, so müsse man den Vierunddreißiger trinken, wenn man ihn mit Verstand trinken wolle. Und Herr Zäpflein versteht's: man darf nur sein weingrünes Gesicht ansehen."

„Komm, Gundel," rief Emilie und zog die Magd vom Fenster weg, „komm und laß uns wieder an die Arbeit gehen. Der Mensch da drüben ist nicht werth, daß man einen Blick an ihn verschwendet; und wenn dich die Leute beständig am Fenster sehen, so glauben sie zuletzt, du habest etwas auf dem Herzen."

„Gegen den Schreiber? Ach gehen Sie, wer wird das glauben?"

Emilie hatte sich eben wieder an ihr Tischchen gesetzt: sie stand auf und entgegnete heftig: „Ich hab' es dir schon oft gesagt, er ist kein Schreiber, er ist ein Student, so gut wie jeder andere."

„Er ist aber eben doch Schreiber beim Oberamtsgericht."

„Ja wohl, aber er studirt daneben und hört Collegia bei den Professoren —"

„Und lebt so schlimm wie die andern Studenten," fügte Gundel hinzu. „Ja, das muß man ihm lassen, in diesem Punkte gibt er ihnen nichts nach. Ach, der Vierunddreißiger wird noch manches Muttersöhnchen in's Verderben führen."

„Den wollt' ich ihm noch verzeihen," sagte Emilie, „er findet nun eben einmal Geschmack daran: aber wenn er nur

nicht schon Vormittags in's Wirthshaus ginge. Jetzt ist's erst halb eilf Uhr: das kann kein guter Mensch thun, das ist unverzeihlich, das ist geradezu liederlich."

„Jetzt wird drüben wieder gesungen," fiel Gundel ein, „aha, jetzt ist wieder die ganze saubere Gesellschaft bei einander." Sie trat an's Fenster und fuhr fort: „Da sitzen sie bereits hinter den vollen Flaschen, wie kann man nur die Gabe Gottes so mißbrauchen? Ihr Rädelsführer ist auch dabei, der hantirt immer am ärgsten; ich glaube, er hat sie alle verführt, daß sie nach seiner Pfeife tanzen müssen. Wie heißt er doch nur? Ich kann den wunderlichen Namen mein Tage nicht behalten. Jungfer Emilie, wie heißt der Student, der die längsten Haare und die längsten Beine auf der ganzen Universität hat?"

„Schweig still von dem," sagte Emilie verdrießlich, „ich will nichts von ihm hören, es ist ein bösartiger Mensch, der allein klug zu sein glaubt und Jedermann für die Zielscheibe seines Witzes hält. Er meint Wunder wie gebildet er sei, und hat doch keinen Funken guter Lebensart."

„Nicht wahr? das ist derselbe, der von Ihnen gesagt hat —"

„Sei still von dem häßlichen Menschen Was brauchst du zu wissen was er von mir gesagt hat."

„Sie sind heute nicht in der besten Laune."

„So warte, bis ich in besserer bin."

„Hu, das ist ein wildes Lied, und sie singen, daß es einem durch Mark und Bein geht. Ich möchte nur auch die Worte davon verstehen."

„Pfui, Gundel, schäme dich, daß du an solche Sachen denkst! Was wird's weiter sein als ein unartiges Lied, wie sie nur zu viele haben. — Ich möchte nur wissen, wie sie den in ihre Gesellschaft gelockt haben."

„Wen?"

„Nun, den andern."

„Welchen andern?"

„Ach, du verstehst mich wohl; was hast du denn wieder?

„Ja so, den Schreiber."

„Ich sage dir aber," fuhr Emilie auf, „er ist kein Schreiber."

„Ach, ich bitte um Verzeihung. — Vorhin aber saß er nicht bei den andern."

„Sieh doch einmal, ob er noch da ist; es wäre gottsvergessen von ihm."

„Freilich ist er noch da," rief Gundel boshaft, indem sie wieder aus dem Fenster sah, „bei den andern sitzt er nicht, aber er befindet sich in einer noch viel bessern Gesellschaft und unterhält sich auf's Angenehmste; sehen Sie nur."

Emilie trat neugierig an's Fenster, fuhr aber sogleich mit dem höchsten Unwillen wieder zurück und rief: „Wie? Mit der Kellnerin amüsirt er sich!" „Ja," sagte Gundel lachend, „und er muß ihr eben was Hübsches gesagt haben, denn sie beugt sich ganz vertraulich zu ihm herab; kommen Sie doch! Das Ding sieht aus wie zum Malen." — „Ich mag nicht," erwiderte Emilie mit erzwungener Fassung, „ich würde mich schämen, so etwas mit anzusehen, und du, geh du auch vom Fenster weg und genir' ihn nicht. Gundel," fing sie auf einmal gebieterisch an, „ich muß diesen Kragen heute noch fertig bringen; geh sogleich zu dem Musiklehrer und sag' ihm, ich brauche ihn heute nicht, oder vielmehr sag', ich lasse mich gehorsamst empfehlen und ihn bitten, sich heute nicht zu mir zu bemühen. Geh!" — Gundel gehorchte und verließ das Zimmer mit schadenfrohem Lächeln. Als sie das Mädchen auf dem Weg nach dem entlegenen Hause wußte, warf Emilie ihre Arbeit weg, die mühsam verhaltenen Thränen brachen ihr in Strömen aus den Augen, sie legte ihr Haupt auf das Tischchen und rief einmal über's andere: „O der unwürdige Mensch!" — Um die Ursache ihres Kummers näher kennen zu lernen, müssen wir die Weinende verlassen und mit den Fröhlichen fröhlich sein.

Paul, der studirende Schreiber, der bei seinem schönen Gegenüber in so schlechtem Rufe stand, saß an einem der vielen kleinen Wirthstischchen in dem geräumigen Zimmer, und schaute träumend in das mäßige Weinglas, das er sich hatte reichen lassen. Er war nicht wie andere Studenten

locker und luftig gekleidet, sondern trug einen anständigen bürgerlichen Ueberrock, sein Hals barg sich in einer strengen Cravatte und auf seinem blühenden Gesichte ruhte jenes schätzbare Etwas, welches man auf Universitäten mit dem Namen Solidität zu bezeichnen pflegt. Was bewog denn nun aber den löblichen Jüngling, seit geraumer Zeit fast jeden Vormittag dieses Wirthshaus zu besuchen, und zwar in der Stunde von zehn bis eilf Uhr, wo Herr Dr. Krummfalter, der gelehrteste Professor auf der ganzen Akademie, über die Novellen las, aber nicht über die des Boccacio oder Cervantes, sondern über die Novellen des Corpus juris! Nun, daß er zu dieser Stunde kam, ist sehr erklärlich, denn er mußte die Zeit, die er nicht auf die Collegien verwendete, bei seinem Patron, dem Oberamtsrichter, in unablässiger Thätigkeit zubringen, und konnte seinen Geschmack für das Wirthshausgehen auf keine andere Weise befriedigen, als indem er Unterschleif mit seinen Collegien trieb; daß diese just in die Vormittagsstunden fielen, mußte freilich dazu beitragen, seinem lasterhaften Hang eine noch viel grellere Farbe zu geben. Aber warum geht er überhaupt in's Wirthshaus? Ist er, wie Gundel vermuthet hat, einer jener incorrigibeln Weinschmecker, die vom frühen Morgen bis an den späten Abend im Zuge bleiben und mit ihren halben Schöppchen nach Art der Sekundenzeiger in kleinen Dimensionen aber mit reißender Schnelligkeit vorrücken? Zwar bemerken wir bei ihm zuvörderst das Hauptkennzeichen dieser Gattung: er hat ein halbes Schöppchen vor sich stehen, aber dies überführt ihn noch nicht, der ganze übrige Charakter eines Weinschmeckers geht ihm ab. Er ist jung und entbehrt somit zwei wesentlicher Eigenschaften, der Erfahrung und der Langsamkeit im Genusse; was weiß die Jugend jenes köstliche Naß zu schätzen und „mit Verstand" zu schlürfen? Sie stürzt es mit heroischen Zügen hinunter, daß es ihr gleich wieder in lichten Flammen zum Kopf herausschlägt: ein Schmecker wird sich nie berauschen, höchstens, wenn der Tag sich neigt, hat er einen Haarbeutel, und während es in einer solchen Epoche bei der Jugend „rauschet und brauset", so wird dagegen der Schmecker

immer stiller und sinniger, eine kabbalistische Weisheit bemächtigt sich seiner, er sieht der Schönheit der Welt bis in die verborgensten Nerven und Adern, eine Tiefe der Erkenntniß geht ihm auf, die er vor dem unheiligen Laien mit priesterlichem Stolze zu verbergen bemüht ist, die nur ein Eingeweihter aus seinem feinen Lächeln lesen kann. Diese fromme Behaglichkeit, womit der Schmecker seinen Schöpfer preist, ist nicht in dem Gesicht unseres Helden zu finden, aber ein noch bedeutenderer Mangel beweist uns, wie oberflächlich die Beobachtung war, welche die beiden Mädchen angestellt haben: die Blüthe seines Gesichts ist die unbefangene, verdienstlose Blüthe der Jugend und Gesundheit; wie kann man sie verwechseln mit jener glühenden Farbenpracht eines Schmeckerantlitzes, wo der Wein aus dem üppigen Boden, den er vermöge seiner schaffenden Kraft im Innern angesetzt hat, eine zweite und schönere Rebenblüthe emportreibt, eine vollständigere, welche die ganze unterirdische Verwandtschaft des Weinstocks, den königlichen Stamm der Metalle und Edelsteine vielgestaltig in sich aufgenommen hat! Was ist die thatenlose Schönheit eines jugendlichen Gesichtes gegen diesen Reichthum einer durchgearbeiteten Bildung, woraus alle Geheimnisse eines begeisterten Naturkultus blendend und tiefsinnig hervorfunkeln? Nur ein unwissendes Mädchen kann einem jungen Menschen den Rang eines Weinschmeckers ertheilen. Ich kenne den Weinschmecker, denn ich habe ihn studirt, und zwar an einem seltenen Exemplar. Es war ein Wirth, bei dem ich in heiterer Gesellschaft manche gute Stunde zugebracht habe. Uebrigens wich er von dem hier gegebenen Bild in etwas ab, nämlich sein Kultus war nicht reiner und ausschließlicher Naturkultus, sondern spielte auf das Gebiet des sittlichen Geistes hinüber. Ich habe nie gesehen, daß er sich ganz nur um des Genusses willen in den Genuß vertiefte, sondern seine Libationen waren vielmehr immer das Accompagnement zu dem Text der Tagesgeschichte. Wenn einer aus der Gesellschaft einen lustigen Einfall vorbrachte oder wenn es überhaupt lebhaft herging, wenn eine schlagende Anekdote erzählt wurde, so pflegte er immer das Siegel darauf

zu drücken, indem er seiner Kellnerin rief: „Rickchen, jetzt bring' mir ein halbes Schöppchen!" Aber er war zu ehrenhaft, um sich dies blos von Fremden verdienen zu lassen, er legte selbst Hand an und erzählte eine Anekdote, eine einzige, aber einen Löwen, nur mit dem Unterschiede, daß eine Löwin jährlich einmal ein Junges bringt, er aber den seinen wöchentlich zwei bis dreimal warf: er versteckte nämlich seine gewaltigste Leidenschaft, die Todesfurcht, dahinter und erzählte mit vielem Humor von einem Sterbenden, der seinen Arzt im letzten Augenblicke gefragt habe, ob er das Sterben wohl auch ohne Gefahr durchmachen werde. Wenn diese Erzählung die gewöhnliche Wirkung gethan hatte, so pflegte er befriedigt um sich zu blicken und zu rufen: „Rickchen, jetzt bring mir ein halbes Schöppchen!" Ohne eine sittliche Einleitung geschah dies nie: wenn die Gesellschaft nicht im Zuge war, wenn nichts vorfiel, nicht einmal etwas, woran er seine Anekdote hätte anknüpfen können, wenn, wie man zu sagen pflegt, ein Engel durch's Zimmer ging, so hielt er sich an diesem stillen Ereigniß fest und rief: „Nun, es ist ja eins! Rickchen jetzt bring mir einmal ein halbes Schöppchen!" Aber nur die Einleitung ging von diesem historischen Boden aus: sobald er sein „halbes Schöppchen" vor sich hatte, nahm er einen feinen Blick an, verlor sich in das unergründlich mystische Naturleben, das ich oben geschildert habe, und ließ uns junges Volk unbekümmert schalten bis er wieder einer neuen Einleitung bedurfte. —

Also, um auf unsern Helden zurückzukommen, ein Weinschmecker ist er nicht. Er ist aber auch kein Säufer, denn er hat bis jetzt nur ein einziges Mal, und wie es schien mit Widerstreben, aus seinem Glase genippt. „Was ist er denn? Nenne mir, Muse, den Mann, den Vormittags ins Wirthshaus Verschlagnen! Sollte er ein geheimer Emissär einer Weinverbesserungsgesellschaft sein? Sehr zweifelhaft! Zwar wär' es möglich, daß ihm der Wein nicht mundete und er eben auf einen schlimmen Bericht an seine Committenten sänne, aber der Wein ist gut, wie ich gewiß weiß, und was wird eine Weinverbesserungsgesellschaft einen solchen Kieck in die

Welt als Agenten ausschicken? Die hat ihre Schmecker zur Hand und benützt sie, wie man Affen benützt, um die Kastanien aus dem Feuer zu langen. — Also keine von all diesen Vermuthungen ist stichhaltig gewesen: der räthselhafte Jüngling sitzt noch immer da, schaut sinnend in das Glas, das nicht leerer werden will, und gibt keine Antwort auf unser akademisches Die cur hic? Ich würde der schönen Leserin, aus Furcht, er möchte bei ihr wie bei Emilien in Mißkredit kommen, das ganze Geheimniß seines Hierseins im Voraus anvertrauen, aber ich sehe, sie hat es aus einem einzigen schüchternen Seitenblick von ihm bereits errathen, während der geneigte Leser immer noch im Unklaren ist, den Helden von allen Seiten vergebens umgeht und sich in einem Labyrinthe von Vermuthungen verirrt.

Aber das leise Geflüster der Muthmaßungen verstummt vor dem Geräusche, das sich jetzt erhebt.

Die Thüre flog krachend auf und herein brauste eine wilde Studentenschaar, die gierig, wie eine Heerde Geier über ein Aas herfällt, sich der alsbald herbeigebrachten Weinflaschen bemächtigte. „O Katzenjammer!" rief einer und sogleich wurde auf den Vorschlag eines andern dieser Schattenseite des Studentenlebens ein Pereat gebracht. „Wie stehts?" fragte einer den andern und nun ertönten die bittersten Klagen darüber, daß Freud und Leid im menschlichen Dasein so verschwistert seien. „Als ich diesen Morgen erwachte," sagte einer, „hatte ich ein Gefühl, als ob ich ein pelziger Rettig wäre." „Und ich," sagte ein anderer, „war wie ein eingeschlafener Fuß, und bedurfte meiner ganzen moralischen Kraft, um endlich aus dem Bett und in die Kleider zu kommen." Ein dritter erzählte: „Mir hat es diese Nacht geträumt, ich sei in der Hölle; zwei Teufel mit unendlichen Schwänzen führten mich vor den Rhadamant, der mich grimmig ansah. ‚Abscheulicher Säufer,' sprach er, ‚geh hin und empfange die Strafe, welche diesem Laster bestimmt ist!' Hierauf schleppten mich meine zwei schwarzen Schergen fort, ich schrie und sträubte mich, denn ich glaubte, man werde mich in's Feuer werfen; aber wie war mir, als sie mich in

ein ungeheures Wirthszimmer brachten! Lange Tische und Bänke standen unübersehbar umher: die Teufel banden mich an eine Bank fest und stellten einen großen Humpen vor mich hin. ‚Soll das meine Strafe sein?‘ rief ich lachend, ‚wartet ich will euch gleich beweisen wie zerknirscht ich bin!‘ Ich hob den Humpen mit Mühe und that einen guten Zug: das Ding sah aus wie Wein, hatte aber gar keinen Geschmack. Auf einmal, da ich kaum den Humpen abgesetzt hatte, fühlte ich einen heftigen Durst und mußte wieder trinken, aber je mehr ich trank, desto durstiger wurde ich, so daß ich den Humpen aus Verzweiflung mit Einem Zuge leeren wollte, obgleich er fast ein halbes Imi zu enthalten schien. Doch meine Anstrengung war vergeblich: ich mochte trinken so viel ich wollte, das Getränke nahm gar nicht ab, der Humpen blieb so voll wie zuvor. Dagegen wurde mein Durst immer größer, es war mir heiß und schwül, daß ich zu vergehen meinte. Einer der beiden Teufel fächelte mir aus Mitleid mit seinem Schweif einige Kühlung zu, aber auf einen Wink des andern unterließ er es wieder; endlich gingen sie fort und ließen mich allein. Nun merkte ich erst wie unheimlich mein Aufenthalt war: das lange Zimmer, die dunkelgrünen Wände, die leeren Tische! Es ist nirgends unangenehmer, als in einem leeren Wirthszimmer, und ich war so ganz allein. Ich wäre froh gewesen, wenn die beiden Teufel wieder gekommen wären, ich sehnte mich mit einer wahren Freundschaft nach ihnen und dachte in meiner Herablassung: der Teufel ist auch ein Mensch — so zu sagen. Zum Zeitvertreib fing ich an, alle Trinklieder zu singen die mir einfielen, aber ich war heiser und die Zunge versagte mir den Dienst. Es war ein abscheulicher Zustand, der eine ganze Ewigkeit dauerte. Ich danke Gott, daß ich zuletzt erwachte und meinen unsinnigen Durst mit einer Flasche Bier löschen konnte, die ich gestern Abend aus Instinkt mit heimgenommen und unter's Bett gestellt hatte.“

Während alle lachten, trat noch einer in's Zimmer, den wir an der Länge seiner Haare und Beine sogleich für das grand mauvais sujet erkennen, von dem die beiden Mädchen vorhin sprachen.

„Guten Morgen, Ruwald!“ riefen alle zusammen, „guten Morgen! Wie steht's mit dir, du Erznebelkappe?“

Der Angeredete zuckte die Achseln und seufzte: „O Freunde! ‚der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an.‘“

„Ho,“ riefen die andern, „da seh' Einer den Philosophen! Wir haben's doch nur jeder mit sich selbst zu thun, aber er fühlt sich gleich berufen, die Schmerzen der ganzen Welt zu tragen.“

„Und mit Recht!“ erwiderte Ruwald, „hat mich doch gleich beim Aufwachen meine eigene Infirmität an die eurige erinnert, und um unser aller Elend zu mildern und erträglicher zu machen, hab' ich sogleich ein Lied verfaßt.“

‚Nicht für mich allein,
Nicht für dich allein,
Nein, für uns alle.‘

„Also ein Katzenjammerlied?“

„Ja, es trägt das Motto von dem großen Dichter:

‚Perser nennen's Bidamag buden,
Deutsche sagen Katzenjammer.‘

„Ein Katzenjammerlied!“ riefen alle, „holla, ein Katzenjammerlied! Silentium, ad loca! Gib's Preis, Ruwald, gib's Preis!“

„Wenn Ihr schon im Voraus einen solchen Lärmen macht, so könntet Ihr den Autor beinah verschüchtern, denn bedenkt:

‚Ein Jammernder hat es geschrieben,
Und Jammervolle singen's auch.‘

„Singen?“ riefen die andern, „also kann man's gleich singen? Nach welcher Melodie?“

„Nun, nach der bekannten, in welcher wir alle unsere selbstgedichteten Lieder abzusingen pflegen: — ‚Katone, Katone bezwingt der Liebe Macht.‘“

„Nun, so fang' an.“

„Halt, zuvor muß ich eine Stärkung zu mir nehmen!“

— Er trank dem Nächsten Besten sein Glas aus, schob sich die Locken aus dem Gesicht, und wandte sich noch einmal herum. „Aber gebt Achtung, daß Ihr auch mit Anstand in den Chorus einfallt! Ein Gedicht mag so gering sein, als es will, in Gegenwart des Poeten muß es honett behandelt werden."

„Sei ohne Sorgen, Ruwald, fang an!"

Er strich sich die Locken noch einmal aus dem Gesicht, räusperte sich und sang:

Ein Haar von der Katze,
Die dich gebissen hat,
Eine Kralle von der Tatze,
Die dich gerissen hat,
Das nimm am frühen Morgen,
Zu stillen deine Sorgen,
Sei es nun Bier oder Schnaps oder Wein,
Nimm es zum Morgensegen ein.

Vomiren, Vomiren,
Ist revolutionär!
Man thut sich mit blamiren
Und hat davon keine Ehr!
Statt revolutioniren
Ist nun das Reformiren
Sache des Zeitgeist's, des Geschmacks, der Politik:
Bleibe nicht hinter dem Zeitgeist zurück!

Ein mildes Reformiren
Acht' für die beste Kur,
Und still' mit sauren Nieren
Die seufzende Kreatur:
Ein wohlgesalzner Harung
Ist auch kein' üble Nahrung,
Milcher und Roger sei gleich ästimirt,
Wenn er den Magen nur restaurirt!

Dann gehst du wieder muthig
Zu Leib dem falschen Trank,
Der dich geliefert blutig
Nächt auf die Marterbank.

Ein Haar von jener Katze,
Eine Kralle von jener Tatze,
Sei es nun Bier oder Schnaps oder Wein,
Nimm es zum Morgenfegen ein!

Kaum hatte der Chor ausgesungen, so erhob sich ein allgemeines Klatschen und ein Bravo! Dacapo! Rufen. Dies war übrigens keineswegs ein Beweis von speciellem Beifall, sondern ein altherkömmlicher Brauch in dieser Gesellschaft, den Ruwald eingeführt hatte: „Ein Poet," pflegte er zu sagen, „muß Aufmunterung haben!" Und demzufolge wurde jedes Gedicht in diesem Kreise applaudirt; es war, so zu sagen, der offizielle Empfang, der ihm zu Theil werden mußte, und hinderte nicht im mindesten die Aeußerungen von Mißliebigen oder Spott, welche sich gleich darauf geltend machen wollten.

Der Beifall war noch nicht ganz verraucht, als ein schmächtiger Jüngling mit einem kleinen blonden Schnurrbart, den die andern seiner von blauen Schnupftüchern stets gefärbten Nase wegen Cäruleus nannten, sich erhob und sagte: „Dieses jammervolle Gedicht hebt die materiellen Interessen mit vieler Sachkenntniß hervor und verdient nach dieser Seite sehr belobt zu werden, ja, man möchte den Verfasser aufmuntern, sämmtliche Küchenrecepte in coulante Verse zu bringen, wofür, namentlich wenn er hie und da noch ein Sentiment einfließen ließe, die Frauenzimmer ihm gewiß sehr dankbar sein würden. Auch unsern Dank verdient er, um so mehr, als er dieses Lied in einem Zustand anzufertigen sich bemüht hat, in dem der Mensch gewöhnlich nur zu Elegien und Klageliedern, worin Käuzchen krächzen und melancholische Heimchen zirpsen, aufgelegt ist. Eben deshalb kann aber auch nicht der strengste Maßstab an seine Produktion angelegt werden und die Kritik verstummt — aus pathologischen Rücksichten."

Ruwald wurde ausgelacht und lachte mit. „Also an einem ideellen Theile hat es bei mir gefehlt," sagte er, „und ich gestehe, der Katzenjammer ist eine so interessante Erscheinung, daß er von allen Seiten beleuchtet zu werden verdient.

Wir wollen demnach das Fehlende nachholen und ich verbinde hiemit einen Antrag, den ich schon längst zu stellen im Sinne hatte. Von jeher hab' ich die alten Griechen vorzüglich in Einem Punkte bewundert und auch beneidet, nämlich wegen der schönen Reden, die bei ihren geselligen Zusammenkünften gehalten wurden. In jener genialen Zeit, in die uns Plato's Symposion zurückführt, war es die Pflicht jedes Gastes und zugleich seine Ehre, durch einen zusammenhängenden Vortrag auf heitere Weise die Tischgenossen zum Denken anzuregen; bei solchen Anlässen hat Sokrates seine Lehrweisheit entwickelt, der geistreiche Aristophanes unter leichten Scherzen tiefsinnige Philosopheme verborgen. Damals war jeder Gast ein Redner, durch die Einladung zu einem solchen Mahle war er als aufgenommen in die Aristokratie des Geistes, des Geschmacks, der Bildung erklärt. Später, und wenn unbedeutendere Sprechtalente mit einander schmausten, mußte wenigstens Einer zugegen sein, der der Gesellschaft zugleich einen geistigen Genuß gewährte; man lud einen solchen ausdrücklich zu diesem Zweck an die Tafel und wenn sich gar zwei zusammenfanden, die durch Kontrovers-Reden dem Denkstoff vielfache Formen und verschiedene Wendungen zu geben wußten, so war das Hauptbedürfniß einer gebildeten Tischgenossenschaft befriedigt. Auch die Römer, wenn ich nicht irre (denn Ihr habt mich nie einen Gelehrten zu schelten Ursache gehabt), ahmten diese Sitte nach. Wer keinen Cicero, keinen Horaz einladen konnte, zog einen Rhetor zu Tische, der um einer guten Mahlzeit willen Lunge und Logik gern in Athem setzte; denn es muß in Rom mehr arme Magister gegeben haben, als in Leipzig. In den mittelalterlichen Refektorien wurden zu jeder Mahlzeit Gebete oder Legenden oder Psalmen vorgelesen, an den weltlichen Höfen war der Gesang, der zwar dem Alterthum auch nicht ganz fehlte, aber in seiner eigenthümlichen und eigentlichen Entwicklung ein Kind des germanischen Geistes ist, die Würze der leiblichen Genüsse. Daß er aber zuweilen über seine lyrische Natur hinaus nach jener antiken Form der Tafelreden zurückstrebte, davon gibt uns der Sängerkrieg auf der

Wartburg einen interessanten Beweis. Bei dem Uebergang des Mittelalters in die neuere Zeit emancipirte sich die Rede von der Tafel und wurde zur Disputation, welche, obgleich sie sich von jener leiblichen Seite nicht ganz befreien konnte, obgleich die Kämpfer nach geschlossener Arena zu den besetzten Tischen und gefüllten Pokalen eilten, doch durch diese Trennung von ihrem wahren Wesen degenerirt und eben darum so trocken geworden ist. Wir haben hier, meine Freunde, eine jener Epochen in der Geschichte, wo man zuversichtlich von einem Rückschritt reden darf. Wie das rhetorische Element, so wäre auch das convivialische bei dieser Katastrophe zu kurz gekommen, wenn es sich nicht einen reichhaltigen Ersatz geschaffen hätte in dem nationalen Institute der Hofnarren. In der Geschichte dieses Ordens stoßen wir auf eine Periode, welche eine bedeutende Aehnlichkeit mit den antiken Tafelunterhaltungen darbietet. Bekanntlich oder unbekanntlich —"

Hier applaudirte die Gesellschaft.

„— waren die Hofnarren gelehrte und zum Theil sehr achtungswerthe Männer und wurden dazu benützt, durch wissenschaftliche Vorträge, namentlich mit ihren großen historischen Kenntnissen den speisenden Hof zu unterrichten. Manchmal wurden auch zwei oder mehrere zusammengeladen, um sich in ihren Ansichten zu unterstützen oder zu berichtigen, und hier setzte das Institut seine wissenschaftliche Würde freilich oft nur gar zu sehr auf das Spiel, denn der Becher der Gelehrsamkeit hat mehr als jeder andere seine Hefe und seinen Schaum; jene ist der Neid, dieser die Eitelkeit. So geschah es, daß diese Gespräche der Hofgelehrten oder Hofnarren meist, je nach den verschiedenen Thiergattungen, welche sich in den Charakteren der Menschen aufhalten, in englische Hahnenkämpfe oder spanische Stiergefechte ausarteten. Sie wurden ganz zu einer rohen Belustigung der Höfe, denen es nach der damaligen Weise nicht um die Ansicht, sondern um den Spaß zu thun war, und freilich bot auch die Ansicht, die Ausgeburt einer geistlosen Wissenschaftlichkeit so wenig Erquickliches dar, daß wir es den Großen nicht verargen können, daß sie mehr Befriedigung darin fanden, solch grund-

gelehrtes Kunstvieh gegen einander zu hetzen und vor Lust zu jubeln, wenn die Bosheit der Kämpfer, welche trotz des Bewußtseins, daß sie nur zum Gespötte da seien, dennoch keinen Fußbreit weichen wollten und recht eigentlich vom Satan in den Kampf geritten wurden, auf eine unglaubliche Höhe stieg und der Streit natürlich nur noch zu Gunsten desjenigen entschieden werden konnte, der seinen Gegner am dicksten mit Koth zu bedienen im Stande war. Aber auch dieser ganz ausgearteten Form der convivialischen Rhetorik lag doch immer noch ihr Ursprung, das geistige Bedürfniß wenn auch noch so sehr entstellt, zu Grunde, und eine bessere Zeit würde sie auf's Tüchtigste reformirt haben, wenn sie sie noch vorgefunden hätte. Denn jetzt brach plötzlich die Periode der Prüderie und Perrückenhaftigkeit herein, die Hanswurste mußten von Thron und Bühne fliehen, die Hofnarren verwandelten sich in Hofräthe, und Gottsched, in seiner allegorischen Bedeutung dem ewigen Juden und dem alten Nicolai, dem Princip der deutschen Kritik, vergleichbar, bemächtigte sich des Jahrhunderts. Werfen wir einen Schleier über jene Zeit! Ihr Bann ist längst gebrochen, der hochherzige Kämpe von Weimar hat das gefangene Dornröschen befreit, und nur hie und da schnurrt noch eine erfolglose Spindel auf dem Boden des deutschen Papiers umher. Diese literarische Revolution hat alle Kreise des Lebens durchdrungen; auch der Gegenstand, von dem hier die Rede ist, das Gebiet der Tafelunterhaltung, gewann dadurch einen neuen Schwung. Die Conversation bei Tische ist freier und belebter geworden, das Zusprechen und Nöthigen hat aufgehört, es ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine liberale Freßfreiheit eingetreten, und die Gäste, welche nicht mehr vor der Ehre des Opfertodes beben dürfen, haben nun einen größeren Spielraum für den Geist und seine Bedürfnisse. Aber die Kunst, diese zu befriedigen, ist noch nicht ganz zu ihrer Reife gediehen. Witze und Anekdoten, die ich das kleine Backwerk der Conversation nennen möchte, sind, wenn sie ihrem Begriff entsprechen, zu leicht und zu schaumig, um sättigen zu können; daher bleibt nach geendeter Mahlzeit immer ein unbefrie-

digtes Etwas zurück: man darf nur die Gäste betrachten, wenn sie von der Tafel aufstehen, sie sind verlegen, halb verdrießlich, sie wissen nicht, wo es ihnen fehlt, nicht, was sie einander sagen sollen, in ihren Augen schwimmt eine gewisse schmerzliche Sehnsucht, und dies ist nichts anderes als der Hunger nach einer soliden geistigen Kost. Unsre Nachbarn über dem Kanal, die in so manchen Beziehungen vor den übrigen europäischen Völkern voraus sind, haben auch hierin sehr viel gethan: bei ihnen vergeht kein Mahl, wo nicht von den bedeutendsten Gästen — und zwar, was als ein Fortschritt gegen das Alterthum rühmlichst hervorzuheben ist, mit dem Pokal in der Hand — Reden gehalten werden; aber in diesen Reden ist nur von der Politik die Rede, und wenn unser jovialer Freund Röthling, der nun leider, unserm Kreis entrissen, in der Einsamkeit und im Schatten seines Vikariats sich grämt, wenn dieser zu sagen pflegte:

„Sprecht mir von allen Schrecken des Gewissens,
Von Einigen aber sprecht mir nicht!“

so hat er gewiß unter diesen räthselhaften ‚Einigen‘ auch die Politik verstanden. So wollen wir denn nun, meine Freunde, diese subjektive Einseitigkeit zur geistigen Allgemeinheit erheben, von den Engländern das Beispiel, von der antiken Welt die Form nehmen und in Zukunft jede unserer geselligen Zusammenkünfte mit solennen Reden würzen. Wie ich sehe, so hab' ich selbst bereits dieses Beispiel gegeben und einen, wie ich aus meinem Durste schließen kann, ziemlich langen Vortrag gehalten, dem Ihr den begreiflich von den Gedichten auch auf die Reden überzutragenden Beifall nicht versagen werdet. Plaudite!“

Die Gesellschaft erhob ein heftiges Beifallsgeschrei, worauf Ruwald fortfuhr:

„Um also auf den unterbrochenen Gegenstand zurückzukommen, so ist meiner langen Rede kurzer Sinn — ‚so viel Arbeit um ein Leichentuch!‘ würde Röthling hier sagen — daß die von mir übergangenen Seiten des Katzenjammers in einer förmlichen Rede herausgehoben werden und, in der

Sprache des ehrwürdigen Dr. Baderer zu reden, ‚sich herausstellen sollen.‘ Gewiß geschieht es einstimmig im Sinne der edlen Versammlung, wenn ich das Amt, diese und überhaupt jede in Zukunft zu beliebende und schicklich zu findende Rede zu halten, unserem trefflichen Freunde Cäruleus übertrage. Er hat von uns allen unbestreitbar das beneidenswertheste Mundstück —“

Cäruleus verneigte sich feierlich gegen ihn.

— „und wenn irgend einer von uns verdient, dereinst als Geist einen neuen Beweis für die Unsterblichkeit zu liefern, so ist er es: seine Ansichten werden ihn im Grabe nicht schlafen lassen und er wird sich mehr wie einmal gedrungen fühlen, zu uns zu kommen und sie in ihrer ganzen Stärke und Gewichtigkeit uns mitzutheilen. Es versteht sich von selbst, daß jeder von uns, wenn der Geist über ihn kommt, berechtigt ist, sich vernehmen zu lassen, aber zum officiellen und bei jedem Anlaß gerüsteten Redner ernenne ich hiemit, wenn Niemand etwas dagegen zu erinnern hat, unsern verehrten Cäruleus.“

„Fiat!“ rief die Gesellschaft, „Piccolomini soll unser Sprecher sein!“

„Ich nehme,“ begann Cäruleus —

„Du nimmst mir's nicht übel,“ unterbrach ihn Ruwald „wenn ich dich noch zu einem augenblicklichen Stillschweigen nöthige. Ich habe nämlich mit dieser Ernennung noch eine andere zu verbinden. Freunde! wir müssen die vielen schätzbaren Eigenschaften unseres neuen Redners noch besser ausbeuten. Er hat besonders eine, die, gehörig entwickelt, uns recht förderſam und zugleich erheiternd werden kann, nämlich das Talent Hypothesen aufzustellen: es existirt in Geschichte und Leben nichts so Wunderbares und Abenteuerliches, dessen er sich nicht sogleich durch eine eben so naupengeheuerliche Erklärung zu bemächtigen im Stande wäre. Ich erinnere mich so eben: als ich gestern mit ihm spazieren ging, um vor dem Schmause, den wir dem abgeschiedenen Freunde Rubens gaben, noch etwas frische Luft zu schöpfen, kamen wir — der Himmel weiß wie — auf das Stillstehen der

Sonne bei Gibeon und dann auf den Irrthum der alten Welt hinsichtlich der Sonne und Erde zu sprechen. ‚Es ist doch seltsam‘ — sagte Cäruleus — ‚daß die Gelehrten des klassischen Alterthums, diese gründlichen, tiefsinnigen Geister, in einer Sache sich geirrt haben sollten, über die jetzt jeder Schulknabe im Klaren ist; und sie besaßen doch eine Menge Entdeckungen und Geschicklichkeiten, die wir mit all unserem Scharfsinn und unserer vorgerückten Technik uns nicht mehr zu erwerben im Stande sind. Sollten sie nicht mit jener Ansicht dennoch recht gehabt haben? Wäre es nicht möglich, daß in der antiken Welt die Erde stand und die Sonne sie umkreiste? Die ungeheure Revolution, durch welche dieses Verhältniß umgekehrt wurde, wäre dann in den Anfang unsrer Zeitrechnung zu setzen. Hier entstand eine ganz neue Welt, die mit der alten beinahe gar keine Verwandtschaft mehr hat, und da ein verjährter Glaube der Menschen den sittlichen Revolutionen auch physische zugesellt, so ist es sehr plausibel, daß zu jener Zeit, wo der Sonnengeist über den Erdgeist Meister wurde, auch der Sieg der Sonne über die Erde Statt fand, daß die Sonne plötzlich sich in's Centrum stellte und die Erde ihren Trabantenlauf begann. Hieraus wird noch ein anderer räthselhafter Zug in der Geschichte erklärlich: wie die Erde zu schweben und zu kreisen anfing, wurden die Menschen natürlich schwindlich und purzelten über einander, von diesem Schwindelwesen blieb ein Rest in ihnen zurück, auch als sie von der ersten Purzelhaftigkeit geheilt waren; das Rollen des Bodens zog sie fort, der Geist der Bewegung fuhr ihnen in die Beine, eine Wanderlust kam über sie, wie sie in der antiken Welt nicht Statt gefunden hatte, und das ist die Völkerwanderung. Hieraus würde zugleich hervorgehen, daß Pythagoras und seine Schüler, welche wegen ihres dem Kopernikanischen ziemlich anähnelnden Planetensystems jetzt gepriesen werden, au contraire im Irrthum waren.‘ — Nun frage ich billig, ob man einen Mann nicht ehren und preisen soll, der eine Ansicht von so nachdrücklicher Wichtigkeit für den Naturforscher wie für den Theologen aufstellt? Aber hier, glaube ich, steckt der Knoten:

ich fürchte, die Wissenschaft wird um diese bedeutende Hypothese zu kurz kommen, wenn nicht einer von uns sich entschließt, Pathenstelle bei derselben zu vertreten" —

„Ich verbitte mir's," rief Cäruleus.

— „denn unser Freund, wie ich ihn kenne, wird der Orthodoxie nicht in die Hände arbeiten wollen, und diese bekäme einen mächtigen Vorschub, wenn wenigstens die Möglichkeit jenes alttestamentlichen Wunders dargethan würde. Er ist in diesem Punkt ein wenig geschossen, lassen wir jedoch dies auf sich beruhen: ich schließe hiemit und ertheile ihm den Titel ‚Gottlieb David Cäruleus, Doctor der wunderbaren Ansichten, Gesellschaftsredner und Privatdocent der Hypothesen.' — Sei ruhig, Cäruleus, sträube dich nicht, du Feind aller Staatsbürgerlichkeit! Es ist ein brodloses Amt, zu dem ich dich ernenne. Schnaube drum nicht so erbost mit deiner bläulichen Nase!"

„Blitz, Sir John! Ich wollte, meine Nase jäße Euch im Bauche!" rief Cäruleus ärgerlich in Bardolph's Ton.

„Hu," entgegnete Ruwald bedächtig, „da müßt' ich vor Blähungen umkommen. Schweifen wir jetzt aber nicht weiter ab: bequeme dich endlich an deine Rede zu gehen, guter Cäruleus."

„Wohlan," sagte dieser, „ich bin Euch für alle die edlen auf meinen Ehrenscheitel gehäuften Qualitäten sehr verbunden und will mich dabei herausziehen so gut ich kann. Zuerst hoffe ich meine hypothetische Würde so ziemlich behaupten zu können, werde übrigens jeden interessanten Beitrag von der Gesellschaft mit Dank annehmen, auch auf Verlangen honoriren; was sodann das mir übertragene rhetorische Amt betrifft, so will ich mich auch dagegen nicht sträuben, bitte mir aber das Recht aus, nach jeder Rede einen Antrag stellen zu dürfen, den die Gesellschaft unbedingt anzunehmen hat."

„Daraus wird nichts," fuhr einer dazwischen, der einen kolossalen Bart trug und wegen seiner vorderasiatischen Physiognomie von den andern der Ostjäcke genannt wurde. „Da kann nichts geschnupft werden, sonst muthet er uns am Ende zu, seinen unsichtbaren Schnurrbart anzuerkennen."

„O du Oft-West-Nord- und Schubjack!“ entgegnete Cäruleus, „du herzloser Verleumder! Kannst du mir beweisen, daß ich meinen Bart je zu einem public character habe machen wollen? Hab' ich ihn nicht immer als meinen Privatschnauzbart gehalten? Hab' ich je der Welt zugemuthet, Notiz davon zu nehmen?“

„Sei ruhig, du Guter!“ versetzte Oftjäck, „es wäre auch nicht geschehen. Ich versichere dich, Hegel hätte keine Beweise für sein Dasein geschrieben.“

„So brauchst du auch keine für sein Nichtdasein zu schreiben. Ich versichere dich, ich möchte nicht mit dir tauschen: deine affektirte Bärtigkeit verleitet dich, einen übertriebenen Maßstab anzulegen. Das ist der Humor davon.“

„Genug des Streits, ihr Fürsten!“ rief Ruwald, „kommt doch endlich zur Sache! Ich glaube beinahe, Cäruleus, du fürchtest dich vor deiner Jungfernrede.“

„Es könnte fast so etwas sein: gebt mir ein Glas Sekt! das meinige ist leer; es ist mir so wunderlich um's Herz. — Ja so! meine Petition ist noch nicht bewilligt: ich verlange also nach jeder Rede einen Antrag stellen zu dürfen, versteht sich, einen der blos auf die Feststellung, Vermehrung und Ausbreitung unseres geselligen Lebens abzwecken darf.“

„Zugestanden im Namen Aller,“ sagte Ruwald, „aber geh jetzt dran, Cäruleus.“

„Nun, so will ich sie denn halten! jacta est alea! Ich kann nicht länger retardiren. Aber nicht wahr, so lang als Ruwald's Rede braucht sie nicht zu sein? — Nun, so bereitet Euch und hört stillschweigend und mit Anstand zu: ich werde also vorgeschriebener Maßen reden über den Nutzen des menschlichen Katzenjammers.“

„Der Mensch —“

— „Ein Erbauungsbuch für denkende Christen von Grävell,“ fiel Oftjäck ein.

„Ruhig, ungebildetes Publikum! — Der Mensch“ —

— „als Mensch betrachtet, ist Mensch und bleibt Mensch,“ sagte ein anderer dazwischen.

„Still geschwiegen, Spelz!“ rief Ruwald, „stille, hört den edlen Antonius!“

„Also, zum Teufel! Der Mensch —“

Hier entstand ein anhaltendes mächtiges Gelächter, in das Cäruleus wohl oder übel mit einstimmen mußte. Es ging in die verschiedensten Tonarten über und lautete zuletzt wie ein Donnerwetter auf der Orgel; so oft es dem Erlöschen nahe war, flackerte es nur um so heller wieder auf, bis es zuletzt an den Folgen allgemeiner Entkräftung verschied. Es gibt nichts Imposanteres in der Welt, als ein recht ernstliches Studentengelächter; man kann hier auf wahrhafte Talente stoßen, die dem Zuhörer Bewunderung abnöthigen. Ich selbst hatte einen akademischen Freund, den ich nie ohne Neid und Groll lachen hören konnte: er nahm es in diesem Stück mit einer ganzen Gesellschaft auf und drückte jedes Gelächter, das neben ihm aufkommen wollte, durch die Wuth des seinigen zu Boden; er wäre im Stande gewesen, eine Abtheilung Polizeisoldaten in die Flucht zu lachen. Ich habe mich in seiner Gegenwart immer bemüht, von ernsthaften und langweiligen Dingen zu sprechen, weil mir, der ich nur ein geringer Lacher bin, sein Gelächter den Stachel der Mißgunst tief in die Seele drückte. —

„Ich muß also meiner Rede eine andere Fassung geben,“ sagte Cäruleus, „da jener Anfang nun einmal den Stempel der Heiterkeit trägt:

„Es gibt im Menschenleben —“

„Augenblicke,“ fiel Ruwald ein, ohne sich halten zu können.

„Oder vielmehr,“ sagte Ostjäck, „wie ich gestern Abend Jemanden sagen hörte: ‚es gibt im Augenblicke Menschenleben!‘“

„Wißt ihr was?“ donnerte Cäruleus: „Haltet Ihr die Rede oder verschreibt Euch meinetwegen einen Bauchredner! Ich will nichts mehr davon!“

„‚Ihr verfluchten Kerls,‘ sprach Seine Majestät! Ruhig jetzt, alles geschwiegen!“ befahl Ruwald, „gib dich zufrieden, guter lieber Cäruleus, sag dein Sprüchel und theil's uns mit. Tantæne animis cærulibus iræ?“

„Nun, so sei's denn," sagte dieser lachend, „es ist nur, damit ihr seht, was ich für ein gutmüthiger Schöps bin. Also zum dritten und letzten Mal:

„Die menschliche Natur ist ein Theil der allgemeinen und erlebt in sich dieselben Epochen und Prozesse, welche in dem großen Weltorganismus vorgehen. Wie nun dieser Momente hat, wo er in eine völlige Desorganisation und Erschlaffung gesunken ist — ich ziele auf die schwüle Sommerzeit — und sich nur durch eine gewaltsame Revolution, das heißt, durch die purificirende Kraftäußerung eines tüchtigen Donnerwetters zu helfen vermag, so kommen auch für die menschliche Natur Epochen, wo sie von dem Staub und der Hitze dieses Erdenlebens so sehr übermannt und darniedergedrückt ist, daß sie, um wieder zu ihrer alten Spannkraft zu gelangen, nothwendig eines kleinen Krawalls bedarf. Derselbe Fall tritt oft im Völkerleben ein. Der Segen eines langen Friedens verkehrt sich in den bittersten Fluch, die materielle Thätigkeit ist über die spirituelle Meister geworden, Niemand ist mehr einer Begeisterung fähig, ja alles Große und wahrhaft Edle erscheint als Thorheit, man hat kaum das Herz, davon zu reden, der Philister ist Herr der Welt, und etwas Unphilisterhaftes kann man nur durch Einschwärzung an den Mann bringen, indem man ihm einen philisterhaften Anstrich gibt, es also anschwärzt, wie man vor Zeiten der Sicherheit halber Goldplatten, die man versenden wollte, mit Ruß überstrich. In einer solchen betrübten Zeit, die dann aber auch gewöhnlich die letzte ist, empfindet der Freund der Menschheit, daß nun eine chirurgische Kur durch Schneiden und Brennen nothwendig geworden ist, daß ein tüchtiger Skandal losbrechen, alles drunter und drüber gehen muß, damit der Mensch in seiner friedlichen Ruchlosigkeit die Götter wieder fürchten lerne und erkenne, die Welt sei nicht um seinetwillen da, und der Himmel habe ihm den lebendigen Geist gegeben, nicht aber allein den Dampf. Gerade die Unmenschlichkeit des Krieges dient dazu, den Menschen wieder menschlich zu machen: wie viel edle Kräfte hat Napoleon in uns geweckt, von denen sich

das heilige Römische Reich unter seiner Schlafmütze nicht das Leiseste träumen ließ!

„Ich fahre fort:

„Ein solcher Krawall ist auch der Rausch. Ferner könnte ich ihn mit dem Ausbruch eines feuerspeienden Berges vergleichen; dieses Bild ist in der That noch viel passender: es hat sich nach und nach eine Masse von Verdrießlichkeiten aufgehäuft, welche durch eine plötzliche Explosion schleunig bei Seite geschafft werden; Ursache und Wirkung sind auf beiden Seiten gleich, ja die Wirkung wird sogar bei beiden mit demselben Worte ausgedrückt. Und noch mehr: selbst den Namen, meine Freunde, können wir uns von den Vulkanen aneignen, um unser ganzes vulkanisches Wesen auf's Passendste zu bezeichnen. Wie heißt es in dem Trinklied?

„Aus Feuer ward der Geist geschaffen,
Drum schenkt mir süßes Feuer ein!'

„Verfolgen wir diesen Gedanken. Es versteht sich von selbst, daß es mit dem Einschenken sein Bewenden nicht hat, das Feuer wird getrunken, geht in's Blut über, oder vielmehr das Blut wird zu Feuer, und dieser Verwandlungsprozeß setzt sich so lange fort, bis kein Tropfen wässeriges Blut mehr da ist, sondern lauter Feuer, in welchem Zustande man somit den Menschen feuervoll nennen könnte; die Volkssprache gebraucht dafür das gleichbedeutende, aber noch poetischere Wort ‚sternvoll'. Nun aber hat das Feuer seine Pflicht gethan und den ganzen innern Menschen gefegt und gescheuert; nachdem es alle unedeln und unreinen Substanzen in ihm aufgezehrt hat, würde es auch die edlen Theile, ja das Mark des Lebens selbst angreifen, wenn diesen nicht die Kraft des Noli me tangere zugetheilt wäre: beim ersten Anlauf, den das Feuer gegen sie nimmt, empören sie sich, die Feuertheile werden aus dem ganzen Körper auf einen Punkt zusammengetrieben und von da unter lautem Jubel in einer heftigen Entladung ausgestoßen, in welchem Kampfe der Sternvolle, wenn er auch lieber neutral bleiben möchte, unwillkürlich Partei nehmen muß. Es wird keiner unter uns sein, meine

Freunde, der nicht schon in einem solchen Kriege seine Rolle hat spielen müssen; es ist die leichteste Rolle von der Welt, sie spielt sich ohne unser Zuthun von selbst. Ich glaube nunmehr durch diese Deduktion bewiesen zu haben, daß wir, wenn das Feuer in uns alle Stadien seines Prozesses durchlaufen hat und in die Katastrophe der Eruption eintritt, uns mit demselben Rechte wie der Vesuv und Aetna, diese beiden uralten Rülpse, feuerspeiende Naturen nennen können. — In dieser Weise, den Gegenstand zu fassen, nämlich als Blutreinigung, habe ich eine bedeutende Autorität für mich, den Dr. Drudenfuß, ordentlichen Professor der Medicin und außerordentlichen Lehrer der Mystik, der neben seinen dunklen Ansichten über Natur und Geschichte auch manchmal sehr lichte praktische Ideen hat: dieser würdige Mann, der sich gewiß mehr als jeder andere der Mäßigkeit befleißt, empfiehlt in seinen Vorlesungen über das menschliche Ahnungsvermögen den Zuhörern bei einem seiner vielen gelegentlichen Excurse, alle acht Wochen einen Rausch zu trinken, indem dieser das geeignetste, ja oft das einzige Mittel sei, durch seine Folgen allerlei fremdartigen Stoff, der nach und nach schädlich werden könnte, auf einmal aus dem Organismus auszuscheiden. Aber acht Wochen, bedenkt, das ist eine ungeheure Zeit! In acht Wochen kann ein Königreich gewonnen und wieder verloren werden, in acht Wochen kann Beelzebub mit sieben noch viel schlimmeren Geistern in uns Platz nehmen, so daß ein simpler Rausch nicht mehr im Stande wäre, ihn zu verjagen, daß man am Ende gar zu dem heillosen norddeutschen Schnaps die Zuflucht nehmen und den Teufel durch der Teufel Obersten austreiben müßte. Für so vulkanische Wesen wie wir, die wir in einem ewigen Selbstverbrennungsprozesse leben, sind acht Wochen ein viel zu langer Termin; denn eben jenem innern Feuer, das so mächtig an uns zehrt, müssen wir das äußere, das ‚süße Feuer', wie es der Dichter nennt, auf den Hals schicken, damit sie sich beide im Kampfe gegen einander aufreiben. Es ist sehr zu bedauern, daß Jakob Böhme nicht auf diesen Gedankengang gekommen ist: er würde das innere Feuer, als das herbe, bittere, dem süßen entgegengesetzt, mit

diesem Verhältniß das des Meerwassers und des süßen Wassers in Verbindung gebracht und aus diesen Prämissen die tiefsinnigsten Folgerungen gezogen haben; ich will mich aber von den Irrgängen der Mystik für diesmal ferne halten und von dem physischen Nutzen des menschlichen Katzenjammers auf den sittlichen, somit auf den zweiten Theil meiner Rede übergehen.

„Hier kann ich mich etwas kürzer fassen, weil dieser Theil noch viel einleuchtender ist als der erste. Ich will wieder von der Vergleichung ausgehen, mit welcher ich meinen Vortrag begonnen habe. Geht einmal hinaus, meine Freunde, und betrachtet die Natur nach einem Gewitter! Welch erquickende Kühle! Welch frischer Duft! Welch neues Leben! Die ganze Kreatur hat sich aus einem dumpfen Schmerz, aus einer ohnmächtigen Verzweiflung erholt, muthig pulsiren die Adern des großen Weltkörpers, tausend Keime ringen sich aus dem Nichts hervor und erwachen zu Licht und Leben. Und was gleicht der seligen Zeit, wenn die Völker den ersten, reinen Hauch des schwer erkauften Friedens genießen,

.wenn endlich der Soldat
In's Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.'

„Doch — kehren wir zu unsrem Thema zurück. Eben so befindet sich die menschliche Natur nach ihren Donnerwettern und Revolutionen. Sobald der erste Schmerz eines so gewaltsamen Sturmes vorüber ist, tritt eine süße Ermattung ein,

.Ein sanfter Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn,'

es ist mir, als ob meine Haut von Sammt wäre, ich komme mir selbst ganz liebenswürdig vor. Und doch, in dieser Ermattung welche Kraft! Man fühlt sich so ausgefegt, so rein, man hat eine Empfindung, als könnte man jetzt wieder von

vorn anfangen. In diesem Zustande werden künftige Thaten geboren, in diesem Zustande hat der Mensch seine besten Gedanken. Ich kenne einen Poeten, der im Katzenjammer die schönsten Gedichte macht, und alle sind Liebeslieder. Dies führt mich auf den Hauptpunkt: das ist die bedeutendste Folge jener sanften Abspannung, daß die Liebe im Herzen erwacht, nicht nur die einzelne, sondern die Liebe zur ganzen Menschheit, diese schöne Humanität, ohne welche das Geschlecht nicht bestehen könnte, das Mitleid mit all der Noth und Gebrechlichkeit der Sterblichen, die Versöhnlichkeit, der Entschluß, an all diesem Jammer brüderlich mitzutragen. Der Gedanke der Toleranz kann nur in diesem Zustande gefaßt worden sein:

‚Emollit mores nec sinit esse feros.‘

„Dies ist das milde gedämpfte Licht, durch welches die Natur nach einem Gewitter verklärt wird.

„Möchte doch die Menschheit, möchten vor allem wir, meine Freunde, von dem hier Erkannten und Vorgetragenen die gehörige Nutzanwendung machen! Möchte doch kein Recensent zu seiner Mordwaffe greifen, ohne sich in diesen Zustand der Humanität versetzt zu haben! Todtschlagen thut weh: möchte er wenigstens mit Sanftmuth todtschlagen, so daß der getroffene Dichter oder allgemeine Autor lächelnd sagen könnte: ‚Pätus, es schmerzt nicht!‘ Möchten doch die Minister und landtäglichen Kommissarien keine Hauptfrage zur Debatte kommen lassen, ohne die gesammten Stände, namentlich aber die Opposition, durch ein Tags zuvor gehaltenes Gelage in eine gelinde Stimmung versetzt zu haben, möchten sie eine ernstliche Blutreinigung vornehmen, so daß man nicht nachher sagen könnte: es hat heute bei der Debatte über die Preßfreiheit oder über die Ablösungsgesetze böses Blut gegeben. Möchten endlich, um auch für die liebe Schuljugend einen Wunsch auszusprechen, möchten doch alle Lehrer unseres Vaterlandes nur am Montag eine Generalbestrafung vornehmen!“

Ein stürmischer Beifall belohnte den Redner. Ruwald

erhob sein Glas und rief: „O du Cäsius Cäruleus! Hoch und abermals hoch! und zum drittenmal hoch!“

„Leichtsinnige Gesellen!“ dachte Paul und sah tiefer in sein Glas. „Hättet ihr gestern mehr Enthaltsamkeit gehabt, so wär't ihr jetzt dieses Uebermuthes nicht benöthigt. Uebrigens gefällt mir's doch, daß sie gute Miene zum bösen Spiele machen und ihr Elend so hübsch als möglich herausputzen.“

Nun erhob sich Cäruleus und sprach: „Da ich meine Pflicht erfüllt habe, so will ich jetzt auch mein Recht ansprechen und den Vorschlag thun, dessen Annahme Ihr mir im Voraus versprochen habt. Ich verlange die Einführung vollkommener Freizüngigkeit in der Gesellschaft und entledige mich hiedurch des mir geschenkten Monopols. Ueberdies trage ich darauf an, daß jeder Redner nach geendigtem Vortrag seinen Nachfolger zu ernennen und diesem seinen Gegenstand vorzuschreiben habe.“

„Du Schlangenkopf,“ rief Ruwald, „ich habe deiner Bereitwilligkeit doch gleich von Anfang an nicht getraut. Nun, wir sind durch unser Wort gebunden, so ernenne denn deinen Nachfolger.“

„Das soll gleich geschehen, übrigens postulire ich, daß ein emeritirter Redner das Recht habe, einen passenden Moment abzuwarten und dann erst den Gegenstand einer neuen Rede nebst dem Redner zu designiren. Für jetzt aber glaube ich, daß die Materie noch nicht erschöpft, sondern vielmehr noch ihre polemische Seite hervorzuheben ist; daher will ich jetzt eine Apologie des Katzenjammers, und zwar von unserem kriegerischen Mitgliede, dem Ostjäcken, vernehmen. Tendimus Ostiacum!“

„O weh,“ seufzte dieser, „hol' der Henker Eure Freizüngigkeit! Ihr wißt ja, daß ich keine leichte Zunge habe.“

„So mach dir die Rede desto leichter,“ sagte Cäruleus.

„Das hilft alles nichts,“ riefen die andern, „stille mit dem Aechzen und Krächzen! Ostjäck, thu' deine Pflicht!“

„In Gottes Namen! Aber wenn ich stecken bleibe, so

kommt mir zu Hülfe und klatscht so lange, bis ich mich wieder gesammelt habe:

„Man hält den Katzenjammer gewöhnlich für unmoralisch. Nämlich — nämlich — — also für unmoralisch — —

Ein anhaltender Applaus erfolgte, während dessen der Redner sich rings herum verneigte. Dann strich er sich durch den Bart, winkte mit den Händen Stillschweigen und nahm einen neuen Anlauf:

„Ich habe neulich in einer Novelle, die manche geistreiche Einfälle enthält, gelesen: ‚Wer in Gegenwart seiner Geliebten Käse essen kann, ist ein Verworfener.‘ Ich wende dies auf das vorliegende Thema an und sage: wer sich in Gegenwart seiner Geliebten betrinkt, ist ein Schweinigel. — Da machen es die Engländer viel klüger: wenn das Essen vorbei ist, so gehen die Frauen, die Männer sitzen zusammen, und dann geht's erst an. Wenn einem was Menschliches passirt, so sehen's die Frauen nicht, höchstens lesen sie's den andern Tag in der Zeitung. Aber bei uns müssen sie ex officio dabei sein, sie müssen das dumme Lallen ihrer betrunkenen Männer mit anhören, Händel schlichten und am Ende gar die wackelnden Philister nach Hause schleppen. Pfui Teufel! das paßt nicht zusammen, die Frauen werden den ‚Zopf‘ an einem Manne nie begreifen können, so wenig als wir die Gebräuche der Chinesen. Das sind zwei ganz geschiedene Welten. — Und dann ist's gleich um die Achtung geschehen. — Ich sage, einen Rest von altgermanischer Mannhaftigkeit müssen wir beibehalten, aber auf die Art, wie's die Engländer machen. Die Weiber sollen ihren Putz- und Kleiderrath aparte halten und wir unsere Trinkgelage. — Ich weiß nicht, in wie fern meine Rede zu ihrem Thema paßt, aber einen socialen Zweck hat sie doch. Dixi.“

„Brav gemeint und wohl gesprochen!“ sagte Cäruleus, „nun will ich die ganze Verhandlung mit einem poetischen Gedicht, wie unsere deutschen Vorfahren zu sagen pflegten, beschließen und krönen.“ — Er ließ, obgleich es heller Tag war, zwei Lichter vor sich stellen, zog ein Papier aus der Tasche und las, wie folgt:

„Ein gelehrter Theologe,
Der die Exegese trieb
Und wie Jakob an dem Troge
Weiß' und bunte Stäbe hieb, —
Diesem ist der Fund geglücket,
Daß der Baum, von dem das Paar
Unsrer Eltern einst gepflücket,
Ein verfluchter Giftbaum war.

Und so haben die's gestiftet,
Wie der große Mann bewies,
Daß die Menschheit ist vergiftet
Seit dem Fall im Paradies:
Daß der eine tobt und kochet,
Dem das Gift den Sinn verkehrt,
Daß der andre schleicht und sochet,
Dem es an dem Marke zehrt.

Doch an grünen Bergen gnädig
Schuf der Herr ein Gegengift:
Braucht es herzhaft, werdet ledig
Von dem Fluch, der euch betrifft:
Wer es abweist, hat gefrevelt,
Stürzt hinunter unerlöst,
Wo geheizt und wohl geschwefelt
Flamme sich an Flamme stößt.' —

Freunde, laßt Euch nicht verdrießen,
Von der kräft'gen Arzenei
Oft und kräftig zu genießen,
Daß sie Euch zum Heile sei.
Bricht sie auch einmal die Kammer,
Nun, dann ist die Stätte rein,
Glaubt mir, und im Katzenjammer
Zieht der neue Adam ein!"

Die Gesellschaft klatschte wie gewöhnlich; hierauf erhob sich Ruwald als Recensent und sagte: „Ich kann von diesem Gedichte nicht so günstig denken, als von der Rede desselben Herrn Verfassers, ja ich muß es im direkten Widerspruche mit ihm ein unpoetisches Gedicht nennen. Sein antitheo-

logischer Grimm und Feuereifer hat ihm hier einen Streich gespielt und ihn verleitet, den Status depravatus und die Gratia applicatrix zu parodiren, ohne daß die Gattung rein herausträte, das Ding schwankt zwischen Satire, Ironie und tieferer Bedeutung mitten inne, und ich wüßte es kaum anders zu benennen, als einen Witz ohne Spaß. Oder vielmehr will ich noch einen bessern Ausdruck, den Göthe von Byron brauchte, darauf anwenden: es ist ‚eine verhaltene Parlamentsrede', die sich sehr zu ihrem Unglück in die Poesie verirrt hat. Ich diktire dem Herrn Verfasser pro poena, daß er ein anderes, ächtes Weinlied verfertige und bis dahin sich alles Weingenusses enthalte."

„Ich gebe meine Protestation zu Protokoll!" rief Cäruleus um so heftiger, als ihm Ruwald zu gleicher Zeit sein Glas austrinken wollte, „ich bitte den ehrenwerthen Redner um Verzeihung, aber was er da gesagt hat, ist geradezu abgeschmackt. Seine Recension lasse ich dahingestellt sein, daß er mir jedoch bis zur Vollendung eines ächten Weinliedes den Wein verbieten will, kommt mir vor, wie der Schwur jenes Pinsels, nicht eher wieder in's Wasser zu gehen, als bis er schwimmen könne."

„Ich kann in diesem Gedicht auch keinen sonderlichen Witz finden," sagte Spelz, „und überhaupt seh' ich nicht ein, was der Witz mit diesen Dingen zu schaffen hat; das sind gelehrte Sachen, bei denen man weiter nichts denkt und über die man sich am allerwenigsten zu erbosen braucht."

„Philister über dir, Simson!" entgegnete Cäruleus, „ich glaube dir gern, daß du den Witz nicht dran begreifst, du begreifst auch den Ernst nicht, denn du hast keine Gesinnung, und deshalb wirst du dereinst ein Licht der Wissenschaft werden."

„Ich habe jetzt nicht Zeit," sagte Spelz, „dir auf deine abgedroschenen Anzüglichkeiten etwas zu erwidern, denn ich muß fort."

„Wohin?" riefen alle.

„Nun, in's Kolleg, es ist Zeit."

„Wer wird denn heute in's Kolleg gehen?" sagte Ostjäck.

„Ich!“ erwiderte Spelz, „Müßiggehen hat seine Zeit, und Arbeiten hat auch seine Zeit; ich mag die Vorlesung nicht nachholen.“

„O laßt ihn gehn!“ rief Cäruleus:

.Bedecke deinen Hörsaal, Spelz,
Mit Tintenfässern,
Und übe, dem Esel gleich,
Der Disteln frißt,
An —‘

„Still,“ fiel Ruwald ein, „still, Cäruleus! das ist unparlamentarisch. Du willst also in den Hörsaal, Spelz?“

„Ja, wenn du's erlaubst.“

„Nun gut, ich will dich mit einer kurzen Anrede entlassen. Deine Loyalität nimmt sich bei uns etwas seltsam aus, da du gar wohl weißt, daß der Grund unserer Kollegienversäumnisse etwas tiefer liegt als im gewöhnlichen Müßiggang und Schlaraffenleben. Weißt du nicht, daß man uns mit Auszeichnung die schlechte Gesellschaft nennt? Aber ich kenne dich, Spiegelberg, und werde nächstens Musterung halten. Du bist zu uns gekommen mit einem weltlichen Herzen und in der Absicht, zu deiner Carrière, da auch diese sich in unserer Zeit mit etwas Kultur umgeben muß, ein paar Phrasen aufzufangen, um gelegentlich, und besonders in Berlin, wohin du doch deine erste Geschäftsreise machen wirst, den schönen Geist spielen zu können. Wie bist du im Stande, eine so fledermausartige Stellung in diesem Pantheon der schlechten Gesellschaft zu rechtfertigen?“

„Ihr habt heut alle einen Sparren zu viel,“ sagte Spelz, indem er aufbrach.

Ruwald ließ ihn bis zur Thüre gehen, dann rief er: „Spelz!“

Dieser wandte sich um und fragte: „Was gibt's noch?“

„Spelz! Ich will dich in einer Cichorienfabrik unterbringen.“

„Du! der Witz ist gestohlen,“ rief Spelz, indem er die Thüre krachend hinter sich zuschlug.

„Thut nichts," sagte Ruwald, „ich halte es für eine ärmliche Anmaßung, immer selbst produciren zu wollen; man muß einem guten Einfall, er mag gefallen sein, wo er will, sein Recht und seine Ehre widerfahren lassen, man muß ihn aufbewahren und am passenden Orte citiren. Und dazu ist man berechtigt, sobald man mit seinen eigenen nicht zu viel Aufhebens macht."

„Ja," sagte Cäruleus, „Ruwald's Sammlerfleiß verdient großes Lob."

„Ich bin froh," fiel Ostjäck ein, „daß du den Spelz so abgeführt hast; der Bursche war mir immer widerwärtig mit seinem absurd-sarkastischen Gesicht, man merkte ihm an jedem Zuge an, daß er nicht zu uns gehörte. Du hast ganz recht gesagt, er kam nur, um Einiges bei uns aufzufangen und abzugucken. Eigentlich sollte ich jetzt, um den unangenehmen Eindruck dieses Vorfalls zu verwischen, eine Rede kommandiren, und zwar über den Philister im Allgemeinen, aber ich möchte keinen durch ein so ausgeschöpftes Thema in Verlegenheit bringen, denn was kann man von dem Philister in der Kürze andres sagen, als er sitze, wie es in dem tollen Liede heißt:

‚Im Schatten kühler Denkungsart,
Wo Liebe sich mit Zwiebeln paart,'

und zudem fürchte ich, wenn ich das Schwert jetzt aus der Hand gäbe, so möchte es sich im Lauf des Tages noch einmal wider mich kehren."

Ruwald ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und summte ein Lied vor sich hin, der Auftritt mit Spelz hatte ihn ein wenig verstimmt. „Seht einmal," rief einer aus der Gesellschaft, „die ungeheuren Stelzen, auf denen unser Freund einherschreitet! Ist es nicht, als wollte er den Olymp stürmen?"

„Nein," erwiderte Ruwald:

‚Es sind zwei lange Pilgerstäbe,
Auf denen ich durch's Leben strebe.'

„Doch bin ich froh, wenn ich auf dieser Pilgerschaft zuweilen von einem süßen Feigenbaum einige Erfrischung holen kann.“ — Mit diesen Worten faßte er die hübsche Kellnerin, die eben an ihm vorbeikam, unter dem Kinn und zwang ihr einen Kuß auf; dann wischte er sich den Mund und sprach pathetisch: „Solche Früchte, reif und süß, möchte man wohl an einem Tage genießen, den man unter die schönsten seines Lebens zu zählen sich für berechtigt halten dürfte.“

„Pfui, Ruwald,“ rief Cäruleus, „ich sehe dich sträflich an!“ Dieser Ausdruck zog ein großes Gelächter nach sich; er war der ältern Gerichtssprache entnommen, in der es zuweilen heißt: ‚und soll Inkulpat um ein Pfund Heller sträflich angesehen werden.‘

„Sei mir nicht prüde, Cäruleus!“ entgegnete Ruwald, „du weißt, ohne Parodiren kann ich nicht leben, und ich behaupte, was keine Parodie aushält, ist auch nicht viel werth. Probire an Göthe herum, so viel du willst: du kannst manchen hübschen Spaß mit ihm machen, aber keinen, wobei dem Original ein Leid geschähe. Die ächte Pietät ist ein unbefangenes Kind, das seinen Vater im Muthwillen auch hie und da am Barte zu zupfen wagt.“

Paul, der die ganze Zeit über schweigend und nur als halber Zuhörer dagesessen hatte, schien wenig Vergnügen bei diesem Auftritt zu empfinden. Er schlug heftig an sein Glas und fragte, was er schuldig sei. Die geschmeidige Kellnerin, welche seine üble Laune der Eifersucht zuschrieb, schlüpfte lacertenartig zu ihm hinüber und blieb ihm, während er bezahlte, mit der gewinnendsten Freundlichkeit zur Seite. Eben wollte er sie kalt und verächtlich abfertigen, da rief Ostjäck: „Ei seht doch! das hübsche Mädchen läßt sich auch wieder am Fenster sehen!“ — Ruwald lachte: „Wir sind eigentlich reiche Leute,“ sagte er, „auch das schöne Kind da drüben lebt von uns, nämlich vom Aerger und der Mißbilligung unseres zügellosen Lebens.“ — Paul warf das Geld auf den Tisch, stieß in der Eile ein paar Stühle um und war verschwunden.

„Exiit, excessit, evasit, erupit, echapsit," sagte Ostjäck, indem er ihm verwundert nachblickte.

„Wer ist denn eigentlich der junge Mann?" fragte Ruwald, „und was thut er jeden Vormittag hier? Er ist mir schon einige Male aufgefallen."

Keiner wußte Bescheid zu geben, bis Cäruleus versetzte: „Ich finde gar nichts Räthselhaftes in diesem bescheidenen Zuhörer. Solltet Ihr wirklich nicht errathen können, warum wir so oft mit ihm zusammentreffen? Wir wollen ihn das nächste Mal einladen, zu uns zu sitzen."

„Du glaubst also, er komme unsertwegen?" fragte Ruwald mit einem ruhigen Tone, hinter dem er seine Bosheit verbarg.

„Und warum denn nicht," erwiderte Cäruleus naiv, „sind wir denn so gar uninteressante Leute —"

Das Gelächter seiner Freunde unterbrach ihn. „O Eitelkeit," rief Ruwald, „deine Name ist Cäruleus! Dieser würdige Jüngling hier meint sich beständig von einer unsichtbaren Galerie umgeben, welche begierig sei, seine weisen Lehren, seine geistreichen Worte zu erhaschen, und wenn er zufällig an einem Wirthstische mit einem Fremden zusammentrifft, so glaubt er, dieser habe sich ausdrücklich seinetwegen aufgemacht, was dann dem Fremden sehr zu Gute kommt, weil sich unser Freund in allen erdenklichen Höflichkeiten gegen ihn überbietet."

„Ich darf doch — ich habe —"

„Du hast deine Pflicht gethan," fiel Ruwald ein, „du hast in deinem Berufe gearbeitet, und Niemand soll dich darum schelten; bist du nicht der angestellte Privatdocent der Hypothesen und sonderbaren Vorstellungen? Du hast unsere Meinung von dir gerechtfertigt und uns eine sehr ergötzliche Hypothese zum Besten gegeben. Ich möchte aber doch wissen, was eigentlich von der Sache zu halten wäre." — Er rief der Kellnerin und fragte: „Mein schönes Kind, berichte mich, wer ist das junge Milchgesicht?"

„Er ist Schreiber beim Oberamtsgericht und studirt daneben den Jura —"

„Gut gegeben! Aber was thut denn der Kielhase täglich im Wirthshaus zu einer Zeit, wo sich nur Tag- und Nachtdiebe, wie unser eins, drin blicken lassen?"

„Rathen Sie 'mal!" rief das Mädchen und hüpfte kichernd fort.

„Schon wieder eine Hypothese," sagte Ostjäck, „die meint, er komme ihretwegen, das ist klar."

„Aber nicht wahrscheinlich," entgegnete Ruwald, „der Mensch fängt mir jetzt in der That interessant zu werden an, und da ich kein Geheimniß leiden kann, so beauftrage ich unsern Privatdocenten hier, das nächste Mal eine erkleckliche Hypothese über diesen Vormittagskunden, diesen unheimlichen Gast, oder wie ihr ihn heißen wollt, mitzubringen."

„Da hätt' ich viel zu thun," brummte Cäruleus verdrießlich, „laßt mich in Ruhe mit dem Burschen, was wird's denn weiter sein? Er hat einen schlechten Magen und will sich stärken, daß ihm der Fleiß nicht zu sehr schadet."

„Wieder eine," lachte Ruwald, „auf diese Art werden wir heute reich und können zuletzt noch einen Beitrag zu den neuesten Erklärungen der Apokalypse geben. So viel übrigens die letzte Vermuthung für sich hat, so reicht sie mir doch nicht ganz aus, denn ein gewisses Vorgefühl, das mich noch nie getäuscht hat, sagt mir, daß an dieser Erscheinung etwas Wundersames ist: es schwebt eine romantische Atmosphäre um dieses milchbärtige Gesicht."

„Nun, da seh' Einer zu," rief Cäruleus und stieß ein schallendes Gelächter aus, „der hat Ursache, mich der Phantasterei zu bezüchtigen! Gibt es einen traurigeren Aberglauben, einen krasseren Mysticismus, als wenn man einen Menschen romantisch finden will, der die personificirte Brodwissenschaft ist?"

„Ich sehe auch nichts Romantisches an ihm," sagte Ostjäck, „und begreife nicht, was Ruwald in dieser unschädlichen Physiognomie für Geister schauen will: ein alltägliches blondes Haar, höchst nichtssagende blaue Augen, eine zwar große, aber doch unbedeutende Nase, gedankenlose rothe Backen —"

„Ein Mund," fiel Cäruleus ein, „auf dem nichts geschrieben steht als drei und zwei ist fünfe und schaffet, daß ihr nicht durch's Examen fallet, mit Furcht und Zittern!"

„Es ist einer von denen," rief ein anderer, „welche, wie Röthling zu sagen pflegte, in einer Schreibstube empfangen und an einem Posttage geboren sind."

„Mit Einem Wort," sagte Cäruleus, „es ist der Universitätstypus. Ihre Zahl ist Legion, und ihnen ist's wohl. Das nimmt nun so gräßlich überhand, daß ich mit Nächstem, um den Grimm loszuwerden, ein Epos verfertigen will, dessen Held der aus dem Virgil rühmlichst bekannte Labor improbus sein soll."

„Der Labor improbus!" rief Ostjäck, „da wär' ich doch begierig, was du mit dem anfangen würdest. Ist's denn eine Person?"

„Freilich, aber das ganze Epos geht darauf hinaus, zu beweisen, daß er keine ist."

„Das läßt sich hören," sagte Ruwald, „du machst mich begierig, theil' uns von seinem Leben, Thaten und Sterben etwas mit."

„Die erste Stanze ist schon geschrieben," hub Cäruleus an, „sie lautet folgender Maßen:

.Als Gott der Herr, den Menschenkloß beseelend,
Sogleich prädestinirend sich erwies,
Den einen Theil der Seelen in das Elend,
In schwarze Nacht und ew'ge Qualen stieß,
Den andern zum pour le mérite erwählend,
Zu einem Freibillet in's Paradies,
Hat in Adami lumbis schon gegohren
Der Keim, aus welchem unser Held geboren.'

„Seine Entstehung ist jedoch mythisch, von seinem Vater und seiner Mutter weiß man nichts, man vermuthet, er habe gar keine Eltern gehabt, und unter verschiedenen Sagen ist diejenige die wahrscheinlichste, welche angibt, daß er, um das Licht der Welt zu erblicken, habe nachgedruckt werden müssen. Dann kommt er in eine Homunculus-Fabrik. Aus dieser

geht er, als Mensch gestaltet, hervor. Des Verlassenen, Heimathlosen, nimmt sich der alte Nicolai an, weil er ihn für einen sehr hoffnungsvollen jungen Menschen erkennt. An seinem Tauftage, denn, wie gesagt, einen Geburtstag hat er nicht, errichtet Nicolai, wie man sonst bei solchen Gelegenheiten Bäume zu pflanzen pflegt, die allgemeine deutsche Bibliothek.

.Vorahnend in der Taufe heiligem Guß
Ward er geheißen Labor improbus.'

„Wie er größer wird, thut ihn Nicolai in die Schule zu seinem vertrauten Freunde, dem Präceptor Erbsenschrot, der wegen seiner pädagogischen Gewandtheit weit und breit berühmt ist. Aber keine Doktrin will bei ihm anschlagen, er ist und bleibt ein papierener Wisch. Nachdem sich der Lehrer alle erdenkliche Mühe vergebens mit ihm gegeben hat, geräth er auf den Gedanken, den Nürnberger Trichter anzuschaffen. Hier nun tritt die Maschinerie der obern und untern Welt ins Spiel, die Theo- und Dämonophanien beginnen. Nämlich bei der Prädestination war der Labor improbus ein für allemal unter die Verworfenen, Thedel aber, der Sohn des Präceptors Erbsenschrot, ein junges Genie, unter die Erwählten geschrieben worden. Deswegen bietet der Himmel allem auf, den Präceptor Erbsenschrot vom Nürnberger Trichter ferne zu halten, während die Hölle sich auf des Präceptors Seite schlägt, weil sie dem Himmel einen Possen spielen und zugleich statt des papierenen Helden den jungen Thedel, der einige Neigung zum Leichtsinn verräth, als einen lustigen Kumpan zu gewinnen wünscht. Es entspinnt sich daher ein großer Kampf um die Stadt Nürnberg, wie einst um Troja, und Erbsenschrot, der ganz unbefangen daselbst angekommen ist, um die Sache wie ein anderes Geschäft abzumachen, findet zu seinem großen Erstaunen seine harmlosen Wege von Engeln und Teufeln durchkreuzt. Auch der Nürnberger Senat ist unter seinen Gegnern: ein altes Orakel nämlich knüpft das Heil der Stadt an das Dasein des Trichters, und der Senat hat weislich beschlossen, um aller Gefahr vorzubeugen, sogar

die Existenz des Talismans zu verhehlen. Dies ist jedoch nicht gelungen: Märchen, die kleine Schwätzerin, hat etwas von der Sache ausgebracht, und man munkelt im Volk allerlei von dem seltsamen Zauberschatz. Erbsenschrot begehrt in einer feierlichen Rede (ich werde bei dieser Gelegenheit lateinische Stanzen schreiben) den Trichter auf dem Rathhause und verspricht ein bedeutendes Miethgeld und ehrliche Zurückgabe, erhält aber die lachende Antwort, man wisse nichts von einem solchen Trichter und sei derselbe ein abgeschmacktes Märchen, das heut zu Tage kein Vernünftiger mehr glaube. Präceptor Erbsenschrot ist ein zu aufgeklärter Mann, als daß er sich durch diese Finte hinter's Licht führen ließe, und beschließt nun, des Kleinods durch List habhaft zu werden, weiß aber nicht wie. In dieser Noth erscheint ihm der Teufel unverhohlen, hat zuerst große Mühe, ihm seine Realität zu demonstriren, und erbietet sich ihm sodann zum Bundesgenossen, unter der Bedingung, daß er ihm seinen Sohn Thedel verschreibe. Präceptor Erbsenschrot ist sehr geneigt hiezu, weil er Thedel im Verdachte hat, nicht sein leiblicher Sohn zu sein. Diesen Argwohn benützt Satan sogleich und beschwört einen verstorbenen Lieutenant aus der Hölle, welcher den Präceptor versichert, Thedel sei sein, des Lieutenants, Kind und rühre von einem Durchmarsch in den Kriegsjahren her. Der erbitterte Erbsenschrot geht unverzüglich den Kontrakt ein, und sie beginnen ihre Operationen. Augustinus aber, dessen Ehre hier am meisten auf dem Spiele steht, versammelt sogleich den ganzen Himmel und verkündet, das doppelte Princip der Prädestination sei gefährdet. Einige der Himmlischen sind nicht gut auf Thedel zu sprechen, er habe, heißt es, unverkennbare Anlagen zur Liederlichkeit, aber Augustin versichert, dies sei die Eigenschaft jedes Genies, und liest ihnen seine Confessionen vor, mit deren Uebersetzung ich einen Gesang anfüllen würde. Hierauf werden die himmlischen Maßregeln beschlossen. Die Stadt Nürnberg bewahrt seit uralter Zeit ihren Trichter im Rathskeller, wo er hinter einem leeren Fasse hängt und einem alten Küper, dessen Haupteigenschaften Wachsamkeit und Mäßigkeit sein müssen, anvertraut ist. Dem

gegenwärtigen Würdenträger dieser Dynastie — Schmalhans ist sein Name — gesellt nun der Himmel den großen Christoph als Amtsgenossen bei und unterrichtet zugleich den Stadtrath von der drohenden Gefahr. Lucifer aber, der Gott der Hitze, des Durstes und der weinglühenden Nasen, facht in Schmalhansens Leber eine unauslöschliche Flamme an: da derselbe kein Wasser trinken mag, zieht er die edlen Rathsweine in's Gespräch, wobei ihm der große Christoph, ein guter Gesell, aus Leibeskräften behülflich ist. So schlafen sie einsmals beide ein, die höllischen Spione thun es kund, und ein heller Haufen von Teufeln schleicht herein. Schon hat einer seinen langen Schweif durch das Oehr des Trichters gesteckt, um ihn herunterzuschnellen, da erwacht der große Christoph von dem höllischen Geruche, reibt sich die Augen aus, schüttelt den Dusel ab, tritt dem Diebe den Schwanz vom Leib und jagt die andern in die Flucht. Hierauf beschließt der Himmel und der Stadtrath in gemeinschaftlicher Sitzung, die beiden Wächter abzusetzen; der Stadtrath vertraut den Talismann der Tochter des alten Küpers, einem jungen Mädchen von großer Klugheit, und der Himmel gibt ihr seinerseits einen jungen Engel bei. Eins von beiden muß immer auf dem großen Fasse sitzen, hinter welchem der Trichter hängt. So geht es lange vortrefflich fort, und Präceptor Erbsenschrot will verzweifeln, bis endlich Asmodi der Küperstochter ihr Andachtsbüchlein entwendet und die Stunden der Andacht, mit Claurens Mimili durchschossen, dafür unterschiebt. Diese liest sie nun gemeinschaftlich mit dem Engel, sie saugen das Gift ein, und leider ist keine verriegelte Thüre dazwischen, um das Unglück abzuwenden. Zu spät werden sie von ihrem Gewissen aufgeschreckt und finden den Trichter nicht mehr. Die beiden armen Sünder werden exemplarisch bestraft, und Präceptor Erbsenschrot zieht triumphirend mit dem Trichter davon. Jetzt fängt der Held zu lernen an, er capirt zwar langsam, aber was er capirt, behält er fest, während Thedel mit einer reißenden Schnelligkeit lernt, um mit keiner kleinern alles wieder zu vergessen. Die Hölle macht jetzt ihre Rechte auf den Unglücklichen geltend, sie spielt ihm den Eulenspiegel und den Falstaff in die Hände: diese Bücher wandeln ihn plötzlich

um, er wird ein Humorist, und sein Unglück ist entschieden. Sein Vater enterbt ihn und adoptirt den Improbus. Thedel geht, von einem alten General unterstützt, auf die Universität, auch Improbus wird darauf vorbereitet, Nicolai und Erbsenschrot arbeiten unausgesetzt an seiner Bildung, so daß sie ihn bald mit Stolz zum Studenten der Philosophie machen können. Augustin ist in Verzweiflung, er weckt die gewaltigsten Geister, die sublimsten Gedanken wachsen aus dem Boden, und schon glaubt er unübersteigliche Schranken aufgerichtet zu haben, aber seine Feinde treiben eine Menge von Hähnen, Hühnern, Gänsen und Enten auf den Kampfplatz, welche die junge Gedankensaat aufpicken und gehörig verdaut wieder von sich geben; unser Held hat den glücklichen Instinkt, sich dieses Niederschlags zu bemächtigen und somit den ganzen Reichthum in sein Bewußtsein aufzunehmen. Thedel, mit dem er auf der Universität wieder zusammentrifft, wird überall von ihm ausgestochen, Improbus weiß über Alles mitzusprechen, und immer mit mehr Zusammenhang, mit größerer Klarheit. Von da an entbrennt ein tödtlicher Haß zwischen den beiden Brüdern. Augustin wendet seinen ganzen Grimm gegen Nicolai und schickt ihm die Frankfurter Jugend, später die Xenien und die romantische Komödie auf den Hals, aber vergebens, die Wunden sind nicht tödtlich und haben, wie bei gewissen Pflanzen, nur ein desto wucherndes Wachsthum zur Folge. Die allgemeine deutsche Bibliothek schwillt riesenmäßig an. Improbus geht, aus encyklopädischem Perfektionstrieb, sowie Thedel aus Unzufriedenheit, durch alle Facultäten durch und erringt überall die Palme. Ich kann dies nur andeuten, das Epos muß natürlich hier sehr ausführlich werden. In der Theologie hat er erstaunlichen Succeß, die Pietisten, welche mit großer Tapferkeit gegen ihn kämpfen, versöhnt er durch eine Dissertation über die Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft. Thedel ist indeß immer unzufriedener und zuletzt ein Demagoge geworden, bei den landständischen Wahlen findet er in seinem Stiefbruder seinen Nebenbuhler. Es entsteht ein hartnäckiger Kampf, die Stimmen sind getheilt, es ist eine ungeheure Aufregung im Volke. Obere und untere

Gottheiten mischen sich in Masse darein, wie beim Nürnberger Kriege, zuletzt aber gewinnt die Hölle wieder den Sieg, indem sie bei der Virilabstimmung der Schneiderzunft einen verkappten Bock einschwärzt und hiedurch eine Stimme mehr erhält. Thedel erfährt dies durch Augustin und macht es öffentlich bekannt, wird aber als Verleumder, Ehrabschneider und Demagog auf die Festung gesetzt. Augustin zieht sich von den Begebenheiten zurück. Improbus nimmt nun seinen Sitz auf dem Landtag ein und stimmt immer mit dem besten Gewissen und aus innigster Ueberzeugung, aber die Oppositionsjournale spielen ihm arg mit, sie behandeln ihn blos als ein Abstraktum und nennen ihn die constitutionelle Illusion. Beim Schlusse des Landtags wird ihm wegen seiner patriotischen Verdienste eine mühsame, aber ehrenvolle Richterstelle auf der Gränze des Reichs ertheilt, wo er seinen Bruder wieder findet und die Katastrophe dieser Feindschaft eintritt. Thedel nämlich ist indessen von der Festung entflohen und hat sich, mit der Menschheit zerfallen, gereizt durch ‚der Zeiten Spott und Geißel, des Mächt'gen Druck, den Uebermuth der Aemter', an die Spitze einer Schaar von Gleichgesinnten gestellt, die in diesen Gränzgebirgen haust. Hier werde ich eine wehmüthige Episode einflechten: Thedel hat seine Geliebte, Perdita, mitgebracht, und es gibt ein tragisch-idyllisches Bild, wie das Reinmenschliche, aus den Städten und Wohnungen der Menschen vertrieben, in diesen Waldklüften verborgen blüht. — Der Held leistet in der Verfolgung der Geächteten das Unmögliche: da er die Bedürfnisse gewöhnlicher Menschen nicht kennt und sich Schlaf und Nahrung abbrechen kann, so jagt er Tag und Nacht in den Bergen und hetzt seine Feinde wie wilde Thiere. Diese aber bestehen ihn auf's Mannhafteste, alle seine Bemühungen sind fruchtlos, bis er endlich zur List seine Zuflucht nimmt. Ein Abkömmling eines Ablegers der allgemeinen deutschen Bibliothek schleicht sich bei dem Hauptmann ein, gewinnt sein ganzes Vertrauen und verräth ihn im entscheidenden Augenblick. Die Geächteten müssen ihren letzten Schlupfwinkel vertheidigen, Perdita stirbt im Gefecht, und Thedel wird gefangen. Improbus

führt einen unsterblichen Kriminal-Prozeß, worin Thedel zum Tode verurtheilt wird. Er gibt sich ruhig in sein Schicksal, aber der Henker bekommt einen solchen Respekt vor ihm, daß er sich unfähig zur Vollstreckung des Urtheils erklärt. Da wirft sich der Held den rothen Mantel um, bindet eine Maske vor und übernimmt im Pflicht- und Amtseifer, wie der Henker Karl's des Ersten, selbst das Amt des Nachrichters. Nach Thedel's Tode bricht die Rache herein. Eine kleine Schaar, die bei Thedels Niederlage entronnen ist, überfällt den Helden bei Nacht und spricht ihm sein Urtheil, aber die Todesart setzt sie in große Verlegenheit: sie stechen ihn, sie hauen ihn, sie sieden ihn, sie braten ihn, es hilft alles nichts, er bleibt ganz und spottet ihrer vergeblichen Versuche. Nun erscheint Thedel's Geist, belehrt sie, daß er kein eigentliches Individuum sei, und gibt ihnen die nöthigen Mittel zu seiner Vernichtung an. Zuerst gebietet er ihnen, Glaubersalz zu sich zu nehmen, und ist sehr geschäftig, solches in hinreichender Quantität herbeizuschaffen.

.Denn in dem Salz von Glauber,
Sprach Thedel's Geist, da steckt der ganze Zauber.'

Sie bedienen sich der Arznei, und so wie sie die Wirkung derselben verspüren, reißen sie ihren Feind in Fetzen und gebrauchen ihn, wie man Makulatur zu gebrauchen pflegt. Hiemit ist jede Spur unsres Helden von der Erde vertilgt, nun aber beginnt seine Apotheose. Das Princip der Prädestination ist überwältigt, er hat alle göttlichen und menschlichen Gesetze erfüllt, und die Gerechtigkeit kann ihm den Platz im Himmel nicht vorenthalten. Es gibt zwar starke Debatten, und Augustinus hält eine Zornrede, welche er beschließt:

.Ja, wär's für einen Kirchenvater schicklich,
Zur Hölle reist' ich nieder augenblicklich!'

aber sein Grimm ist vergeblich, unser Held hat gesiegt und den Himmel aller Fügung zuwider mit stürmender Hand erobert. Was kümmert es ihn, daß sich die ganze Himmelsbürgerschaft von ihm zurückzieht! Die Erzväter, wenn sie ihm

begegnen, spucken in ihre langen Bärte, am himmlischen Mahle darf er nicht unmittelbar theilnehmen, sondern muß in einer Ecke des Saals an einem sogenannten Katzentischchen sitzen, dort aber sitzt er mit stillem Selbstgefühl, seines Triumphes sich bewußt! — Thedel ist indeß in die Hölle gekommen, an deren Pforte er mit festlichem Jubel empfangen wird. Mephistopheles kommt ihm entgegen und führt ihn an einen Tisch, wo Faust und Hamlet präsidiren, Falstaff führt die Unterhaltung, woran Thedel, neben Perdita sitzend, vergnüglich Antheil nimmt, Shakspeare, der im Himmel unbeschränkte poetische Licenz genießt, kommt zuweilen an einem Feiertag herunter und thut sich gütlich in dem lustigen Kreis."

Cäruleus schwieg. Die Gesellschaft äußerte eine schüchterne Theilnahme, und Ruwald sprach: „Das Ding ist eigentlich ‚incommensurabel' und ich kann dir im Augenblick nichts darüber sagen, nur befürchte ich, du werdest übel damit ankommen, denn man wird etwas vom Giovine darin finden wollen, und es läutet ja immer noch von Zeit zu Zeit die alte Türkenglocke gegen das junge Deutschland."

Ostjäck sagte: „Das gibt ja eine Epopöe in aller Form Rechtens, ganz auf die antike Art zugeschnitten, mit Göttern und Heroen bevölkert und noch obendrein mit Teufeln bereichert; du kannst, wie Homer, zwei große Abtheilungen daraus machen und die erste, den Nürnbergischen Krieg, die Ilias, und die andere die Odyssee nennen.

„Es ist mir aber nicht bange um dich," fuhr Ruwald fort, „denn ich bin fest überzeugt, du hast nicht den Muth und Fleiß, dich an eine so langwierige Arbeit zu machen."

Cäruleus ärgerte sich insgeheim sehr über diese Aeußerung, überhaupt bemerken wir, daß die beiden Freunde immer leise gegen einander im Harnisch sind; woher dieß kommt, wüßten wir nicht zu sagen, vielleicht vom gegenseitigen Recensiren, was freilich immer ein Uebelstand bleibt; übrigens können wir versichern, daß es nur eine vorübergehende Stimmung ist und nicht tief geht.

„Auch ist es mir in gewissem Betrachte lieb," sprach Ruwald weiter, „wenn dein Plan nicht zur Ausführung

kommt, denn wo du deinen Helden die Universität beziehen und die Facultäten durchwandern lässest, da würde ich auf sehr bedenkliche Stellen, auf eine große Menge verhaltener Parlamentsreden zu stoßen fürchten."

„Was hast du denn nur mit den Universitäten?" rief Cäruleus bitter, „willst du denn, ich soll einen Hymnus auf sie schreiben?"

„Nein, das verlang' ich nicht, aber was ich verlange, ist, daß du deinen tödtlichen Haß aufgeben sollst. Ich leugne ja nicht die Mangelhaftigkeit, aber sie ist in allen menschlichen Einrichtungen zu finden, und hier bedrängt sie dich nur deßwegen am meisten, weil du sie am nächsten hast. Du findest auf den Universitäten doch noch das echteste Leben —"

„Schönes Leben, ja!"

„Du mußt auch den indirekten Nutzen berechnen: du bist hergekommen, um zu lernen, und hast leben gelernt. Was hättest du denn in dem Landstädtchen, wo du geboren bist, für Gesellschaft gefunden? Mein Sohn, das sage mir!"

„O!" fiel Ostjäck ein.

„In jedem Lande," fuhr Ruwald fort, „ist die Universität das Haupt des intellektuellen Leibes —"

„Ja, das caput mortuum!" rief Cäruleus. „Geh, sei mir stille von den Universitäten, ich will nichts davon hören, ihre Uhr hat ausgeschlagen, sie sind rotten boroughs. Wenn irgendwo noch ein Leben zu hoffen ist, so ist es in der Literatur, von welcher, glaub' ich, die Universitäten ausgegangen sind und in die sie wieder übergehen müssen."

„Die Literatur! das geht mir durch Mark und Bein, ich höre sie schon kratzen und schrillen, die tausend und aber tausend Federn; ich zweifle, ob meine Nerven das aushalten würden."

„Man klagt, es werde zu viel geschrieben. Im Gegentheil, es muß noch zwanzigmal mehr geschrieben werden, wenn's recht werden soll. Fünfzehnjährige Knaben sollen schreiben und überhaupt, wer einen Gedanken im Kopfe hat! Begreiflich wird dann Niemand Meisterstücke von ihnen verlangen, sondern es sollen Uebungen sein, sie sollen ihre Bildung durch's

Schreiben und durch Zurechtweisung erlangen. Die Typographie beginnt sich in Schönheit und Schnelligkeit so sehr zu vervollkommnen, daß bald Niemand mehr etwas Geschriebenes lesen wollen und der Setzer allein zu diesem Unglück verdammt sein wird. Der ganze Unterschied ist dann der, daß die Schüler ihre Aufsätze den Lehrern gedruckt überreichen."

„Und die Kritiker sollen Schulmeister oder die Schulmeister Kritiker werden?"

„Ganz recht! Zum Theil ist's auch schon der Fall —"

„O weh! das gäbe einen polnischen Reichstag, da würde Jeder Schulmeister und Keiner Schüler sein wollen, das gäbe ein Geschrei, ein Beißen, ein Kratzen —"

„Lieber Freund, sieh dich um: du beschreibst keine Zukunft, so ist es bereits. Wenn aber die Sache in die gehörige Richtung gebracht würde, so kämen die Rechten bald, welche die Anstalt zu Ehren bringen würden. Ich weiß Leute, die sehr gut schreiben könnten, und keine Feder anrühren. Locken wir diese aus ihrem Versteck hervor und machen sie, wie den Cincinnatus, zu Diktatoren! — Auf diese Art bekämen wir wieder ein Universitätsleben, und zwar ein öffentliches, wie es auch zu Anfang war. Unbrauchbare Köpfe, deren so viele auf die Universitäten geschickt werden, weil sie Geld haben, würden sich bald zurückziehen, und wenn einmal Einem Unrecht geschähe, so würde darum die Welt nicht untergehen: thut doch auch der beste Lehrer oft Unrecht, und die Oeffentlichkeit des Verfahrens würde das Unrecht sehr beschränken. Den einzigen Nutzen, den wir von der Universität haben, die materielle Beförderung unseres Zusammentreffens, würden wir auch nicht entbehrt haben: in der Literatur kennt sich bald heraus, was zusammentaugt. Und dann versteht sich von selbst, daß ich auch ein örtliches Beisammensein postulire: der Betrieb, die Unterhandlung ruft die Betheiligten zusammen, die Hörsäle bevölkern sich mit Druckerpressen, es bilden sich geistige Landsmannschaften, und das Publikum bezahlt der Jugend durch den Buchhandel ihre Studirkosten, das ist recht und billig."

„So spricht das Recht und das Gesetz Venedigs!“ rief Ruwald unter lautem Gelächter der Gesellschaft über den Ernst und die Heftigkeit, womit Cäruleus seine ideale Republik geweissagt hatte. Natürlich erlitt er großen Widerspruch und gerieth mit Ruwald in eine hitzige Disputation, worin beide eine Eigenschaft, die ihnen gemeinsam war, zur Belustigung der andern entwickelten. Sie hatten nämlich die Untugend des Tabakschnupfens sich angewöhnt, der sie hinter dem Weinglase mehr als sonst irgendwo zur Beute wurden. Man konnte darauf zählen, daß, wenn ihre Köpfe sich etwas erwärmten, die Dosen in immer lebhaftere Bewegung geriethen, und dann folgten sich in immer kürzern Zwischenräumen gewisse Explosionen, womit sie einzelne Körner des Tabaks, die ihnen zu tief in die Nase gekommen waren, wieder hervorzustoßen suchten, und welche ich, um bezeichnend zu sein, nicht anders als mit dem Worte Knuren benennen kann. So sitzen sie sich denn mit Feuerblicken gegenüber, zwischen ihnen liegt die intellektuelle Frage des Jahrhunderts, diese kneten sie im heftigsten Streite hin und her und trinken, schnupfen und knuren ohne Unterlaß. Wir wollen uns die Gruppe noch einmal ansehen und dann den Vorhang drüber fallen lassen. — So. —

Einige Tage nach diesen Begebenheiten wurde das Maienfest gehalten. Eine lange Allee, die sich, durch den Fluß von ihr getrennt, neben der Universitätsstadt hinzog, war mit Tischen und Bänken besetzt, in deren Mitte ein blumenbekränzter Altar stand. An diesem predigte ein Geistlicher den Kindern und Erwachsenen von der Güte des Herrn und der „ernstheitern Bedeutung“ dieses Tages, nicht ohne vielen Schweiß zu vergießen, denn die Sonne schien mit voller Kraft auf die Versammlung herab. Sodann trug ein junger Lehrer ein Gedicht vor, das er auf dieses Fest verfaßt hatte, und als dies vorüber war, zogen die Kinder unter Anführung der Lehrer, die Knaben bunt, die Mädchen weiß gekleidet, alle mit Blumenkränzen geschmückt und Maienlieder singend, an eine große Tafel, wo sie mit einem eigenthümlichen Gebäck aus aufgequollenem Butterteige gespeist wurden.

Auch die Erwachsenen ließen sich nieder, man packte die mitgebrachten Kuchen und Weinflaschen aus und bewirthete sich gegenseitig. Bald erhob sich ein gemischtes Geräusch: an der langen Tafel jauchzten die Kinder; hier saßen an einem Tische zwei Kaufleute und unterhielten sich über die Korn- und Weinpreise, nachdem sie einander vertraut hatten, es sei heute ein hübscher Tag, dort belehrte ein Professor einen Privatdocenten über die Irrthümer einer gegen ihn erschienenen Recension, deren Verfasser insgeheim eben jener Privatdocent war; an einem andern Tische saß eine Gesellschaft von Frauen, ein junger Referendär unterhielt sie, und sie brachen von Zeit zu Zeit in ein lustiges Gelächter aus. Daneben stand ein Tisch mit Studenten, welche aus ihren ungeheuren Biergläsern einander tapfer zutranken und durch ihre Trinklieder oft alles andere Geräusch übertäubten. Hinter ihnen hielt ein Bierwirth mit einem Wagen voll Fässer; Kellner und Kellnerinnen rannten mit großem Getöse durcheinander.

Paul ging nachdenklich die Allee entlang, seine Blicke schweiften unstät über die bunte Verwirrung hin: eine tiefe Röthe bedeckte seine Wangen, als er Emilien bei den beiden Kaufleuten erblickte, welche über die Korn- und Weinpreise sprachen und von denen der eine ihr Vater war. Jetzt wurde sie ihn ebenfalls gewahr, ihr hübsches Gesicht nahm einen höchst verwerfenden Ausdruck an, und sie wandte sich mit einer schnellen Frage zu ihrem Vater.

In diesem Augenblicke kam die Gesellschaft vorbei, die sich die schlechte nannte; sie schlenderten Arm in Arm umher, um sich an dieser „Vorjerfreide", wie Ruwald das Fest betitelte, zu belustigen. „Das summt wie eine Schachtel Maienkäfer," sagte Ostjäck. „Ach," seufzte Ruwald, indem er auf die Kleinen blickte, welche hier allein noch ein wiewohl ebenfalls schwaches Talent zum Lebensgenusse blicken ließen:

„Es beugt der Schmerz des Lebens
Die Balken auf dem Dach."

Cäruleus kam spionirend hinten drein, er hatte das Mienenspiel der beiden guten Kinder entdeckt, lächelte pfiffig, ver-

suchte seinen kleinen Schnurrbart zu drehen, was ihm jedoch nicht gelang, und folgte den andern. —

Paul ging trübselig nach Hause und verbrachte eine unruhige Nacht. Am andern Morgen, als die gewohnte Stunde herangekommen war, bestand er einen schweren Kampf: sein Verstand suchte ihn vom Besuch des Wirthshauses abzuhalten, denn er hatte deutlich in Emiliens Augen gelesen, aber sein Herz zog ihn unwiderstehlich hin. Auch befürchtete er, die schlechte Gesellschaft dort zu finden, und wäre namentlich mit Cäruleus ungern zusammengetroffen, denn die Liebe schärft das Gesicht und macht, daß man nach entgegengesetzten Seiten zugleich hinsehen kann: so war denn unser junger Freund sich deutlich bewußt, nicht mehr allein im Besitze seines Geheimnisses zu sein; aber die Liebe macht auch blind — er vergaß alle diese Hindernisse, er bedachte nicht, daß der Rest, den er in seinen Kollegien machte, immer höher anwuchs, er erwog nicht, daß seine Geldkasse, die ihm der strenge Vater nicht übermäßig gefüllt hatte, in Folge seiner unrechtmäßigen Ausgaben immer schwindsüchtiger wurde, die Liebe, diese „Sonne des Gemüths", wie Dr. Drudenfuß sie in einer seiner Vorlesungen benannte, hatte dem unter ihrem Aequator Befindlichen die Sehkraft völlig versengt, und er stürzte sich in's Wirthshaus auf Leben und Sterben.

Seine Ahnung trog ihn nicht: die schlechte Gesellschaft war in Pleno beisammen, sie hatte gestern das Rad auf eine Weise stehen lassen, daß es sich heute von selbst wieder in Bewegung setzte. Eben als Paul eintrat, sangen sie das großartigste aller Trinklieder, das klassische Mihi est propositum, von Gualterus de Mapes. Ruwald bemerkte den Eintretenden sogleich und flüsterte zu Cäruleus: „Wie steht's mit der Hypothese?" — „Wird sich produciren, wenn's an der Zeit ist," warf dieser hin, sehr ärgerlich, daß er im Singen unterbrochen worden war. Gegen den Schluß des Liedes erheitert sich sein Gesicht wieder, ich sehe ihm an, er will eine Rede über dasselbe halten, das soll er mir aber nicht, denn ich kann es nicht leiden, wenn einer, dem die letzte Note eines Liedes noch in der Kehle schwirrt, schon wieder ansetzt,

um darüber zu predigen, und überdieß muß ich gestehen, daß ich bei der Redseligkeit dieser Leute einen gewissen Neid empfinde; es ist mir zu Muthe, als säße ich auch unter ihnen, aber sie ließen mich nicht zu Worte kommen und ich hätte weiter nichts als das verdrießliche Geschäft, nachher hinzusitzen und ihre Einfälle auf's Papier zu bringen. Es geht mir wie dem wackern Schmelzle, der sich in der Kirche immer gedrungen fühlte, gegen die Kanzel hinaufzurufen: „Herr Pfarrer, ich bin auch da!" Ich falle also dem Redner, der bereits den Mund offen hat, in's Wort und nehme seinen Gegenstand frischweg für mich in Beschlag.

Ich habe das Lied Mihi est propositum ein klassisches genannt, und es verdient diesen Namen nicht blos wegen der Ausdrücke Bacchus, Phœbus, Præsul, Naso, sondern überhaupt wegen der antiken Weltanschauung, von welcher es durchdrungen ist. Es ruht noch ganz auf der einfachen Unmittelbarkeit des Glaubens, es hat keine Spur von Wissen, Reflexion, Zerrissenheit. Nicht als ob ihm die Idee fehlte, aber sie ist als einfache Ueberzeugung, als unmittelbare Maxime ausgesprochen: dieser Grundgedanke ist nämlich der, daß alles menschliche Denken und Dichten nicht ohne den Wein bestehen könne, vielmehr nur aus ihm hervorgehe, wie die markigen Worte besagen:

.Poculis accenditur
Animi lucerna.'

Nur im Grunde voller Becher, meint der treffliche Mönch Gualterus, ruhe die Poesie: wenn ihm der Wein zu Kopfe steige, so reiche der größte Dichter nicht mehr an ihn:

.Quum in arce cerebri
Bacchus dominatur,
In me Phœbus irruit
Ac miranda fatur!

Nihil valet penitus,
Quod jejunus scribo:
Naso, te post calices
Carmine præibo!'

Diese Idee fehlt zwar auch der modernen Weltanschauung nicht, und ich kenne einen Poeten, der mir einst eine große Wirthsrechnung mit Goethe's Worten vorwies: „Ich, ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt." Aber einerseits wird dieser Gedanke nicht so fundamental ausgesprochen, andererseits unterliegt er der Unwahrheit, denn in Berlin sind schon trunkene Weinlieder hinter einem Glase Wasser verfertigt worden, und die Kritik mag sagen, was sie will, ein guter Weinkenner wird es diesen Liedern, so schön sie auch sein mögen, anmerken: sie funkeln wohl, aber sie haben keinen Duft, keine Blume. — Durch wie viele Vorstellungen und Reflexionen muß ein neuerer Weindichter hindurchgehen, bis er bei einem erklecklichen Satze stehen bleiben kann! Aber unser Gualterus sagt seine Philosophie nur so unbefangen hin, als ob er gar nicht darüber nachgedacht hätte: Kopfbrechen hat ihm sein Lied gewiß keines gekostet, trotz der vollendeten Form. Manche neuere Weindichter polemisiren ein Langes und Breites gegen das Wasser, einer sogar, den ich für einen heimlichen Mystiker halte, sucht den Grund der jedem ächten Trinker gebührenden Wasserscheu darin, daß die Welt unmittelbar vor der Erfindung des Weinbaus durch Wasser untergegangen sei:

‚Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind.'

Unser Dichter fühlt diesen Gegensatz ebenfalls, aber nur wieder unter der Form der Unmittelbarkeit: es kommt ihm nicht bei, darüber zu sinnen und zu grübeln, er versichert uns arglos und freundlich, ihm behage der Wein in der Taberne besser als der, den des Präful's Schenke mit Wasser gemischt habe. Punktum! Große Seele! — Er hat nur Einen Gedanken, den er mit aller Feierlichkeit des Glaubens ausspricht, nur Eine Leidenschaft beseelt ihn, die sich nach ihren verschiedenen Seiten als Lieb' und Haß manifestirt, als Liebe bis in den Tod:

‚Vinum sit appositum
Morientis ori!‘

und als Haß bis in den Tod:

‚Sitim et jejunium
Odi tanquam funus!‘

Aber bei all dieser Glaubenskraft, welche Toleranz, welche Liberalität! Er trägt es andern nicht nach, wenn sie nüchtern dichten können, er begnügt sich zu sagen:

‚Suum cuique proprium
Dat Natura munus.‘

Und der Verfasser war ein Mönch! während ein neuerer protestantischer Dichter in seiner Unduldsamkeit den Wassertrinker mit Fröschen, Kröten, Drachen, ja mit der ganzen Würmerschaft identificirt. — Daß unser Dichter gelegentlich auch das Essen besingt, diesen kindlichen Realismus darf man ihm nicht verargen. Seine Poesie fragt nichts darnach, was vornehm oder geringe sei. Ich führe zuletzt noch einen Zug an, der den Contrast seines Denkens gegen die moderne zerrissene Weltanschauung auf's deutlichste hervorhebt. Einer aus der Gesellschaft, in deren Mitte wir uns befinden, hat geträumt, er werde zur Strafe für sein lästerliches Trinken von Teufeln gepeinigt: aber wie lautet die Lehre von den letzten Dingen bei dem fröhlichen Gualterus? Er will in der Schenke, beim Wein oder, wie Bürger es etwas grob gegeben hat, vor dem Zapfen sterben, Engelchöre umschweben den verscheidenden Trinker und enden, während er sein brechendes Auge gen Himmel schlägt, mit der seligelächelnden Ironie:

‚Deus sit propitius
Huic potatori!‘

Wegen dieser unzerstörbaren Gläubigkeit könnte man sein Gedicht vorzugsweise auch das geistliche unter den Trinkliedern nennen: überdies war ja dieser frommste aller Trinker

ein Mönch, und auch die Melodie drückt dem Liede den geistlichen Charakter auf, sie ist ein feierlicher Choral.

Die Gesellschaft theilte diese Ansicht, ging aber nichts destoweniger von diesem Lied der Lieder sogleich zu andern fort, die sie ebenfalls in Affection genommen hatte. Da wurde gesungen „Der liebste Buhle, den ich han", „Auf grünen Bergen wird geboren", „Wir sind nicht mehr am ersten Glas" und noch andere mehr. Als diese Lieblingslieder erschöpft waren, beklagte sich einer darüber, daß jetzt so selten ein gutes Trinklied gedichtet werde; die andern fielen ihm bei.

„Humoristische und witzige Trinklieder sind doch in neuerer Zeit entstanden" — erwiderte Cäruleus — „denen Niemand seine Anerkennung versagen wird: wie sehr haben wir gelacht, da wir das Lied von Kopisch ‚Als Noah aus dem Kasten war', zum ersten Mal vernahmen. Aber es ist wahr, die Trink- und Glaubenskraft fehlt ihnen, der große volle Zug, woran man erkennt, wie gründlich der Dichter in den Pokal geschaut haben müsse, eh' er seine Wunder aufthat. Wenn ihr es jedoch mit dem Prädikate Trinklied nicht allzu genau nehmen, sondern überhaupt jedes Wein- und Herbstlied in dieser Sphäre gelten lassen wollt, so kann ich euch ein wunderbares Gedicht mittheilen, das nicht blos den Schaum vom Becher der Poesie abschöpft, sondern tief in seine Fluthen taucht, das nicht scherzhaft mit seinem Gegenstande spielt, sondern nach Art jener ältern Lieder ihn zum feierlichen Kultus erhebt: ich stelle es kühnlich den schönsten Liedern von Goethe und Schiller zur Seite. Hierauf zog er ein Buch hervor und las das Bacchusfest von Moerike:

Hier im traubenschwersten Thale
Stellt ein Fest des Bacchus an.

Ein ungetheilter Beifall folgte seiner Vorlesung, Ruwald jubelte: „Das," rief er, „ist nun einmal wieder die reine Poesie, die gar keine andere Absicht hat, als eben Poesie zu sein; ich empfinde es als ein wahres Glück, dieses köstliche

Gedicht kennen gelernt zu haben, und werde in Zukunft blindlings nach allem greifen, was mir dieser Dichter bietet, er kann gar nichts schreiben, was nicht vortrefflich ist, alles verwandelt sich unter seiner Hand in Gold!" — Die Jünglinge vereinigten sich in der begeistertsten Bewunderung dieses Dichters, sie priesen seinen Maler Nolten und hoben besonders die darin so tiefsinnig geschilderte Figur des Larkens, der sie an eine ihrem Kreise befreundete Erscheinung gemahnen wollte, hervor, Ruwald erklärte diese Dichtung für den bedeutendsten deutschen Roman seit den Wahlverwandtschaften, er erwähnte der komischen Personen in der darein verwobenen dramatischen Phantasmagorie und wies ihren nationalen Gehalt nach: „Hier," sagte er, „haben wir den Beweis, daß man komische Charaktere nicht jenseits des Kanals zu holen braucht, sondern daß Deutschland deren eine reiche Ausbeute gewährt: gibt es nationalere Figuren als diesen Wispel, diesen Buchdrucker? Wem sind nicht schon solche windige Friseurs, solche großartig flegelhafte Lumpen vorgekommen? Dabei aber hat er ihnen einen phantastischen Ueberflug zu geben gewußt, so daß man sie nicht etwa von heute und gestern her, sondern nur wie aus frühster Jugend zu kennen glaubt. Es ist jedoch ungerecht, nur von einigen Figuren zu sprechen, jede verdiente hervorgehoben zu werden, die in dieser von Geist und Poesie fast überfluthenden Dichtung lebt."

Ruwald schwieg, und Cäruleus nahm das Wort: „Dasselbe Buch, worin sich das Bacchusfest befindet, enthält ein Märchen von ihm, ‚der Schatz', welches wohl ein Schatz der Poesie genannt zu werden verdient. Nach meiner Ansicht besteht der Begriff des Märchens darin, die geheimnißvollen Seiten des Lebens, welche den abgelegenen Winkeln eines Hauses gleichen und von dem Ahnungsvermögen der Kindheit am lebendigsten aufgefaßt werden, hervorzuziehen und zu erklären, indem der Dichter sie in individuelle Gestalten verwandelt. Auf diese Weise erfinden begabte Kinder märchenhafte Situationen, auf diese Weise hat das deutsche Volk seine in Humor und Ernst immer gleich wundervollen und unübertrefflichen Märchen gedichtet. Dieser Begriff liegt

auch Goethe's neuer Melusine zu Grunde, deren artige Scherzhaftigkeit jedoch nicht an den dichterischen Vollgehalt dieses Märchens reicht, während das allegorisirende Märchen des Novalis und Goethe's mystificirendes in den Ausgewanderten gar nicht damit verglichen werden können. Hoffmann's Nußknacker und Mäusekönig, welches Märchen gewiß unter die besten gehört, hat ebenfalls keinen so reinen und durchaus überwältigenden Eindruck auf mich gemacht, wie der Schatz. Diese Fee Briskarlatina, die Frau Lichtlein mit ihren Fieberäpfeln, die räthselhafte Edelfrau, der Wegweiser, der die hölzernen Hände zusammenklatscht, was gewiß mehr besagen will, als das Nicken einer Statue, der kleine Feldmesser, der Europa auf der Homann'schen Landkarte bereist, das Waidefegerfest, das unbefangene liebliche Mädchen Josephe — das sind köstliche Gaben, welche die Poesie nur ihren Sonntagskindern schenkt. Ich habe dieses Märchen mehr als einmal gelesen und, was gewiß nicht oft der Fall ist, mit jedesmal erneuertem Entzücken."

Jeder bezeigte Verlangen nach dem Buche, und da es nicht alle zugleich haben konnten, wurde ein Abend festgesetzt, an welchem Cäruleus das Märchen vorlesen sollte.

„Ich freue mich auf diese Zusammenkunft von wenigen Getreuen," sagte er wehmüthig, „denn es werden außer uns nicht Viele sein, die den reichen Lorbeer auf dem Haupte dieses Dichters schauen. In dieser Marschallsperiode nimmt sich keiner die Zeit —"

„Was verstehst du unter dem Ausdruck?" unterbrach ihn Ruwald.

„Nun! Als Alexander gestorben war, rauften sich seine hinterlassenen Feldmarschälle, und wenn er alt geworden wäre, so hätten sie es ohne Zweifel schon zu seinen Lebzeiten gethan. Wer an diesen Balgereien keinen Antheil nahm, konnte nicht aufkommen."

„Jetzt verstehe ich dich und gebe dir Recht. Allerdings, weil die Poesie keine Tendenz hat, darum bleibt Moerike seinen Zeitgenossen so fremd. In seinem Vaterlande weiß vol-

lends Niemand etwas von ihm: freilich, dort hat man das Herz nicht, sich ohne Vorgang für einen Genius zu erklären."

„Bewahre," rief Cäruleus unmuthig; „die müssen ihre einheimischen Produkte erst vom Ausland plombirt zurückerhalten, ehe sie daran glauben können. O, dieses Land ist das Nazareth von Deutschland! Es erzeugt den Geist, aber ihm ist er der Zimmermannssohn."

„Ich wüßte," hub Ruwald an, „für Mörike ein probates Mittel, das ihn auf einmal zur allgemeinen Anerkennung bringen würde."

„Welches?" fragten die andern neugierig.

Ruwald lachte. „Schon Petrarca," sagte er, „verschrieb es einem Freunde, der sich über die undankbare Mitwelt gegen ihn beklagte. ‚Wenn du berühmt sein willst,' rief er ihm zu, ‚so stirb! Im Leben wird dir keine Anerkennung zu Theil.' Dies ist das Mittel, das ich meine. Er braucht nur zu sterben, um ein marmornes Denkmal von der Nation und die lauten Lobsprüche der Kritik zu erhalten:

‚Das nekrologische Thier setzt auf Kadaver sich nur.'

Da wollen wir ihm unsertwegen lieber ein langes und unberühmtes Leben wünschen."

„Ich möchte nur wissen," nahm Cäruleus das Wort: „was Schiller geantwortet haben würde, wenn man ihn zu Mannheim, wo er in Noth und Elend schmachtete, mit der Aussicht getröstet hätte: ‚Sei ruhig, Dichter der Räuber! Labor hic tibi proderit olim! Ein theilnehmender Freund wird dereinst, wenn du längst nicht mehr bist, mit der Geschichte deiner Leiden einen Beitrag zu den Kosten deines Denkmals geben; das Minus wird dem Plus zu Gute kommen.'"

„In der Behandlung unserer Dichter," sagte Ruwald, „zeigt sich unser ganzer Idealismus. Wir lieben nur den Geist, um den Körper kümmern wir uns nicht, der mag sterben und verderben."

„Noch mehr!" rief Cäruleus: „weil wir so sehr darauf versessen sind, unsern großen Geistern Denkmale zu errichten,

und diese Ehre nun einmal blos den Todten zu Theil werden kann, so scheint mir ein allgemeines Komplott zur schleunigen Herbeiführung dieser ersehnten Gelegenheit zu bestehen."

Hier unterbrach er sich: „die Hypothese, die Hypothese!" stieß er leise gegen Ruwald aus, den er heftig mit dem Ellbogen bearbeitete: „seht, Brüder!" rief er dann laut, „da sieht wieder die hübsche Emilie zum Fenster heraus! O du Engel!"

Alle wandten ihre Augen hinüber, am schnellsten Paul, der die in seinem Gesicht aufsteigende Röthe nicht verbergen konnte. Aber, o weh! es war nicht sein Engel, was er sah, es war der alte Kaufmann, ihr Vater, den wir vom gestrigen Maienfeste her kennen; er lag, mit einem vieljährigen Schlafrock angethan, eine lange, weiße Zipfelmütze auf dem Haupt, im Fenster und wurde eben, indem er in das Wirthshaus herüberblickte, von einem schaudererregenden Gähnen befallen. „O holder Mund, zum Küssen wie geschaffen!" deklamirte Ostjäck, als er dies gewahr wurde. Paul wandte sich ab, höchst ärgerlich, daß er unter dieser Mystifikation hatte mit leiden müssen, aber wie ward ihm, als er Ruwald's und Cärulei Blicke scharf auf sich gerichtet sah, als er ihr spottendes Gelächter vernahm, als die ganze Gesellschaft endlich dieser Spur folgte, das Geheimniß begriff, alle nach ihm schauten und unanständig lachten! Er sah sich verrathen, dem Spott, der Schande Preis gegeben. Er fuhr auf, warf ihnen einen Blick zu, den man auf jener Universität einen Friedrichsblick zu nennen pflegte, und öffnete den Mund, um geflügelte, pfeilspitzige Worte zu sprechen, aber einer jener unseligen Momente im Leben war bei ihm eingetreten, wo, wenn ich mich eines Gleichnisses bedienen darf, ein feindlicher Dämon das Zündkraut von der Pistole geblasen zu haben scheint; das Gewehr ist wohl geladen, scharf geladen, aber du drückst ab, und der Schuß geht nicht los. So widerfuhr es unserem Helden; er hatte einen Gedanken auf der Zunge, womit er seine Spötter insgesammt hätte entwaffnen können, den Gedanken, wie ein so schlechter Witz zu dem begeisterten Ge-

spräch über einen herrlichen Dichter passe: es wäre eine schlagende Erwiderung gewesen, doch er fand den Anfang nicht, das erste bedeutende Wort, das den folgenden Respekt verschaffen muß. Unglücklicher Flötenspieler! du mußt noch wenig angefeindet worden sein. Aber indem wir reden, zerrinnt ein Sandkorn um's andere, der Friedrichsblick ist verpufft, die Replik, die schnell wie Blitz und Donner, wenn's einschlägt, hätte folgen sollen, ist ausgeblieben. An Taktik jedoch fehlt es unsrem Helden nicht; er sieht ein, daß er die Schlacht verloren hat, und denkt auf einen schleunigen Rückzug. Er nimmt einen Abgang, wie er ihn schon einmal genommen hat, und ist, wie ein guter Schauspieler, deshalb auf eine Steigerung bedacht; statt daß er also den im Wege stehenden Stuhl umwirft, läßt er sich von dem Stuhl über den Haufen werfen. So liegt er denn der Länge nach gestreckt am Boden, ein trauriges Bild menschlicher Leidenschaften und Entwürfe. Im Gefühl dieser tragischen Bedeutung der Situation kann sich Cäruleus nicht enthalten, mit Pathos auszurufen:

> ‚Das Räthsel ist gelöst, die Sphinx gestürzt,
> O Oedipus, du jammervoller Mann!'

„Wenn aber," fiel Ostjäck ein,

> ‚Wenn aber so der Menschheit Kraft und Gluth
> Dahinfährt ohne Wiederkehr, dann bebt
> Ein menschlich Herz.'

Diese erhebenden Worte helfen dem Gestürzten wieder auf die Beine, er steht, gibt einen unartikulirten Laut von sich und rennt hinaus, ohne noch einmal umzublicken: ich habe, denkt er, keinen zweiten zu versenden. Ein heftiges, lang nachhallendes Gelächter begleitet ihn, Ruwald aber setzt sich mit gerunzelter Stirn zur Seite und sieht vor sich hin.

„Das war einmal jocos," rief Ostjäck, indem er sich die Thränen aus dem Auge wischte: „einen Philister mit einem andern abzuführen!"

„Eine homöopathische Kur," fiel Gäruleus ein.

„Ja, bis auf die Quantität der Dosis; die war aber stark: großes Haupt, Zipfelmütze, Klemm- und Nasenbrille, ein von hier aus zu erblickender stachlichter Bart und ein weit wie die Pforten der Hölle gähnender Mund. Das war kein homöopathischer Tropfen. Was meinst du dazu, Ruwald?"

‚Es war ein deutscher Maientag,
Der keinen Griechen freuen mag.'

erwiderte dieser, aus einem tiefen Nachdenken erwachend.

„Ich glaube, du bist hellsehend geworden durch den erschütternden Auftritt," lachte Ostjäck: „an welchem Kapitel sind wir denn?"

„Ach, ich dachte an gestern."

„An die Vorjerfreide?"

„Ich hätte darüber weinen mögen."

„Ich muß gestehen," sagte Gäruleus, in die Gedanken des Freundes eingehend, „es ist mir nirgends unwohler, als bei einem solchen sogenannten Feste. Ihr wißt, daß ich gegen die Thiere immer ein mit Grausen gemischtes Mitleid empfinde, wenn ich sehe, daß sie lustig sind, mit einander scherzen, und so gerne lachen möchten. Sie fühlen diese Unmöglichkeit ganz deutlich, deßwegen ist in all ihrer Freude ein gewisses Mißbehagen, ein Aerger zu bemerken, und dieses Bewußtsein ist daran schuldig, daß ihre Scherze bald in abgeschmackten Unsinn, in langweilige Plumpheiten übergehen. Eben so kommen mir diese Leute immer bei ihren Festen vor; sie sitzen hin und machen offizieller Maßen vergnügte Gesichter, versichern, es sei sehr heiter, reden einander zu: ‚ach, sein Sie doch auch vergnügt, lieber Herr Professor! so kommt's nicht oft, sehen Sie doch nur, wie seelenvergnügt ich bin!' und im Herzen wünschen sie die ganze Komödie zum Henker, denn sie merken wohl, wo's fehlt. Ich mag anfangen, wo ich will, bei keiner von allen Gattungen standen die Aktien gestern auch nur erträglich: die Kinder — gleich von vorn herein auf Dank und Freude dressirt, was bei den Knaben

zwar weniger anschlug, denn diesen war theils die Historie gleichgiltig, theils waren sie verdrießlich, aber die Mädchen, weiße, mit Blumen aufgeputzte Gänschen, begriffen schon eher, wie sie die Sache anfassen mußten, nämlich, daß sie zum ersten Mal auf die Waide geführt wurden und ihre Schule im Gaffen und Begafftwerden machten. Das gebildete Publikum gewinnt mir nicht einmal ein Scheltwort ab — Zuckerwasser! Die Studenten —"

„Gerstenschleim und Haberbrei
Lieben wir ja Alle!"

unterbrach ihn Ostjäck.

„Gut, von ihren intellektuellen Bedürfnissen und deren Befriedigung kannst du das ganz wohl sagen, sonst aber lieben sie nur den Gerstensaft. Seit dieses heillose, dumm und sumpfig machende Getränke eingeführt ist, sinken die Leute immer mehr herab; früher gab es auch nicht lauter Genies, aber der Wein hielt sie doch aufrecht, und es war in der That ein anderes, heroischeres Geschlecht. Als das depravirende Princip unserer Zeit wird die künftige Kulturgeschichte den Gambrinus nennen und ihn neben dem Jesuitenthum und der Inquisition der frühern Perioden aufführen."

„Gott steh uns bei!" rief Ostjäck; „jetzt ist er wieder im Zuge! — Trinkst du denn nicht selbst auch Bier?"

„Ein Glas hie und da für den Durst; dann trink' ich aber gleich Wein, um nicht dumm zu werden."

„Cäruleus," sagte Ruwald, „hat doch nicht so ganz Unrecht gehabt mit seiner Philippika gegen die Universitäten; ich habe mir die Sache gestern so bedacht und bin auf allerlei Einfälle gekommen, aus denen ich sehr geneigt wäre, ein Lustspiel zusammenzusetzen. Da ich aber nichts Dramatisches zu Stande bringen kann, so will ich es dir abtreten, Cäruleus; ich will dir den Inhalt sagen, und dann arbeite das Stück aus und nenne es: ‚Rübezahl auf der hohen Schule.'"

„Da haben wir wieder den alten Stofflieferanten," sagte dieser, „nun, laß hören."

„Rübezahl," begann Ruwald, „der seit langer Zeit nicht unter die Menschen gekommen und in seiner Bergeseinsamkeit verwildert ist, beschließt im Gefühl dieses Zustandes, sich nach Bildung umzusehen, und geht mit einem angenommenen Namen und vielem Geld auf die Universität. Hier überlasse ich es dir, ihn seine Carrière durch die Hörsäle, Bierkneipen und Singthee's machen zu lassen. Unter den Studenten sagt ihm nur ein einziger zu, welcher unglücklich liebt; nämlich der Vater seines Mädchens will ihn nicht zum Schwiegersohne haben, weil er ein Poet ist und gar keine Anlagen zum Philisterthum aufweisen kann. Rübezahl tröstet die Liebenden und verheißt ihnen geheimnißvoll seinen Schutz. Indessen sieht er aber ein, daß er hier nirgends seine Rechnung findet; die verschiedenen Ansichten, die von den Kathedern vorgetragen werden, verwirren ihn, ohne daß ihm eine über den Graben hilft, und er beschließt endlich, sich nur an einen einzigen Lehrer zu halten. Zu diesem Behuf entführt er einen handfesten Philosophen — du kannst ihn Professor Sutterer nennen — auf sein Bergschloß, zugleich räth er seinem Freunde, mit dem Liebchen zu entfliehen, gibt ihm Geld und bestellt ihn an einen gewissen Platz auf dem Harze. Auf seinem Schlosse gibt er sich dem Professor zu erkennen und verlangt Unterricht, ist aber sehr erstaunt, von ihm zu vernehmen, man könne nicht so aus dem Blauen und in's Blaue hinein unterrichten; dazu bedürfe man eines großen Apparats. ‚Wie?' fragt Rübezahl, ‚habt Ihr denn das nicht Alles im Kopfe?' — ‚Ach! was werd' ich?' entgegnet Sutterer verdrießlich; ‚sehen Sie, Herr Rübezahl, solche Gedanken kommen von einer falschen Genialität her, die Ihnen in jüngern Jahren beigebracht worden sein muß.' — Nun entdeckt es sich, daß der Professor philosophischer Wahrheiten bedarf, die er bei der gewaltsamen Abreise zu Hause gelassen hat; er bittet um Urlaub, um dieselben zu holen. Rübezahl aber befürchtet, er möchte nicht mehr kommen, und verspricht ihm in der Eile Ideen anzuschaffen. Er erinnert sich seiner ersten Liebe und des Ereignisses, das ihm den Namen gab, und entschließt sich trotz der schmerzlichen Erinnerung das

Kunststück zu wiederholen. Rüben sind nicht gerade zur Hand, das nächste Beste, was er aufraffen kann, ist ein Bündel Binsen. Diese bringt er mit und verwandelt sie mit Hilfe des Professors in philosophische Wahrheiten. Sutterer beginnt jetzt den Kursus, wird aber bald genug durch die Entdeckung unterbrochen, daß die Wahrheiten sehr hinfällig sind; ehe man sich's versieht, welkt eine nach der andern ab, besonders zeigt sich's, daß die Nothwendigkeit und die Freiheit am Beinfraß leiden, am schlimmsten aber ergeht es der Allgemeinheit; die Individualität, welche sie in sich hat, bringt ihr den Tod, und sie verscheidet an Unverdaulichkeit und grausamen Leibschmerzen. Der Philosoph ist in großer Noth, er versichert, so etwas hätte er sich gar nicht träumen lassen, er könne nicht genug beschreiben, wie stattlich sich diese Wahrheiten auf dem Papier ausnehmen; Rübezahl aber ist sehr entrüstet und beginnt den Unrath zu merken. In diesem Augenblick treten die Liebenden ein, von einem dienstbaren Geiste hieher geführt. Rübezahl erblickt sie, und es fällt ihm wie Schuppen von den Augen, er sieht die wahre blühende Individualität vor sich, seine Bildungswuth kommt ihm lächerlich vor, und jetzt erinnert er sich auf einmal seines Freundes Novalis, mit dem er einst in diesem Gebirge heimliche Unterredungen gepflogen, und gedenkt eines magischen Spruches, den ihm dieser gab. ‚Ich will eine Prüfung anstellen,' ruft er; ‚stellt euch dorthin, Professor, und ihr Beiden, kommt daher und haltet euch umfaßt; wenn ich den Stab gegen euch wende, so küßt ihr einander. Wehe dem, der die Prüfung nicht besteht!' — Dem Professor wird es todesangst, er will in der Noth ein Vater Unser beten, verwechselt es aber in der Verwirrung und ruft mit gefalteten Händen: ‚Nach den Quellen der menschlichen Erkenntniß zu forschen, ist für Jeden, der auf den Namen eines Gebildeten Anspruch macht, wo nicht wichtig und nothwendig, so doch nützlich und anständig. Amen.' Rübezahl aber schwingt den Stab und spricht den Zauberspruch:

‚Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Creaturen,

Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,
Dann fliegt vor einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.'

Hierauf gibt er das Zeichen, die Liebenden küssen sich, es fällt ein Donnerschlag, und die Stelle, wo sie stehen, wird in eine herrliche Gegend verwandelt, aus deren Hintergrund ein krystallenes Schloß hervorstrahlt, der Berggeist steht als schöner Jüngling in riesiger Größe da, die Liebenden haben Kronen auf den Häuptern, und Professor Sutterer flattert, in einen Gänsekiel verwandelt, langsam in die Landschaft hinaus. Der Vorhang fällt." —

Ehe die Andern etwas sagen konnten, wurde das Mittagessen aufgetragen. Nun war keine Zeit, weder zur Kritik noch zu irgend einer Art von Besprechung, denn die Jugend ist zwar mehr als jedes andere Lebensalter dem Enthusiasmus und energischen Geistesleben hold, aber auch die irdischen Bedürfnisse üben eine unbesiegbare Macht über sie: Essen, Trinken und vor Allem der Schlaf sind ihr unentbehrlich.

Fast schien es, als ob Ruwald der Macht des letzteren anheimgefallen wäre; er saß schweigend unter seinen Freunden, aß wenig, beantwortete keine Frage oder gab, aus seiner Zerstreuung aufgeschreckt, verkehrte Antworten. Seine Freunde, die nicht gewohnt waren, ihn in einem solchen Zustande zu sehen, beobachteten ihn mit stiller Verwunderung. So erlahmte das Gespräch nach und nach und wurde auch auf einem nach Tische angetretenen Spaziergang nicht viel lebendiger. Nachdem sie lange in der schönen Gegend umhergewandelt waren, warf sich Ruwald unter einer Linde nieder, die Freunde um ihn her. Cäruleus erzählte eine lustige Geschichte, die aber, da die Stimmung einmal verflogen war, nicht recht greifen wollte, es kam keine Unterhaltung zu Stande, nur unsichere, halberstickte Worte flatterten hin und her, bis endlich Cäruleus ausbrach: „Freunde, wenn ihr euch nicht alsbald mit Riesenkräften aus diesem langweiligen Betragen herausarbeitet, so werde ich euch durch eine glänzende Vergleichung beschämen und an den Hof im Ardenner Walde

erinnern. Lagern wir nicht in einer eben so anmuthigen Wildniß? Dürfen wir uns nicht mit allem Recht als Geächtete, Gesetzlose betrachten, die der Geist der Freiheit, die Liebe zum Licht aus den dumpfen, über alle Gebühr finstern Hörsälen herausgeführt hat? Und da liegen wir nun und sehen einander mit höchst geistreichen Mienen an: ich möchte beinahe den Vorschlag thun, lange Pfeifen herschaffen zu lassen und bei einem tüchtigen Humpen Bier in stummer Selbstgenügsamkeit einander zu berauchen. Du aber, o du Mittelpunkt all unsers Humors, der du deine langen Beine mit so wehmüthiger Krümmung, so musikalischer Ausweichung in's Grüne hinausstreckst und den Schnurrbart in tragischer Hoffnungslosigkeit hängen lässest, in dir erkenn' ich allerdings eine Shakspeare'sche Figur: seht ihn an, ihr Männer, Freunde! ist er nicht leibhaftig der melancholische Jaques? er scheint die Erde zu bedauern, daß sie ihn tragen, die Luft, daß sie durch seine Nase ein- und ausgehen muß. Nun so theil' uns doch etwas von deinen kläglichen Betrachtungen mit, du vom Schmerz des Lebens Gebeugter! Wahrhaftig, so muß der arme Jaques ausgesehen haben, als er an der Quelle saß und über den angeschossenen Hirsch philosophirte."

„Du hast nicht so ganz Unrecht," sagte Ruwald bitter lächelnd: „Das waren in der That so eben meine Gedanken, ich philosophirte über eine höchst ungerechte Jagd."

„Und über was für eine, mein trefflicher Denker, wenn man fragen darf?"

„Laß mich, laß mich! ich bin nicht zum Sprechen gestimmt; philosophirt ihr indessen auf eigene Hand weiter! — Oder vielmehr: so eben fällt mir ein, daß ich das letzte Mal einen Vortrag gehalten habe und nunmehr nach unsern Gesetzen den nächsten Redner bestimmen darf. Rede also, Cäruleus, wenn du das Stillschweigen nicht leiden kannst, und rede meinetwegen über das Thema: ‚Was von der Ewigkeit zu halten?'" — Hiemit legte er sich zurück und drückte das Gesicht in die Arme.

„Eine nicht aufzuwerfende Frage!" sagte Cäruleus gäh-

nend: „eine nicht aufzuwerfende Frage, bei der mir immer eine schmerzliche Erinnerung aus den Kinderjahren zurückkommt. — Ich war schon als Knabe ein mächtiger Philosoph und philosophirte über Alles im Himmel und auf Erden, vom Ysop bis zur Ceder, vornehmlich aber philosophirte ich über die Ewigkeit. Und das griff ich folgendermaßen an: ich dachte, wie geht es denn zu, daß die Ewigkeit ewig dauert und gar kein Ende nehmen will? Kann es denn etwas geben, das gar nicht aufhört? Dabei stellte ich mich etwa auf den Marktplatz meiner Vaterstadt, sah langsam, ganz langsam an mir hinunter, dann auf dem Boden weiter, immer langsamer, nun kamen die Häuser, hinter diesen der Kirchthurm und endlich eine Kette von ziemlich hohen Bergen; wenn ich nun bis an den Thurm mit den Augen gekommen war, wurde es mir schon bange, ich rückte unmerklich, fast nur wie ein Stundenzeiger, vor, aber es half nichts, die grauen Steine schwanden, es wurde grün, ich hatte die Berge erreicht, und zuletzt war ich auch mit diesen fertig. Ach! ich hatte eine Ewigkeit zu dieser Aussicht gebraucht, und nun war die Ewigkeit doch herum! Wie kann denn etwas ewig dauern? Tag um Tag und kein letzter! Ein Schauer faßte mich, und ich lief mit bittern Thränen nach Hause, wo ich mich an meine erstaunte Mutter schmiegte. In solchen Gedankenqualen hab' ich manche Stunde zugebracht, und nur eines kommt mir jetzt seltsam vor: mit dem Anfangspunkte der Ewigkeit gab ich mich niemals ab, nur der andere, das Ende, machte mir zu schaffen."

„Das ist übrigens sehr natürlich," fiel Ostjäck ein; um den Anfang bekümmert man sich nicht, man denkt, es ist eben von Anfang so gewesen; aber das Ende —"

„Das interessirte mich allerdings mehr, weil ich es selbst miterleben oder vielmehr nicht erleben sollte; als ein frommes Kind (denn auf dieses Prädikat konnt' ich Anspruch machen) hatte ich wohl Hoffnung, dereinst auch in den Himmel zu kommen, und da malte ich mir die himmlischen Freuden so aus, und wie sie immer und immer fortdauern und ein himmlischer Tag sich an den andern reiht — ich versichere

euch, mich überfiel bei all der Seligkeit eine Angst, die mich zum unglücklichsten Menschen machte."

„Ja, das Unendliche kann einem schon Respekt einflößen," sagte Ostjäck; „hier erinnere ich mich des Portraits, das dich als Kind vorstellt, hier machst du ein so sonderbares Gesicht, daß ich fast glauben möchte, der Maler habe dich unmittelbar in deinem Philosophiren abkonterfeit."

„Es mag wohl so etwas gewesen sein," erwiderte Cäruleus, „wenigstens weiß ich, daß ich während des Malens unendliche Langeweile empfand, und kann mir jetzt noch nicht vorstellen, wie die Leute sich eine bedeutende Physiognomie geben können, wenn sie der Staffelei gegenüber sitzen. Wenn ich noch einmal dran müßte, so würde ich den Maler bitten, mich, ohne daß ich es wüßte, durch ein Schlüsselloch zu malen."

Ruwald erhob sich und sprach: „Mit der Ewigkeit ist es eine eigene Sache, denn man kann sie nun einmal doch nicht los werden; sie ist wie eine Quelle, die, hier verschüttet, dort wieder zum Vorschein kommt. Die Philosophen haben sehr triumphirt, als sie der jenseitigen langen Bank, wie sie sie nannten, die Füße abgesägt hatten, nun bleibt ihnen aber doch die diesseitige übrig, und man muß immer fragen, wenn alle Geschichte nur in dieser Welt vor sich gehen soll, wird das ewig so fortgehen oder wird Etwas einmal zu Nichts werden müssen? Am Ende ist das Endliche ebenfalls unendlich. Das ist noch lange nicht vorüber — Stehet auf und lasset uns von hinnen gehen."

Unterwegs wurde beschlossen, noch einmal in das bekannte Wirthshaus zu gehen und einige Gläser draufzusetzen. — Ich muß endlich gestehen, daß ich meinen Helden nur mit großem Widerwillen dahin folge, um so mehr, als ich sie schon auf dem Spaziergang ungern begleitet habe. Nur die Pflicht einer getreuen, wahrheitsliebenden Schilderung konnte mich bewegen, diese abspringende, eckige, unzusammenhängende, erzwungene Conversation darzustellen. Ich weiß nicht, was diese Leute treiben, aber es ist eine wahre Schande. Ruwald fährt einmal über's andere aus einer unbegreiflichen Zer-

streuung empor und geräth auf Gegenstände, die ganz außer dem Gang des Gesprächs liegen, Cäruleus nimmt sie mit Vergnügen auf und verfolgt sie mit einer Hast, als ob auch er etwas Unangenehmes zu verreden hätte; sie sprechen nur, um zu sprechen; es ist, als ob ein Rainsgefühl sie unstät und flüchtig durch alle Gebiete des Gedankens hindurchgeißelte. Sollten wir hierin eine Nemesis erkennen? Wohl ist es ihnen nicht.

Ich will ihnen die Schmach nicht anthun, was jetzt folgt, mit epischer Breite auszuführen, sondern nur kurz erzählen, daß Ruwald sich plötzlich zu einem Humor zwang, an dem keine gesunde Faser war. Er erblickte in der Nähe des besagten Wirthshauses einen Bauersmann, ließ diesen sogleich kommen, setzte ihm die feinsten Weine und ein in der Küche so eben fertig gewordenes Spanferkel vor, das er um seines frühen Todes willen glücklich pries, indem es jetzt, mit einer Citrone im Munde, sich in einer anständigen Gesellschaft bewegen dürfe, während es, zu reifern Jahren gelangt, in höchst unwürdigem Umgang mit Standesgenossen Koth gefressen hätte; hierauf entwickelte er in einem langen Vortrage die Nothwendigkeit, das Gemeinbewußtsein nicht erst nach und nach zur Bildung heranzuziehen, sondern über Hals und Kopf in dieselbe zu stürzen; „denn," fügte er hinzu, „wofür man den Menschen erklärt, das ist er auch, und wenn dieser unvorbereitete Landmann sich so vornehm behandelt fühlt, so wird er plötzlich die edelsten Gedanken von sich geben." Als aber dieser versicherte, das Ding schmecke eben auch wie Essen und Trinken, riß er ihm den köstlichen Burgunder aus der Hand, hielt wiederum eine Rede über die Unmündigkeit des Volks und entließ den Verblüfften mit den Zeichen der höchsten Ungnade. Die andern erhuben ein unmäßiges Gelächter, auch Ruwald stimmte ein, aber es war nicht das natürliche gesunde Lachen, das wir bei einem andern Anlaß oben mit angehört haben, sondern ein künstliches, das etwas von jenen Worten Byron's in sich hatte: ‚Und manchmal lach' ich nur, um nicht zu weinen.' Weinen! ja dies wäre hier das Passendste gewesen, und in meiner

Schilderung mit Widerstreben an diesen Punkt gelangt, erinnere ich mich unwillkürlich der Aeußerung eines Lehrers aus meinen jüngern Jahren, der bei einer ähnlichen Gelegenheit mit dem Propheten ausrief: „O daß ich Wasser genug im Kopfe hätte, zu weinen über das Thun dieser verkehrten Jünglinge!"

Ruwald sank bald wieder in die alte Lethargie zurück. Die Andern tranken aus und mahnten ihn zum Fortgehen, er schüttelte aber den Kopf und winkte ablehnend mit der Hand; jene, die seine Weise kannten, gingen und ließen ihn sitzen. Kaum sah er sich allein, so sprang er auf und ging mit großen Schritten hastig im Zimmer auf und ab.

„Kaum kann ich mich bezwingen," rief er aus, „daß ich nicht selber Hand an mich lege und mich links und rechts in's Gesicht schlage! Könnt' ich diesen schmählichen Vorfall aus meinem Gedächtnisse verwischen! Das war wohl eine Kunst, einen armen Jungen zu verhöhnen, der am Ende besser ist als wir alle! Diese großen Geister! Nichts ist ihnen zu hoch, nach Allem greifen sie und thun es ab mit höchst überschwänglicher Weisheit; aber dazu sind sie nicht zu vornehm, ihren schlechten Knabenwitz gegen einen Unschuldigen zu kehren — warum? weil er verliebt ist! Verliebt! das ist, wenn ich mich nicht irre, vornehmlich dem Philister eine Thorheit, und als solche haben wir uns betragen, mit der Rohheit des gemeinen Haufens haben wir ein gutes Herz gekränkt! Armer Jüngling! das hättest du nicht erwartet von Leuten, die mit so viel Bildung prunken! In arglosser Sicherheit gesellst du dich zu uns, und es geht dir wie dem Fremdling, der, unbefangen in ein nobel aussehendes Haus tretend, von einem kläffenden Kettenhund angefahren wird. Und das Alles einem trivialen Witze zu lieb! Nein, das hat er nicht verdient; wäre er ein gewöhnlicher Kollegienreiter, so hätte er sich ganz anders benommen. Welche Schüchternheit und welche Liebe! Die wenigen Stunden, die sich die gute Seele erobern kann, widmet er dem Liebchen, die er vielleicht zweimal flüchtig am Fenster sieht, setzt, was dem Menschen in einer kleinen Universitätsstadt das Höchste sein muß, den gu-

ten Ruf auf's Spiel, läßt sich in der Nähe einer verrufenen Gesellschaft blicken und hat wahrscheinlich keinen Dank davon, als daß das Mädchen ihn mit wilden Trinkern zusammenwirft, verdammt und verachtet. In der Nacht bricht er sich den Schlaf ab und schreibt die bei Tage versäumten Vorlesungen nach, nicht ahnend, daß in derselben Stunde die Geliebte vielleicht mit Abscheu an ihn denkt und ihn weit von ihrem Angesichte wünscht. Nein, so liebt kein Philister, keine gewöhnliche Seele. Und ich konnte ihn verkennen, und bin doch auch so jung und so verliebt gewesen!"

Er wurde weich, er erinnerte sich der schönen Zeit, da sein Herz zum erstenmal erwachte, er sagte sich jenes erste Liebeslied wieder vor, das er, ein fünfzehnjähriger Dichter, mit freudigem Schrecken einst im Walde gesungen hatte:

„Immer, Theure, schwebt dein Bild
Meinen Augen vor,
Deine Stimme, sanft und mild,
Tönet in mein Ohr,
Deiner blauen Augen Schein
Leuchtet mir in's Herz hinein."

Seine Augen wurden feucht: „Wie unbedeutend und doch wie herzlich," sprach er, „klingen diese Worte, wahrer als Alles, was man in gereifteren Jahren und mit gereifterer Kunst hervorbringt! O du schöne, unwiederbringlich verschwundene Zeit des Glücks! Und gegen dich habe ich mich verschwören können!"

Er trat an den Tisch und stürzte ein Glas hinunter. In vino veritas: sein Gesicht erheiterte sich, er ging ruhig auf und ab und bedachte einen Entschluß. In diesem Augenblicke trat ein Student ein, den er halb und halb kannte, und nun war sein Entschluß gefaßt. Er bat den Ankömmling in der üblichen Weise, sein Cartellträger zu sein, und sandte ihn zu Paul mit dem Anerbieten, er wolle ihm für den heutigen Vorfall im Namen der dabei zugegen gewesenen Gesellschaft vollständige Genugthuung geben. Nach einer Viertelstunde kam jener zurück und sagte lachend: „Sie ha-

ben keinen gefährlichen Gegner gefunden, der Hasenfuß hat das Duell abgelehnt und mir aufgetragen, Ihnen zu melden, er hätte von Leuten, die sich einer überlegenen Bildung rühmten, nicht geglaubt, daß sie Veranlassung zu einer alltäglichen Katzbalgerei gäben oder gar suchten." — „Der Junge gefällt mir immer besser," rief Ruwald: „haben Sie jetzt die Gefälligkeit, mich zu ihm zu begleiten und Zeuge meines Benehmens zu sein."

Paul saß in der übelsten Laune auf seinem Zimmer; die Studirlampe verbreitete ein düsteres Licht auf das Handbuch des Staatsrechts, das, an der aufgeschlagenen Stelle gewaltig zerknittert, vor ihm lag. Er hatte alle Ursache, mißmuthig zu sein: die Geliebte verkannte ihn und die Absicht seines Wirthshausbesuches auf's Schmählichste; ach! und er konnte die stumme Rolle eines Toggenburg jetzt nicht einmal mehr spielen, der Schauplatz seiner Demüthigung war ihm auf ewig verschlossen! Dazu kam das drückende Bewußtsein, mit den väterlichen Vorschriften im schneidendsten Widerspruche zu stehen; seine vormittäglichen Gänge, so wenig Aufwand er dabei machte, hatten ihn mehr Geld gekostet, als er bei seinem strengen Vater verantworten zu können glaubte, auch die Kollegienversäumnisse beschwerten ihm das Gewissen, das in der jetzigen Aufregung die Nachtarbeiten, womit er in der That das Deficit regelmäßig zu decken suchte, eine Umgehung, ja eine Heuchelei nannte. Und nun hatte er sich noch, ohne zu wissen wodurch, geistreiche und höhnische Feinde zugezogen, die ihn auf jede Weise zu verfolgen suchten; denn wofür anders konnte er Ruwald's Botschaft nehmen, als für die hartnäckige Bestrebung, um jeden Preis Feindseligkeiten anzuspinnen!

In diesen unbehaglichen Gedanken quälte er sich ab, und Ruwald, als er eintrat, konnte sich nur mit Mühe enthalten, die Worte der Ueberschrift über der Eröffnungsscene des Faust auszurufen, worin der Held in einem engen Zimmer unruhig am Pulte sitzend geschildert wird. Paul wußte nicht, wie ihm geschah, als die beiden Fremden hereinkamen, er sprang ängstlich auf, aber Ruwald trat ihm mit Anstand

entgegen und sprach: „Sie haben die übliche Form der Genugthuung, die ich Ihnen anbot, nicht angenommen, ich achte Sie deshalb nur um so höher, denn das Duell hat in neuerer Zeit nach meiner Ansicht, wenigstens auf unserer Universität, sehr viel von seiner Würde verloren. Mir aber werden Sie auch nicht verargen, daß ich, der ich Sie nicht kannte, in dieser Sache zunächst den gewöhnlichen Weg einschlug. Nachdem Sie nun, ganz mit meiner Zustimmung, diesen verschmäht haben, bleibt mir nichts anderes mehr übrig, als daß ich Sie hiemit vor diesem Herrn in meinem und meiner Freunde Namen für die heutige Kränkung förmlich und aufrichtig um Verzeihung bitte." Hierauf wandte er sich zu seinem Begleiter und sagte: „Ich danke Ihnen für die Gefälligkeit, womit Sie unserer Unterredung bis hieher als Zeuge haben anwohnen wollen." — Dieser merkte den Wink und nahm mit einem unaussprechlichen Ausdruck im Gesichte seine Entlassung.

Als Ruwald mit dem erstaunten Paul, der nicht wußte, ob er wachte oder träumte, allein war, begann er eine herzliche Entschuldigung des heutigen Auftritts. „Der Humor," sagte er, „der allerdings von keinem Zweck und keiner Rücksicht wisse, könne doch nur bei einer gänzlichen Verstimmung auf solche Sprünge kommen." Er beklagte sich über die Schiefheit aller Lebensverhältnisse, über die Gottesverlassenheit dieser Zeit, wie er es nannte, und als er einmal im Zuge war, machte er mit einer unbegreiflichen Suade Gott und Welt herunter und ließ keine Sphäre des Lebens unangetastet. Paul hatte sich indessen vom Staunen über den unerwarteten Besuch erholt und war bereits im Herzen sein Freund geworden; er ging in seine seltsamen Reden ein und trat ihnen, nunmehr von Allem, was ihn gedrückt hatte, sich befreit fühlend, mit der ganzen unverwüstlichen Heiterkeit seines Gemüths entgegen.

„Schon lange," sagte er, „muß ich diese Sprache hören; was ist es doch mit der heutigen Jugend? Woher hat sie diese Hypochondrie, diesen scharfen Altjungfernzug um den blühenden Mund? Es scheint, man habe sie zu früh in die

Schule gepfercht und mit Weisheit vollgepfropft, bis ihr der Kopf davon dumm und das Herz öde geworden ist. Ich preise mich glücklich, daß ich wie ein wildes Reh im Walde den Netzen der Philosophen fern geblieben bin. Ihr denkt zu viel! — lacht mich nicht aus, wenn ich so barbarisch rede, aber ich habe gewiß recht; Ihr denkt zu viel! Darin handelten unsere Vorfahren klug, daß sie mit Kriegen und Abenteuern ihren Söhnen von Anfang an alle Hände voll zu thun gaben, so daß ihnen zum Grübeln wenig Zeit übrig blieb; denn ich glaube, man kann nur dann leben, wenn man in einer beständigen Thätigkeit erhalten wird. Aber Ihr arbeitet Euch im Kopfe ab, während die Hände müßig sind, und kommt mir, wenn Ihr's nicht übel nehmen wollt, wie eine Kaffeemühle vor, die immer und immer getrieben wird, ohne daß man ihr etwas zum Zermalmen gibt, und die sich deshalb nothwendig abnutzen muß, oder wie einer, der beständig kaut und nagt, aber nichts zwischen den Zähnen hat; da nagt Ihr Euch gelegentlich die Nägel ab und habt ein unangenehmes Gefühl in den Fingerspitzen."

Ruwald biß sich in die Lippen, denn das Letztere traf ihn nicht blos als Vergleichung, sondern er hatte diese Untugend in Wirklichkeit. Um etwas zu erwidern, sagte er: „Es mag wohl so sein, und ich glaube es selbst, daß diese Alterskrankheit der Jugend vornehmlich daher rührt, daß sie gar nicht mehr dazu kommt, jung zu sein. Ach! es geht uns Allen wie dem unglücklichen Caspar Hauser; wir haben gar keine ächte Jugend, keine Kindheit gehabt, wir sind schändlich darum betrogen worden."

„Das läßt sich nicht ganz leugnen," versetzte Paul; „aber meint Ihr denn, die Alten seien in ihrer Kindheit immer in Wald und Gebirg mit angenehmen Kobolden herumgesprungen, und so mitten im Schoße der Wunder aufgewachsen? Die Menschen haben von jeher eine harte Schule durchmachen müssen, ja eine härtere als jetzt, denn Ihr werdet gestehen müssen, daß Ihr keine so barbarische Erziehung erlitten habt, als Euer Großvater und Urgroßvater."

„Im Gegentheil!“ fiel Ruwald ein; „die Humanität unseres Zeitalters, wie man das Ding nennt, diese ist es eben, aus der die schlimmsten Uebel entsprungen sind. Die veralteten Institutionen, denen die Jugend aufgeopfert wird, waren wohl streng und rauh zu ihrer Zeit, aber sie waren zu äußerlich, um den innersten Kern des Menschen anzugreifen. Nun aber soll der Buchstabe mit Geist gehandhabt werden, und ach! mit welchem Geist! Sie haben das Alte, das nicht mehr paßt, stehen lassen, weil sie nicht wissen, was sie daraus machen sollen: indessen dringt das Neue an allen Theilen durch den Moder und bildet eine lebendige Verwesung, von der die gesundeste Lunge verpestet wird. Ach! ich mag nicht daran denken! diese Humanität, unter deren Deckmantel der Geist mißhandelt wird und der Mensch unheilbarere Wunden davonträgt, als von der rohesten Behandlung früherer Zeiten; diese moralische Heuchelei, die Jedem, der sie kennen gelernt hat, das Leben auf immer verbittert!“

„Macht mir die Sache nicht so arg!“ rief Paul: „der Geist bleibt immer ganz, der ist nicht umzubringen! Und wenn es so schlimm hergeht, so zieht gegen das Wesen in's Feld, greift zur Axt und haut die faulen Bäume um! Helft an Eurem Theile mit und arbeitet, daß es besser wird! Das ist es ja eben, was ich vorhin gesagt habe: um leben zu können, muß man etwas thun; deshalb sollet Ihr Gott danken, wenn er Euch ein Feld der Thätigkeit erkennen läßt. Mit Eurer Jugend ist es noch nicht Matthäi am Letzten: wem es in der Kindheit nicht möglich war, ein Kind zu sein, der kann es immer noch werden und mit mehr Genuß als so eine kleine unverständige Kreatur selbst! Macht ja ein gutes Märchen den Erwachsenen eben so viel Freude als den Kindern, ja noch mehr, weil sie sich wieder als Kinder darin fühlen. Wendet das auf Euch an und überzeugt Euch, daß die alte Sonne immer noch scheint, die schon so manches Jahrhundert frohen Menschen geleuchtet hat. Soll ich den alten abgeschabenen Satz wiederholen, daß die Welt sich zu allen Zeiten gleich gewesen ist? daß es nicht gut wäre und die Welt schläfrig würde, wenn immer alles im Gleise bliebe?

Die besten Menschen haben sich's gefallen lassen müssen, die Welt so anzutreffen, wie sie gerade war; sie ist ihnen zu lieb auch nicht anders geworden; haben sie's anders gewollt, so mußten sie selbst Hand anlegen."

„Das ist eben der trübseligste Punkt," sagte Ruwald, „daß alles Reformiren ohne ein erkleckliches Resultat bleibt! Das alte Gift kommt immer wieder dazwischen, der Urheber selbst kann das in der Wirklichkeit nicht so hinstellen, was er sich im Geiste gedacht hat, und es wird hernach gewöhnlich noch schlimmer als zuvor. Die Schlechtigkeit, die Teufelei, die Dummheit ist unsterblich: sie kann durch keine Reformation bezwungen werden, ja

.Von vornen geht sie unter,
Von hinten kommt sie zurück.'

„Das führt mich zu tief hinein," versetzte Paul, „und ich bin ein schlechter Philosoph, aber ich meine, es müsse so sein, daß immer wieder eine neue Reform nöthig werde. Wenn es auch nachher schief geht, so ist doch der erste Gedanke schön und ein Menschenleben werth gewesen; was aber vor Allem hoch anzuschlagen ist, ist dies, daß die Welt dadurch auch einmal wieder in Bewegung gesetzt wird, denn ich bleibe bei meinem System: wenn der Mensch leben, die Welt frisch bleiben soll, so ist ein beständiges Thun, ein fortdauerndes Geschehen nöthig. Der Zweck liegt eben im Mittel. Aber Eure Krankheit besteht darin, daß Ihr zwar das Bessere oder gar das Beste wollt und auch gerne dafür thätig wäret, nur wißt Ihr nicht recht wie, auch müßte es auf einen Schlag geschehen und dann unwandelbar in alle Ewigkeit so bleiben. Ich wüßte auch nicht, wie das anzugreifen wäre. Das kann die ganze Menschheit nicht, und wenn sie mit vereinten Gesinnungen auf einem Allerweltskongreß zusammenkäme, die doch ein Allgemeines und Ganzes ist; Ihr aber seid ein Einzelner, ein Theil, und denkt an so ungeheure Dinge. Besser wäre es, Ihr machtet Euch auch an etwas Einzelnes, meinetwegen an eine Kleinigkeit, der Ihr Euer Leben lang treu bliebet und die Ihr auf's Beste durchzuführen fleißig

wäret; die Beziehung zum Ganzen würde sich schon von selbst ergeben und Ihr hättet eben so viel gethan, als wenn Ihr dem lieben Gott eine neue Welt geschaffen hättet. Wollt Ihr aber durchaus einer von denen sein, die es nicht anders Wort haben wollen, als daß sie an den edelsten Theilen zum Tode verletzt seien, könnt Ihr den Werther um keinen Preis von den Nerven abschütteln, so macht die Sache lieber kurz ab! sprecht das Urtheil und vollzieht es sogleich; die geringste Zögerung raubt in diesem Falle jedes Recht zu weiterer Klage und Unzufriedenheit. Uebrigens," setzte er hinzu, indem er lächelnd näher trat, „übrigens glaube ich, daß es bei Euch schon zu spät ist zu einer so trotzigen That: mich dünkt, die Hauptkrisis sei schon überstanden und es zeigen sich nur noch einige leichte Nachwehen, daher verbiete ich Euch ernstlich, den gordischen Knoten gewaltsam zu zerhauen, und befehle Euch, Euren Frieden mit der Welt zu machen, denn," sagte er und strich ihm die Locken aus dem Gesicht,

„Däucht mir doch, in frischer Luft
Hätt'st du manches noch zu schaffen!"

Mit hochgerötheten Wangen hatte Paul die letzten Worte gesprochen; er war warm geworden, denn er hatte lange keine Gelegenheit gefunden, so frei von der Brust weg zu reden. Ruwald sah mit Erstaunen, wie ihm die Schwingen plötzlich gewachsen waren; er hatte, die freie Sprache seines Herzens entfesselnd, den vollständigsten Triumph über seine Beleidiger errungen, und einen um so edlern Triumph, je weniger dieser beabsichtigt und berechnet gewesen war. Ruwald umarmte ihn: „O Weisheit," rief er, indem er ihn herzlich küßte, „o Weisheit, du red'st wie eine Taube!"

Im Verlauf des Gesprächs kam Ruwald auf jene Uhland'schen Strophen zurück, welche Paul angeführt hatte, und hier ergab es sich, daß der junge Freund, den wir so unvermuthet kennen gelernt und liebgewonnen haben, ein entschiedener Verehrer dieses Dichters war. „Während ich ihn lese," sagte er, „glaube ich selbst ein Poet zu sein, er regt mich so eigenthümlich an, wie kaum ein anderer, denn er

überläßt es immer dem Leser, den Hauptgedanken eines Gedichtes auszusprechen und selbst gleichsam producirend fortzuspinnen; seine Gedichte brechen schnell ab und eröffnen eine Aussicht wie in eine unermeßliche Landschaft."

„So ist es," sprach Ruwald, „und hierin liegt das Geheimniß seiner großen Wirkung, um so mehr als er dieses Mittel immer höchst natürlich und ungezwungen handhabt. Man nennt seinen poetischen Stil mit Recht im höhern Sinn epigrammatisch, indem nämlich seine Lieder kurze, sprechende Aufschriften zu sein scheinen zu einem großen, ungeschriebenen, durch Natur und Leben hindurchgehenden Gedichte: der prägnante, ahnungsvolle Schluß, den er ihnen zu geben pflegt, wirkt auf's Wunderbarste, weil er den Leser fast wider seinen Willen selbst zum Dichter macht. Diese Prägnanz ist jedoch in allem vorherrschend, nicht blos in Anschauung und Ausführung, sondern sogar in den einzelnen Worten, und es ist kaum zu ermessen, welch' einen unscheinbaren, aber tiefen Reichthum er in diesen aufgehäuft hat; kein einziges, das nicht schlagend wäre, nicht als unumgänglich nothwendig an seinem Platze stände, kein müßiges Epitheton! sondern aus der großen Masse, die ihm zu Gebote steht, greift er mit sicherer Hand immer nur solche heraus, die wieder einen Blick in die poetische Tiefe seiner Idee gewähren. Die Sparsamkeit eines edlen Reichen wird schwerlich an einem andern Dichter so schön nachgewiesen werden können, als an Uhland: wahrhaftig, ein Finanzminister könnte an seinem Stil die Oekonomie studiren, oder, um ein poetischeres Bild zu gebrauchen, er erinnert an jenes magische Zelt in der Tausend und Einen Nacht, das den unscheinbarsten Raum einnimmt und dennoch im Stande ist, ein ganzes Heer in sich zu fassen. Dies gibt ihm die vollendete, klassische Sprache, die Worte die er, wie der große Gottfried von Straßburg im Urtheil über einen Zeitgenossen sagt, gleich Messern nach dem Zwecke wirft! Ueberhaupt möchte ich die ganze Schilderung, worin dieses Bild enthalten ist, auf Uhland's Poesie anwenden. — Wer den philosophischen Geist, die Kraft und Freiheit des Denkens in der Poesie

sucht, der wird sich zu Rückert wenden, aber wer sich an den Quellen des Gemüths und der poetischen Tiefe, Schönheit und Anmuth erlaben will, der wird immer wieder zu dem lautern Born der Uhland'schen Lieder zurückkehren. Seine Glossen und das Fragment des Fortunat, welche noch einer eigenen und abgesonderten Betrachtung bedürfen, müssen nach meinem Erachten als durchaus unerreichte Muster humoristischer Poesie aufgestellt werden. —"

Welch' eine glückliche Unruhe ist doch im Geist eines Jünglings! Den ersten erwünschten Anlaß ergreifend, ist unser feuriger Redner über die Erinnerung an die begangene Unbill, über die heftige Fehde mit der Gegenwart hinweggeeilt und zur reinen Verehrung eines edlen Dichterhauptes, zu einer Empfindung, die den Geist über jedes Mißverhältniß in Leben und Wissenschaft aufrichten kann, zu der Erkenntniß, daß es trotz allem eigenen Mißlingen Großes und Schönes genug in der Welt gibt, übergegangen. Wir würden uns vergeblich bemühen, den Strom seiner Rede, die sich noch weit über diesen und verwandte Gegenstände verbreitete, zu fesseln und hier wiederzugeben, und begnügen uns daher, das Gespräch, wie es sich später gestaltete, wieder aufzunehmen und einiges daraus mitzutheilen, wodurch wir mit Ruwald's liebenswürdigem Freunde näher bekannt werden.

Paul war, wie er seinem Gast erzählte, der Sohn eines vermöglichen Gutsbesitzers, der ihn durch eine strenge, nüchterne Erziehung gegen alle Ungerechtigkeiten des Lebens abzuhärten gesucht hatte. Als einziger Sohn und Erbe seines Vaters war er, und wie er anzudeuten schien, nicht ganz mit seinem Willen, zur Ausübung der Landwirthschaft bestimmt worden, hatte aber, ehe er einige Güter seines Vaters unter dessen Aufsicht übernehmen sollte, die Universität beziehen müssen, um sich das Bischen Bildung, das der alte Mann für nöthig hielt, und vornehmlich die Geheimnisse der Rechtswissenschaft zu eigen zu machen, deren Kenntniß ihn vor unglücklichen Prozessen besser als den Vater bewahren und, wenn auch nicht zur eigenen Führung der etwa vorkommenden Rechtsfälle, so doch zu einer klugen Wahl und wenigstens

zur Beaufsichtigung seines Advokaten befähigen sollte. Welche innere Begebenheit den ruhigen Gang seiner Studien unterbrochen, wissen wir bereits, und es war komisch anzusehen wie der herzhafte Held, der den ältern, überlegenen Freund so tapfer zurechtgewiesen hatte, nun auf einmal den Muth verlor und die Waffen senkte, als Ruwald diese empfindliche Saite seines Herzens berührte. „Aber Herzensjunge!“ rief dieser: „sei doch nicht verschämt wie ein Mädchen! du wirst ja nicht vom Anschauen deines Liebchens leben und zuletzt an der Sentimentalität sterben wollen.“

„Du kannst mich meinetwegen auslachen,“ erwiderte Paul: „aber ich versichere dich, daß ich eher im Stand wäre, um die Mitternachtsstunde alle Gespenster und Kobolde herauszufordern, als ein entscheidendes Wort gegen sie zu wagen.“

„Still! still! das ist nicht männlich gesprochen, und ich muß in deinem Namen stolzer denken; hältst du es denn für eine so große Wegwerfung, wenn sie sich dir ergibt? Sieh dich einmal um und sage mir, welchem von den vielen verkrüppelten Geistern, die um sie werben können, du den Preis zusprechen würdest! Zum Teufel, sie kann sich was drauf zu Gute thun, wenn du um sie wirbst.“

„O sprich nicht so, ich bitte dich!“ rief Paul: „ich kann mir keine solchen Gedanken erlauben, sondern muß mir immer sagen, daß ich ihrer nicht werth bin: sie ist — ich kann nichts Affektirtes über die Lippen bringen, aber sie ist —“

„Ein Engel, willst du sagen, und ich habe nichts dagegen, wiewohl ich mir einst eine etwas lose Rede gegen sie erlaubt habe; das bitt' ich ihr jetzt im Herzen ab, und sie erscheint mir doppelt liebenswürdig durch dich. Aber vielleicht mit eben so großem Recht, als du sie, erklärt sie dich insgeheim ebenfalls für einen Engel.“

„Das kommt mir nicht sehr glaubwürdig vor,“ versetzte Paul: „ich wüßte nicht, wie ich dabei aussehen sollte, wenn man mich so hoch avanciren ließe, und zudem hab' ich sehr deutlich bemerkt, daß sie mich keineswegs in einem so glänzenden Lichte sieht.“

„Daran sind wir schuldig," sagte Ruwald nachdenklich: „du hast dich mit der echten Verblendung der Verliebten auf ein deiner Liebe nachtheiliges Terrain begeben, du hast die bequemste Gelegenheit sie zu sehen gewählt, auf die Gefahr hin, für etwas dissolut zu gelten; denn, sagt Rückert,

.Wer sich unter die Dichter mischt,
Den fressen die Recensenten.'

Doch ich will nicht wieder in den alten schlimmen Ton zurückfallen, sondern hier muß Rath und Hilfe geschafft werden, und höre," rief er, indem er ihn bei der Hand faßte, „dazu fühl' ich mich berufen; ich nehme es als eine Ehrensache, weil wir dich mit unserer Gesellschaft in die Patsche geführt haben."

„Aber was willst du thun?" fragte Paul ängstlich.

„Eine Kleinigkeit! es ist nicht mehr lang bis zum nächsten Balle; daß ihn Emilie besucht, ist außer allem Zweifel, und bei dieser Gelegenheit will ich auch einmal wieder einen Pas probiren —"

„Um Gotteswillen nicht! du wirst Alles verderben!"

„Sei ganz ruhig! es mag sein, daß mir in meinen eigenen Angelegenheiten die nöthige Unbefangenheit abginge, aber für dich will ich plaidiren, daß es eine Art haben soll. Die ganze Ciceronianische Rede schwebt mir bereits vor. Ach wie wird das gute Kind gerührt sein!"

Es bedurfte einer langen Ueberredung, bis Paul in den Vorschlag einging, aber die feurige Beredsamkeit, womit Ruwald ihm zusetzte, machte ihn endlich hoffen, er werde sie zur rechten Zeit mit glücklichem Erfolg anwenden können. „Ich betrachte dich wie meinen Vormund," rief er, „und ergebe mich in deinen Willen wie ein Kind, das zu furchtsam ist, um selbst zu gehen, das sich gerne gängeln und leiten läßt." Auf dieses wurde verabredet, Ruwald solle auf dem Balle mit Emilien tanzen und dem schüchternen Liebhaber die ersten und größten Steine aus dem Wege räumen, dieser aber hernach seinen Platz einnehmen und den letzten entscheidenden Schlag führen. Paul war kaum seiner mächtig, als er das

ersehnte Ziel sich so nahe gerückt sah: Furcht, Hoffnung und Liebe hielten ihn in ihrem Zauberkreise fest, und er scheute sich nicht, sein ganzes Glück der Freundschaft verdanken zu wollen. Ruwald malte ihm neckend und lächelnd die schöne ländliche Zukunft vor und sagte, als er spät in der Nacht von ihm Abschied nahm: „Meinen Lohn bedinge ich mir vorher aus; ich werde mich manchmal auf ein frisches Butterbrod zu euch einladen, das mir deine Frau mit eigenen Händen aufstreichen soll." Paul fiel ihm erröthend um den Hals und war nicht im Stande, das verlangte Versprechen zu geben.

Ostjäck wunderte sich am nächsten Tage nicht wenig, als er, auf dem Wege zum Fechtboden begriffen, Ruwald Arm in Arm mit Paul über die Straße gehen sah. Er wollte auf die Beiden zusteuern, um sich das Räthsel lösen zu lassen, aber sie bogen eben, ohne ihn zu bemerken, um eine Ecke und waren, da er ihnen nacheilte, bereits verschwunden. Er kam zur gewöhnlichen Stunde in das Wirthshaus, wo er Cäruleus und die zwei oder drei übrigen Mitglieder der Gesellschaft, welche wir in unserer Erzählung nicht näher bezeichnet haben, antraf und ihnen das seltsame Ereigniß mittheilte. Sie harrten mit Begierde auf Ruwald's Ankunft, und jeder rüstete einen Witz, womit er empfangen werden sollte; aber sie mußten diesmal ihren Humor pro Patria, wie man zu sagen pflegt, verwenden, denn der Freund erschien nicht. Ehe sie auseinander gingen, wurde eine feierliche Note, von Cäruleus verfaßt, an ihn erlassen, worin ihm seine Nachlässigkeit scharf verwiesen und Auskunft über das Abenteuer mit dem verliebten Schreiber gefordert wurde.

Die Gesellschaft versammelte sich den Tag darauf sehr zeitig und mit großer Neugierde, was Ruwald, den sie persönlich erwarteten, antworten würde. Nach einiger Zeit erschien ein Diener mit einem Schreiben an Cäruleus. Dieser erkannte Ruwald's Hand, erbrach den Brief und las:

„Verehrungswürdiger Hypothetiker und Sprecher des Pantheons der schlechten Gesellschaft!

Ueber der Frage, die Ew. Nichtswürden an mich zu richten beliebt hat, muß ich zu meinem Bedauern derzeit noch das Dunkel Eurer eigenen kühnen Vermuthungen ruhen lassen, welchen ich Euch hiemit übergebe, und sage für jetzt nur so viel: der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden! — Bauplane, die ich mit besagtem Eckſteine vorhabe, verhindern mich einige Zeit, im Rathe der Schlechten und Spötter zu sitzen, ich werde jedoch ‚Nach einer Uebung kurzer Tage' wieder erscheinen und das Räthsel hoffentlich zu allgemeiner Zufriedenheit lösen.

Indessen halte ich es für schicklich, als abwesendes Mitglied der Gesellschaft mich pflichtig zu erweisen und sende somit einen Beitrag zur Unterhaltung ein: ich wähle für diesen Zweck ein Gedicht, wozu mir die Werke und das Leben des Druckergesellen Retif, mit dem ich mich bekanntlich die letzte Zeit über beschäftigte, Anlaß gegeben haben.

Ruwald,
derzeit vacirendes Mitglied der Schlechten."

Cäruleus schlug hierauf das Gedicht neugierig aus einander und las es vor:

Der wüste Dichter.

„Da kommt der tolle Amadis,
Retif de la Bretonne,
Den ganzen Tag Mondfinsterniß,
Doch unsrer Nächte Sonne!

Bei Tage geht er nicht vor's Haus,
Sein Rock hat zu viel Löcher;
Doch mit der Dämm'rung schleicht er aus
Als Buhler und als Zecher.

Er dichtet, nur bei Tageslicht,
Novellen zum Vergöttern:
Weil Tint' und Feder ihm gebricht,
Setzt er sie gleich in Lettern.

Und aller Dirnen Minneſold
Erblüht dem witz'gen Trucker,
Und alle Trinker ſind ihm hold,
Dem armen luſt'gen Schlucker.

„Was kam dir geſtern Nacht in Sinn,
Retif, du wackrer Zecher?
Du warfſt die Karten plötzlich hin
Und ſtießeſt um den Becher.

Du warfſt die Karten auf die Seit'
Und gingſt mit krauſer Stirne:
Rief dich ein Feind zu Kampf und Streit,
Rief eine wilde Dirne?'

„Nein,' ſprach der luſtige Geſell
Retif, mit bleichem Munde:
„Nicht ſchlug die Glocke zum Duell
Und nicht zur Schäferſtunde.

Doch was mich geſtern Nacht befing,
Kaum wag' ich's euch zu ſagen.
Ich, deſſen Schiff am höchſten ging
Bei allen Trinkgelagen!

Ihr wißt, wir ſaßen bei dem Spiel,
Der Mond ſchien hell durch's Fenſter,
Der Becher klang, die Karte fiel,
Da ſah ich' — „Was?' — „Geſpenſter!

Ich ſah, erglüht von Luſt und Wein,
Dort auf der linken Seite,
Dicht an der Wand im Mondenſchein
Ein Häufchen trunkner Leute.

Die ſaßen, ſo wie wir, beim Spiel
Mit lichterlohen Mienen,
Und wenn bei uns die Karte fiel,
So fiel ſie auch bei ihnen.

Und wenn die Becher klangen hier,
Ward drüben angestoßen:
Die Freude würzten doppelt mir
Die braven Zechgenossen.

Mich zog's zu diesem edlen Rath,
Ich eilt', als hätt' ich Flügel:
Da sah ich, als ich näher trat,
Lacht nicht! — in einen Spiegel!

Wir also waren's, wir allein
In dieser todten Stunde!
Wie bleich trat der Gesichter Schein
Jetzt aus des Spiegels Grunde!

Da ward mir wunderlich im Kopf,
Als ob ich Grillen hätte,
Es nahm mich wie ein Geist beim Schopf,
Und riß mich fort — zu Bette.

Und einsam schlief ich diese Nacht,
In Träumen unergötzlich,
Und wieder kam, da ich erwacht,
Das bleiche Bild mir plötzlich.'

‚Doch warum hat's dich so verstört?'
‚Ich kann's euch nicht entsiegeln,
Doch wer mein Abenteu'r gehört,
Der mag sich drin bespiegeln.'"

„Das ist eine wunderliche Geschichte," sagte Cäruleus, als er gelesen hatte, „aber so viel sehe ich jedenfalls, daß sie eine unartige Beziehung auf uns hat."

„Ruwald hat den Katzenjammer!" rief Ostjäck lachend: „ich schlage vor, ihm den folgenden Vers als Antwort zu senden:

‚Der Sinn, worauf dein Unmuth zielt,
Wird uns nicht schwer bedrängen:
Doch wo man künftig trinkt und spielt,
Da soll kein Spiegel hängen. —'

„Laßt ihn nur!“ sagte Cäruleus, „er wird schon wieder kommen. Ruwald ist eine eigene, bohrende Natur, die nach allem Neuen, Unbekannten drängt. Ich weiß, daß er sogar einem Menschen blos deßwegen feind sein kann, weil er ihn nicht kennt und das Unbekannte ihn beunruhigt. Jede neue Persönlichkeit imponirt ihm; dies dauert aber nur so lange, bis sie ihm alt und bekannt ist, dann läßt er sie wieder fahren. Deßhalb seid ganz ruhig: die schlechte Gesellschaft wird bald wieder complet sein.“

Dazu hatte es aber um so geringern Anschein, als auch Cäruleus in den folgenden Tagen ausblieb: er konnte sich Wochen lang, wie er es nannte, der Faulheit befleißigen, kehrte aber dann unerwartet wieder zu einer eben so langen und unausgesetzten Thätigkeit zurück. Diesmal mochte jedoch, was er sich vielleicht selbst nicht gestand, Ruwald's Abwesenheit die Ursache sein, die ihn an seinen Schreibtisch zurücktrieb.

Wir übergehen die nächste Zeit, die nur für Paul und Ruwald bedeutend war durch die Befestigung einer innigen Freundschaft auf der einzigen dauerhaften Grundlage, der Bildung, und nehmen unsere Geschichte an dem Abend, welchem das Herz des jungen Schreibers ängstlich und hoffend entgegenbebte, wieder auf. Es war gut, daß der Ballabend von jenem, an dem die Verschwörung der beiden neuen Freunde gestiftet wurde, nicht gar zu weit entfernt war, denn Ruwald hatte, wie ein General, der lauter Rekruten in die Schlacht führt, seine liebe Noth, den wankenden Muth seines Kriegsgefährten immer aufzufrischen und im Feuer zu erhalten.

Die Fenster des Ballsaals waren hell erleuchtet. Unten auf den steinernen Stufen drängte sich die akademische Jugend, welche jedoch großentheils nicht gekommen war, um zu tanzen, sondern den Flor der Stadt zu beschauen und dann, süße Gefühle im Busen, in die graugerauchten Bierkneipen und zu den schäumenden „Bierstiefeln“ abzuziehen. Wenn eine Schöne, von der sorgsamen Mutter, vielleicht gar von dem gesetzten Vater geleitet, erschien, so machten die martialischen

Jünglinge auf beiden Seiten Front und bildeten eine Gasse, durch welche sie mit niedergeschlagenen Augen hindurchging, zitternd vor dem verheerenden Geschütz, das von allen Seiten aus weitgeöffneten, zum Theil sogar mit Brillen verstärkten Augen gegen sie losgebrannt wurde. Keine entging diesem grausamen Loose des Gassenlaufens, denn es war eine herkömmliche, durch Verjährung geheiligte Sitte. Als Emilie, von einigen Freundinnen umgeben, in ihrem rosenrothen Ballkleid erschien, das wunderbar zu ihrem feinen Gesichtchen paßte, da entstand ein leises Gemurmel unter der Menge der Zuschauer, und die wilden Bärte, die schweren Kanonenstiefeln wichen ehrerbietig zurück, um dem schönen Mädchen freien Raum zu lassen. Bald darauf kam Ruwald, in einen großen Mantel gehüllt: wir wissen nicht, ob er darunter seine Tänzeruniform, den Frack, verbergen wollte, gegen welche Tracht er einen heftigen Widerwillen empfand und schon oft in donnernden Reden betheuert hatte, sie sei recht geeignet, die Ansicht einiger Naturforscher, daß der Mensch nach seiner Entstehung nur der Uebergang des Affen in eine höhere Sphäre sei, zu unterstützen, — oder ob er durch diese Verhüllung einen gewissen Umweg, den seine Beine in der Gegend des Knies nahmen und den Cäruleus mit zarter Schonung eine musikalische Ausweichung genannt hat, den Blicken der Kritiker zu entziehen beabsichtigte; genug, die Studenten, welche die durchwandelnden Tänzer vielfach verhöhnten, ließen ihn ruhig ziehen, denn er hatte das Privilegium des Mantels, weil man wußte, daß er im Frühling und Herbste häufig an Fieberschauern litt, die er zu ungeduldig war, im Bette zu verschwitzen. Paul's Anmarsch können wir nicht beschreiben, denn er hatte sich schon seit mehreren Stunden in der Leseanstalt, die in demselben Haus errichtet war, hinter einem großen Buche verborgen; es war die Encyklopädie von Ersch und Gruber, worin der launige Zufall ihn auf den Artikel „Angst" geführt hatte; diesen buchstabirte er zwar ziemlich gedankenlos durch, doch vermehrte der darin abgehandelte Begriff, dessen er sich halb und halb bewußt wurde, seine Beklemmung. Eben las er

zum sechsten Male, die Angst rühre namentlich oft von einem Herzfehler her, da ertönten die Striche des ersten Walzers, er warf das Buch auf die Seite und eilte bebend die Treppe zu dem Saale hinab.

Indem er sich durch ein Gedränge von Tänzern, die gerade an der Thüre standen, durchzuarbeiten versuchte, trat er Jemanden ziemlich empfindlich auf den Fuß. Ein grimmiges Gesicht wandte sich herum, das sich aber bei seinem Anblick alsbald wieder in die Falten der Gelassenheit legte: „Donner und Doria," rief Ruwald, denn er war der Getretene: „ist dir der berühmte Choral: ‚Tret' der Herr auf *seine* Füße' nicht bekannt? ich glaube, die Liebesthorheit ist dir in die Beine gefahren! Weißt du was? bring dieses Manoeuvre lieber bei deinen Nebenbuhlern an und mache sie dadurch invalid, sonst werden wir am Ende kein Terrain fassen können, denn ich habe so eben bemerkt, daß mir einer deine Rose weggepflückt hat."

„Himmel!" rief Paul: „wie kannst du nur scherzen jetzt —"

„Scherzen?" unterbrach ihn Ruwald: „scherzen, in dieser fürchterlichen Stunde? Doch komm, sei vernünftig und stelle dich neben mich, aber mit einiger Rücksicht für meine Beine! laß uns dem Tanz ein wenig zusehen; wo ist denn deine Liebste?"

„Dort, sieh! in dem Rosakleide."

„Götter! was doch die Liebe einen schnellen Blick hat! Ich mußte lange suchen, bis ich sie gefunden hatte. Aber nicht wahr, sie ist wunderhübsch in diesem Anzug? — Seufze nur nicht so laut: der Polizeikommissär, der da vor uns steht, könnte glauben, deine Seufzer gelten dem Vaterlande. — O brich nicht, Herz! ich bitte dich, halte dein Gesicht besser in Ordnung! die Eifersucht richtet dich abscheulich zu."

„Wer ist der verdammte Mensch?" rief Paul leise, indem er auf Emiliens gewandten Tänzer blickte.

„Ich weiß es nicht," sagte Ruwald: „das aber fühl' ich und erkenn' es klar, daß er sehr galant ist. Wenn er nur immer fort tanzen müßte! aber die häufigen Pausen,

die geben einer beredten Zunge gar zu viel Gelegenheit. Und seine Worte scheinen nicht in den Wind gesprochen zu sein; sieh, wie sie lächelt! das ist zwar ein großes Unglück, aber auch ein Glück für dich, denn es vergönnt dir, ihren hübschen Mund, ihre weißen Zähne zu sehen. Ich versichere dich, das Lachen steht wenigen Mädchen gut, aber dein Liebchen greift es ganz herrlich an, sie lacht allerliebst."

„Ich kann es nicht länger aushalten," flüsterte Paul, indem er ihm krampfhaft die Hand drückte: „Komm, wir wollen gehen und den unbesonnenen Plan aufgeben. Du wirst sehen, es läuft schlecht ab."

„Muth, Hasenfuß!" entgegnete Ruwald eben so leise und gab ihm den Druck zurück: „Muth gefaßt! Frisch gewagt ist halb gewonnen! Meinst du, ich wolle diesen abscheulichen Frack vergebens angezogen haben? Die Sache muß in ihrem Laufe bleiben, und wenn es auch nur deßwegen wäre. Komm," fuhr er fort, indem er ihn in eine Fensternische zog, wo sie weniger beobachtet waren: „komm hieher und ziehe den rothen Vorhang etwas über deinen schwarzen Konfirmationsfrack her; so! das steht dir gar gut. Jetzt will ich dir etwas sagen und will dabei Goethe nachahmen, wie er zu thun pflegte, wenn er seinem Freund Eckermann eine bedeutende Maxime mittheilte; er führte ihn nämlich an ein Fenster und begann geheimnißvoll: ‚Ich will Ihnen jetzt etwas anvertrauen, das Ihnen in Ihrem ganzen Denken und Thun förderlich sein wird.' — Also, ich will dir jetzt etwas sagen, was dir für dein ganzes Leben nützlich sein soll: behalt' es in einem feinen Herzen und handle darnach." Er faßte ihn am Ohr und sprach leise in ihn hinein:

„Benutze doch den Augenblick,
Er streicht so schnell vorbei!
Und ruft die Henne Glück! Glück! Glück!
So nimm ihr gleich das Ei!"

„Aber ich sehe so eben, daß der Walzer zu Ende geht. Jetzt oder nie! Courage, mein Bester! Bete für uns beide!"

Mit zwei Sprüngen war er fort, und Paul sah ihm zitternd nach wie er sich im Gewühle der Hin- und Hergehenden verlor.

Ruwald stand bereits vor Emilien; er verneigte sich und hob sein Sprüchlein an: „Mein Fräulein, kann ich die Ehre haben" — — Aber ach! sie ließ ihn nicht einmal seine zierliche Phrase vollenden, mit trotzigem Gesicht fiel sie ihm in die Rede und sagte ganz leise, nur ihm vernehmlich: „Nein!" — Ruwald zog sich sachte zurück und sprach zu sich, nachdem er einige aufdringliche Flüche unterdrückt hatte: „Sie denkt doch nicht so übel von mir, als es scheint; sie muß mich wahrhaftig für einen sehr chevaleresken Menschen halten, da sie mir so etwas zu bieten wagt; denn sie weiß sehr wohl, daß ich jetzt das Recht hätte, sie öffentlich zu demüthigen." — Er blickte noch einmal zurück und glaubte in ihren Mienen den Ausdruck der Angst und Reue zu lesen. In diesem Augenblick fühlte er sich am Arm ergriffen; es war Paul. „Ich sehe dir's an," flüsterte er: „wir haben verloren."

„Paule, du rasest!" entgegnete Ruwald: „sie ist für die nächsten drei Tänze versagt; — sieh doch um Gotteswillen nicht so verzweifelt aus, die Leute werden ja aufmerksam auf dich. Es ist nichts als eine kleine Geduldprobe: sei froh, daß wir nicht ganz abgewiesen sind. Aber wir wollen uns jetzt ein wenig trennen, es ist unserem Plane nicht förderlich, wenn wir immer die Köpfe zusammenstecken. Zwinge dich und tanz' indeß mit einer andern, sei unbefangen und nimm dich zusammen, ich bitte dich."

„Das ist mir nicht möglich," erwiderte Paul: „ich will lieber den Saal auf eine halbe Stunde verlassen."

„Nun so geh' und komm bald wieder."

„Ich habe," dachte Ruwald, als er ihn gehen sah, „ich habe doch meine Klassiker nicht umsonst gelesen: die Reden der alten Generäle, wie sie in den mißlichsten Umständen ihre Soldaten anlogen, es stehe alles ganz herrlich, die sind mir heute zu Statten gekommen. Aber was zum Kukuk fangen wir an? das Spiel geb' ich noch nicht verloren, das ist klar." Er blickte sinnend im Saal umher: „Gesegneter Zufall!" rief

er plötzlich aus: „du bringst mir unerwarteten Succurs, da sitzt ja meine treffliche Freundin Lucie und hat, wie es einem geistreichen Frauenzimmer gebührt, keinen Tänzer gefunden. Sie ist, wie ich weiß, mit Emilien bekannt: o ich Thor, daß ich so verwickelte Händel mit meinem geringen Talente lösen zu können meinte! Weiberhilfe, Weiberhilfe, das ist das Einzige, was hier Noth thut!"

Mit diesen Worten ging er auf die genannte Freundin zu, die schon seit geraumer Zeit mehr seinen Geist als sein Herz gefesselt und eines jener seltenen Freundschaftsbündnisse mit ihm geschlossen hatte, wo eine unbefangene Neigung, ein spielender Scherz die Stelle der Leidenschaft vertritt und zwei nach Alter und Schicksal verschiedene Wesen, eine Frau, die nicht mehr im ersten Lenz des Lebens steht, und einen jungen Mann von feurigem Geist und unbefriedigtem Gemüthe, zu einem freien, aber dauernden Verhältniß zusammenführt. Lucie war ein lebenslustiges Mädchen und ließ sich, obgleich sie die Generation, welche heute mit Eroberungsplanen ausgezogen war, um ein Ziemliches überschritten hatte, doch noch gern auf einem Balle sehen; um so mehr aber war sie verwundert, als sie ihren Freund, dem sie oft neckend vorgeworfen hatte, er sei aus einem schweren Stoffe geformt, in seiner ungewöhnlichen Uniform erblickte: „Wie? Saul auch unter den Propheten?" rief sie ihm lachend entgegen, als er sich näherte.

„Zuerst, meine witzige Freundin," entgegnete Ruwald, „muß ich Sie bitten, mit mir zu tanzen und mir Gelegenheit zu einer Mittheilung zu geben."

„Welche feierliche Sprache! was werd' ich hören müssen?" rief Lucie mit neckischem Pathos, indem sie sich von ihm in die Reihen der Tanzenden führen ließ: „Nun, weil Sie einen besonderen Zweck vorgeben, will ich nach Ihrem Willen thun, denn sonst hätte mir's meine Eitelkeit nicht zugelassen; ich habe wohl bemerkt, daß Sie mich nur zum Ersatz aufgefordert haben —"

„Wie? Sie haben bemerkt, daß ich einen Korb bekam?"

„Freilich, Sie unglücklicher Ritter! und am Ende ver-

langen Sie gar, ich soll so uneigennützig sein und Ihre schlimme Sache bei meiner spröden Freundin verfechten?"

„Etwas der Art ist es, was mich zu Ihnen führt, ich kann es nicht leugnen, aber ich nehme Ihre Güte nicht für mich in Anspruch, wie auch jener Korb nicht eigentlich mich so empfindlich trifft, als einen Freund."

„Was muß ich hören?" unterbrach sie ihn lachend: „da haben Sie ein schönes Gewerbe übernommen! Nun, wo ist denn Ihr ungeschickter Faust, der sich sein Gretchen nicht selbst erobern kann?"

„Wenn Sie mich zum Mephistopheles machen," fuhr Ruwald tanzend fort, „so kann ich mir's schon gefallen lassen, nur muß ich Sie dann inständig bitten, die Rolle der Frau Marthe zu übernehmen." — Hierauf trug er ihr die Lage der Sachen in gedrängter Kürze vor und bat sie zuletzt, mit der Verzweiflung seines Freundes Barmherzigkeit zu haben und vermittelnd einzuschreiten. Lucie nahm seine Erzählung mit großer Lustigkeit auf und rief, als er geendet hatte: „Das ist ein seltenes Exemplar von einem Liebenden! wenn mir ein solcher aufstieße, ich weiß nicht, wozu ich mich entschließen könnte! Welch ein romantischer Jüngling! also bei Nacht schreibt er die Lektionen nach, die er über seinen Recognoscirungen versäumt hat? den sollten Sie sich zum Muster nehmen, mein lockerer Herr! wenn Sie auch so exemplarisch wären, so hätten Sie den Armen bei seinem Liebchen nicht in so schlechten Kredit gebracht. Aber hier muß geholfen werden! eine solche Tugend verdient einen ausgezeichneten Lohn, und ich verspreche, mich aus allen Kräften bei der Kleinen zu verwenden; ich will ihr heiß und bange machen und vorstellen welche Genugthuung sie Ihnen schuldig sei. Mein Gott! welch' ein Frevel, einen der ersten Geister dieser Universität, un ingenio de esta corte, so zu behandeln!"

„Spotten Sie nur, liebe Lucie; ich will gerne die Unkosten tragen, da ich mich nicht vergebens an Ihre Güte gewendet habe."

„Güte, mein Herr! o das ist nur Temperament! Sie

wissen, Frauenzimmer in gewissen Jahren lieben es, zu schlichten, zu vermitteln und — zusammenzuführen. Genug! sobald der Walzer aus ist, spreche ich mit der Kleinen: Sie müssen es nun schon ertragen, beim nächsten Tanze mir noch einmal anheimzufallen, da sollen Sie Antwort bekommen."

Ruwald drückte ihr dankbar die Hand und führte sie, da eben der Walzer zu Ende war, an ihren Platz zurück. Nicht ohne Herzklopfen sah er zu, wie sie Emilien aufsuchte, von ihren Freundinnen losmachte und sodann in eifrigem Gespräch mit ihr im Saale auf und ab ging. Mit athemloser Aufmerksamkeit folgte er ihren Bewegungen, ihrem Mienenspiel: als er aber Emilien erröthen, Lucien lachen und Emilien freundlich werden sah, verließ er mit beruhigtem Herzen den Saal, um etwas frische Luft zu schöpfen.

„Unsere Aktien stehen vortrefflich," sagte Lucie, als er sie bald darauf im schnellen Galopp dahinschwang: „meine Kleine habe ich mit Sturm genommen. Sie wollte sich Ihrethalb ausreden und behaupten, sie hätte keineswegs die Absicht gehabt, Sie geradezu abzuweisen, sondern sie sei nur damals schon versagt gewesen, aber ich unterbrach sie und hielt ihr eine derbe Strafrede, worauf sie die Bitte an Sie ergehen ließ, der Sache nicht mehr zu erwähnen. Unter uns gesagt, sie weiß schon Alles, der Form wegen aber müssen Sie noch eine wohlgesetzte Rede an sie halten; es wäre auch jammerschade, wenn das nicht geschähe, denn die Rede ist doch schon fertig, nicht wahr? Thun Sie sich aber ja nichts auf den Erfolg zu Gute, der ist Ihnen sicher, und wenn Sie wie der unbehilflichste Abgeordnete sprechen würden! ich versichere Sie, die Kleine ist bis zur Verzweiflung verliebt; ich möchte nur den Adonis sehen. Apropos, für den Cotillon, der gleich hernach an die Reihe kommt, hat sich Emilie an Sie versagt."

„Das ist vortrefflich," jubelte Ruwald: „nur Ihrer Honigzunge konnte solch' ein Sieg gelingen. Und daß gerade jetzt ein Cotillon kommen muß, ist unbezahlbar! Diesen hübschen treulosen Tanz müssen wir benützen: ich schlage vor, daß Sie ihn mit meinem Freund antreten, Sie haben dadurch

Gelegenheit, Ihren Klienten kennen zu lernen, zu instruiren und ihm die gebundene Zunge zu lösen; ich führe Emilien zum Tanz, und wenn ich das Meinige gethan habe, so wechseln wir unsere Schönen."

„Bravo," entgegnete Lucie, „das ist ein Plan, der Ihrem intriguanten Geist alle Ehre macht; dadurch erhält nun einmal der Cotillon seine wahre Bedeutung."

„Und wir bilden ein wundervolles Quartett," fiel Ruwald ein: „belieben Sie zu bemerken: dort Faust und Gretchen, hier Mephistopheles und — ich will Ihnen doch beim nächsten Besuch das treffliche Blatt von Retzsch mitbringen."

Paul hatte sich indessen, von der Unruhe getrieben, wieder eingestellt. Sobald die Musik schwieg, drängte er sich zu Ruwald durch und fragte nach dem Stande der Angelegenheiten. „Zuerst befehle ich dir," erwiderte Ruwald, „augenblicklich jenes Mädchen mit dem klugen Gesicht und dem grünen Gürtel zum Cotillon aufzufordern; sie ist deine sehr gute Freundin. Was das Uebrige betrifft, so wird sich Alles geben, und ich sage dir vorerst nur so viel, daß du insgeheim aus dem Schlaraffenlande gebürtig bist und eine Anwartschaft auf gebratene Tauben hast."

Emilie erröthete und athmete tief, als die Musik zum Cotillon begann. Ruwald wußte es schlau abzukarten, daß er in der Reihe der Paare mit ihr zuletzt zu stehen kam und dadurch eine gute Zeit zum Reden gewann; etwas von den andern abwärts zu stehen, war nicht einmal nöthig, denn sein Nachbar, vermuthlich ein Architekt, unterhielt seine Dame von der Bauart und der Baufälligkeit des Saales so laut, daß Ruwald seine Stimme, um von Niemand gehört zu werden, kaum zu dämpfen brauchte.

„Ein kluger Redner," hub er an, „spricht zuerst von seiner Person und streicht sich dabei auf's Beste heraus, um durch den günstigen Eindruck, den er hiedurch auf die Richter macht, seinen Gründen desto mehr Eingang zu verschaffen." — Nun kam er auf sich, seine Lebensweise und Gesellschaft zu sprechen und vertheidigte diese gegen die vielen üblen Nachreden, welche

in der Stadt in Umlauf gesetzt worden seien. „Ich kann," sprach er lachend, „mit Maria Stuart sagen: ‚ich bin besser als mein Ruf!'" dann entschuldigte er daß die angegriffene Gesellschaft sich an ihren Feinden durch gelinde und derbe Scherze und Witze gerächt habe, wobei vielleicht auch gelegentlich Unschuldige getroffen worden seien. „Man muß es mit solchen Sachen nicht so genau nehmen," wandte er ein: „eine verwegene Jugend, die sich unter sich selbst nicht verschont, genirt sich auch nicht gegen andere, und ein Witz ist so schwer zu unterdrücken, er will heraus. Wer mich kennt, der weiß gewiß, daß so etwas bei mir nicht böse gemeint ist, und ein christliches Herz vergibt mir leicht; es wird schwerlich einen Menschen geben, der sich, vorausgesetzt, daß seine Sprachorgane in Ordnung sind, nicht schon auf diese Weise gegen einen andern vergangen und vielleicht gar einen Fehler verspottet hätte, den jener unschuldig an sich trägt." — Emilie wurde hier feuerroth, denn sie blickte gerade zufällig auf seine Kniee und erinnerte sich, daß sie einmal deren eigenthümliche Struktur in Gesellschaft von Freundinnen nicht eben so gelinde wie Cäruleus berührt hatte. Seine treuherzige Art, zu reden, bewegte sie, sie wollte sprechen, aber Ruwald ging jetzt auf seinen Schützling über, schilderte sein schüchternes, liebevolles Wesen, beschrieb die Art, wie er jenes Wirthshaus in der einzigen für ihn freien Stunde zu besuchen pflegte, wie er aus Liebe zu ihr alle Bedenklichkeiten überwunden und gerne die Versäumnisse des Tages mit Nachtwachen vergütet habe, ließ scherzweise einfließen, wie fanatisch sein Freund verliebt sei, so sehr, daß er außer dem Gegenstande seiner Leidenschaft kein weibliches Wesen ansehen möge, ja die hübsche Kellnerin, die ihm täglich den Wein so freundlich gebracht, immer sehr schnöde, sogar verächtlich behandelt habe, und vertiefte sich ganz in seine demostheniſche Beredsamkeit, ohne nur zu bemerken, wie viel er damit ausrichtete. Wir glauben wohl daran zu thun, wenn wir seine Rede nicht in ihrer ganzen Ausführlichkeit wiederholen, indem wir unserer Erzählung zu schaden fürchteten, wenn wir mit diesem Hauptcoup nicht ganz den Glauben der Leser in Anspruch nehmen

würden. Zudem können wir wesentliche Elemente jener Rede nicht mit der Feder fixiren, und dies sind vor Allem das anmuthige Organ, das geistig belebte, von wohlwollendem Humor glänzende Auge des Redners. Eher könnte man uns vorwerfen, wir haben die Heldin unserer Erzählung zu sparsam ausgestattet und noch fast gar keine Züge, woraus sich ihr Charakter erkennen ließe, beigebracht, aber wir entgegnen hierauf: Emilie ist ein Mädchen, von dem sich nicht mehr sagen läßt, als hier geschehen ist; sie hat bisher beständig in der innern Welt ihres Herzens gelebt und sich ihre Zukunft nur in leisen Ahnungen vorausgeträumt, eine Zukunft, worin sie unsere Ueberzeugung von ihr rechtfertigen und ihre innern Besitzthümer in den mannigfachen Bewegungen des Lebens auf's Liebenswürdigste entwickeln wird.

Zu dieser Ueberzeugung berechtigt uns die ungezierte, von Charakter zeugende Weise, womit sie Ruwald's Worte aufnahm und erwiderte. „Sie geben sich," sagte sie, „fast zu viele Mühe mit einem einfältigen Mädchen, das tief unter Ihnen steht; wenn wir uns herausnehmen, das Thun der Männer zu kritisiren, so sollte man billig gar keine Notiz davon nehmen. Wie ganz anders ein Mensch, der gegen die Welt eine unbekümmerte Haltung angenommen hat, nach innen aussehen kann, das lerne ich jetzt an der edeln Art, wie Sie Ihren neuen Freund erworben haben, wie Sie ihn bei mir vertreten. Ich fühle es tief, daß ich ihn auf's Unverantwortlichste beleidigt habe, und weiß nicht, wie ich die unartigen Blicke, die ich ihm oft zuwarf, wieder gut machen soll."

„Das wird nicht schwer halten," bemerkte Ruwald lächelnd: „ich denke nach, wie glücklich ein Gewisser an meinem Platz sein würde."

„Ich bin in Ihren Händen," versetzte Emilie hoch erröthend: „thun Sie, was Ihnen gut dünkt! wiewohl," setzte sie mit einer verbindlichen Verneigung hinzu, „wiewohl ich es sehr bedauern müßte, einen so angenehmen Partner zu entbehren."

Ruwald war schon fort und stand vor Paul: „Herzog,

lassen Sie in allen Kirchen ein Tedeum singen! der Sieg ist unser!" rief er.

„Hat sie" — fragte Lucie.

„Der Marquis wird künftig ungemeldet vorgelassen! Mach, daß du fortkommst! hole sie aus der Tour und dann behalte sie, für den Cotillon, für den Abend, für das ganze Leben!"

Paul wollte zögern: „Marsch!" kommandirte Ruwald: „ich bitte dich, hebe dich hinweg, die Leute könnten ja glauben, du wolleſt mir deine Dame streitig machen. Sieh doch, dein galanter Nebenbuhler kommt dir zuvor."

Dies wirkte: Paul war wie der Blitz bei seiner Geliebten, und seine Freunde sahen ihm lächelnd nach. „Alles geht gut," sagte Ruwald: „haben Sie ihn in's Gebet genommen?"

„So ziemlich," erwiderte Lucie: „das ist ein liebes Gemüth; hören Sie, wir haben etwas ganz Hübsches gestiftet!"

„Meinen Sie? ich denke auch so. Und, liebe Lucie, haben Sie auch schon den Vortheil berechnet, daß wir zwei vornehmen Geister dadurch Gelegenheit bekommen, von Zeit zu Zeit ein idyllisches Landleben zu produciren? Was halten Sie davon? Ich habe mich bereits auf eine Partie Butterbrod engagirt."

So scherzten sie mit einander und sahen dem Paare zu, das sich anfangs ziemlich verlegen geberdete, endlich aber in ein eifriges Gespräch gerieth, wobei Emilie oft hell auflachte. „Gewiß," sagte Ruwald zu Lucien, „gewiß ist ihm sein Glück in den Kopf gestiegen und er schwatzt tolles Zeug."

Als nachher in den Verwicklungen des Tanzes der Zufall es fügte, daß die beiden Jünglinge mit verschlungenen Händen eine Pforte bildeten, unter welcher die beiden Mädchen durchschlüpften, da konnten die Viere sich eines bedeutsamen Lächelns nicht erwehren.

Ruwald zog sich hierauf in eines der Nebenzimmer zurück und setzte sich behaglich hinter eine Flasche Wein. Erst als der Ball zu Ende war, fand sich Paul bei ihm ein,

umarmte ihn stürmisch und rief: „Bruder, sag' mir einmal, wie sieht ein Bräutigam aus?"

„Etwa wie du!"

„Errathen! ich habe ihr Wort."

„Nun, ich hab' es dir ja gleich gesagt, daß du aus dem Schlaraffenlande seist. Ja, ja, ich gratulire. Die Eltern werden sich nicht sperren: ein fester Wille bringt Alles zu Stande, und die Hauptsache ist ja richtig."

„Und das verdanke ich dir," rief Paul, „du guter Mensch!"

„Purer Eigennutz," sagte Ruwald: „ich bringe so was gern zu Stande, siehst du, um mir die Hände an eurem Sonnenschein auch wieder einmal ein wenig zu wärmen."

„Und die Universität verlass' ich gleich," jauchzte Paul, „und trete meine Güter an! Ich habe genug studirt, um zu wissen quid juris, wenn einer Händel mit mir anfangen will."

„So ist's recht," versetzte Ruwald:

„Glücklich ist der, dem sogleich die erste Geliebte die Hand reicht,
Dem der lieblichste Wunsch nicht heimlich im Busen verschmachtet!"

Er ließ hierauf zwei Gläser Punsch einschenken und sagte: „Komm, setz' dich zu mir her, jetzt will ich dir einmal beweisen, wenn du's noch nicht weißt, wie glücklich du bist." Sie setzten sich zusammen, und Ruwald erzählte eine einfache Geschichte aus seinen jüngern Jahren, Paul legte das Haupt auf seine Schultern, und seine Augen standen voll Thränen, während er ihm zuhörte. Als die Erzählung zu Ende war, umarmte er ihn, wehmüthig durch die Thränen lächelnd, und wiederholte jene Worte, die er beim Maienfest im Vorübergehen von ihm gehört hatte:

„Es beugt der Schmerz des Lebens
Die Balken auf dem Dach!"

Hiemit schließen wir die Reihe der anspruchslosen Bilder,

die wir, oft mit strauchelndem Kiele, vor den Augen des Lesers vorübergeführt haben. Jeder gibt nach seinem Vermögen, und so haben wir es vorgezogen, treulich auf dem sichern Boden der Wirklichkeit und des Erlebten zu bleiben, statt Phantasiegebilde heranzaubern zu wollen, bei welchen sich vielleicht die magische Ruthe, die sie berief, als eine gewöhnliche Mispel ausgewiesen hätte. So unbedeutend auch der Rahmen ist, in dem wir unsere Personen aufgeführt haben, so glauben wir doch nicht ohne Grund hoffen zu dürfen, es werde da und dort ein Freund Gestalten, die seiner Erinnerung einverleibt sind, gerne wieder erkennen, es werde selbst ein weiterer Kreis von Lesern diesen ihm unbekannten Gestalten seine Theilnahme nicht versagen und sie für sich zu Bekannten machen. Eine treue Schilderung des Lebens, wenn auch keine romantischen Verwicklungen, keine Haupt- und Staatsaktionen drin vorkommen, kann ihre Wirkung auf unbefangene Gemüther nicht verfehlen, und dies wird für uns die Probe sein, ob es eine wahrhafte Schilderung wirklicher Lebenszustände gewesen ist, was wir geboten haben. Sollte man jedoch — gewiß zu unserem großen Leidwesen — den jugendlichen Muthwillen unsrer Trojaner gar zu ungeberdig finden wollen, so verweisen wir auf das Motto, das wir als Aegide und Schild an dieses „Wirthshaus" zu hängen für gut gefunden haben, und würden uns sehr glücklich schätzen, wenn solchen Stimmen gegenüber ein aus dem Lenz des Lebens hinausgeschrittener Leser freundlich lächelnd sagen würde: Semel insanivimus omnes!

Unsere Erzählung ist zu Ende, und wir haben nur noch wenig nachzutragen. Die Einwilligung der beiderseitigen Eltern, welche nach einem kurzen billigen Zögern und einiger Erkundigung um nothwendige, aber prosaische Thatsachen erfolgte, berühren wir kaum: Eltern von Verliebten sind in einer Dichtung selten poetische Elemente, und die humoristischen Flausen und Quängeleien, welche die beiden Väter nach der ersten Entdeckung etwa gemacht haben könnten, wären jedenfalls eine abgedroschene Waare, wobei Freund Röthling sagen würde:

„Ueber diesen Strom von Jahren
Bin ich gar zu oft gefahren."

Genug, Emilie wurde in aller Form Rechtens Paul's Braut, und er durfte sie von da an, wie Ruwald spottend bemerkte,

„spazieren führen,
Nachmittags von Eins bis Zwei."

Er verließ bald darauf die Universität, und fast zu gleicher Zeit absolvirten die sämmtlichen Mitglieder der schlechten Gesellschaft, weßwegen man hoffen darf, es werde sich in der Folge ein besserer Geist jener Akademie bemächtiget haben. In der letzten Zeit ihres Zusammenlebens — Ruwald führte seinen liebenswürdigen Philister mit Emiliens Erlaubniß bei ihnen ein — wurden noch einige heitere Abende zugebracht und, ehe sie sich trennten, ein Abschiedsfest gefeiert, das sie durch die lange verschobene Vorlesung des Märchens von Moerike verherrlichten; den Beschluß machte das schöne Lied: Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!

Es läßt sich denken, daß bei den Libationen dieses letzten Abends die Dosen unserer beiden Dioskuren, sei es die Rührung zu vermehren oder zu dämpfen, gewaltig geklappt haben werden; indem wir uns dieses Element unsrer Erzählung in's Gedächtniß rufen, halten wir es für eine schickliche Gelegenheit, hier, wo so eben der Poesie gedacht worden ist, die Geduld des Lesers, der so viele unnütze Weise eingelegten Arien kaum verschnupft hat, noch einmal auf die Probe zu stellen und zu guter Letzt aus den Papieren, die uns zur Redaktion vorliegen, ein Gedicht, welches Ruwald von Cäruleus in Form einer Apothekersignatur an eine Flasche Makubatabaks angeheftet erhielt, für die Wohlwollenden mitzutheilen, wobei wir diejenigen, welche dieser Gesinnung in geringerem Grade theilhaftig und unter dem in der ersten Strophe angedeuteten Oertchen einen bestimmten Namen sich vorzustellen geneigt sind, um des besungenen Freundes willen inständigst gebeten haben wollen, sich jeder geographisch-statistischen Bosheit zu enthalten und lieber die vielen andern

Blößen der vorliegenden Novelle abzuweiden; wir können versichern, daß der Tabak, den wir selbst in vorurtheilsfreien Stunden versucht haben, ächter Makuba war und mit dem Kraute von Anticyra nicht die entfernteste Aehnlichkeit hatte. Das Tabaks- und Abschiedsgedicht aber lautet nach einer diplomatisch genauen Abschrift also:

Makuba.

Ein didaktisches Gedicht.

Dem schnupfenden Freunde zu Ehren.

Mit doppeltem Motto in Bulwer's Manier.

Prenez.

(Paroles d'un Croyant.)

Nimm diesen Kuß im Geist an deinem Rheine.
(Seume an Münchhausen.)

Nimm diesen „Priß" mit Geist in deinem W***
Und denk' mit einem Herzen, einem sinnenden,
An einen schnupfenden Biedermann,
Den dort an Kreta's westlichem Gestade,
Im Labyrinthe unschmackhafter Pfade,
Einst deine Nase liebgewann.

Bewahr' ihn stets an einem kühlen Orte,
Denn wenn er in der Wärme dir verdorrte,
So würd' er wie der Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt
Und widerwärtig in die Nase bräuselt,
So unerquicklich und so ungelind.

Und stößt du in die Recensententuba,
Nimm immer vorher einen Priß Makuba
Und singe einen Schlachtgesang,

Der von dem Felsenfuß der Pyrenäen
Bis zu des Samojeden Winterseen
In grellen Noten wiederklang.

Durchstöre nicht der Schulen alte Kriege,
Noch aufgeblähter Weisheit Federsiege,
Die schnell die Skepse dir verwischt;
Begnüge dich, um gut und froh zu leben,
Salzwasser hie und da dem Pris zu geben,
Wovon die Nase mild und freundlich zischt.

Und wenn beim Donner einer Riesenode
Mir Herz und Kehle springt im Schwanentode,
Und du den Todesboten hörst,
Dann zieh dein Tüchlein männlich aus der Tasche
Und setze mir bei dieser Tabaksflasche
Ein kritisch Werk, mit dem du Helden ehrst.

Jetzt lebe wohl und höre von dem Freunde,
Als ob er scheidend dir im Arme weinte,
Ein Wort, das seine Seele spricht:
Nicht daß ich deine Nase dir mißgönnte!
Nimm diesen Pris in meinem Testamente,
Denn Gold und Silber hab' ich nicht.

Nimm diesen Pris mit Geist ꝛc.

(Mit Grazie in infinitum.)

* *
*

Paul, der seine Braut nach dem Willen der Eltern mit auf's Land nahm, angeblich um ihre neuen Schwiegereltern zu besuchen, eigentlich aber, um die nöthigen Vorstudien zu dem nahe bevorstehenden Antritt ihrer Haus- und Landwirthschaft zu machen, schrieb kurze Zeit nach seiner Ankunft den noch auf der Universität anwesenden Freunden: „Die Scenen der letzten Abende brausen mir noch immer im Kopfe herum und kommen mir oft auf's Wunderlichste zwischen die Hochzeitsanstalten; ich kann von diesem Wesen nicht so viel vertragen wie Ihr, und hoffe, es werde jetzt eine wohlthätige Stille in meinem Leben eintreten." —

Die Andern haben sich nach allen Weltgegenden zerstreut, eine dumpfe Sage berichtet, Ostjäck habe die Redaktion des Hellermagazins übernommen; Cäruleus lebt in einem ihm befreundeten Pfarrhause: wir hoffen zu Gott und zur Rechtfertigung seiner Ehre gegen Ruwald, daß er mit der Ausarbeitung des Labor improbus beschäftigt sei, und wünschen, der Geist seines Helden möge ihm beiwohnen und die Arbeit auf's Beste fördern. Ruwald ist gleich nach dem Abgang von der Universität nach Norden gezogen und hat, einer eingewurzelten übeln Gewohnheit gemäß, seine Freunde keine Silbe von sich hören lassen; wie erfreut waren sie daher, als sie neulich im Nürnberger Korrespondenten von und für Deutschland lasen, er reise den Rhein herauf und arbeite an einem Hochzeitliede nach der Melodie: Nun ruhen alle Wälder!

Gesammelte Werke

von

Hermann Kurz.

Mit einer Biographie des Dichters,

herausgegeben von

Paul Heyse.

Neunter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Hauschronik

und

Erzählungen.

Von

Hermann Kurz.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

11831

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie	5
Wie der Großvater die Großmutter nahm	73
Das weiße Hemd	96
Den Galgen! sagt der Eichele	120
Die Zaubernacht	133
Das Arcanum	154
Sanct Urbans Krug	174
Die blasse Apollonia	196
Wiederfinden	206
Ein Herzensstreich	222
Das gepaarte Heirathsgesuch	241
Auch eine Dorfgeschichte	259

Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie.

Es sind die alten Glocken,
Die ich als Kind vernahm.

Der Erzähler der nachfolgenden Geschichten lebt mit seinen frühesten Erinnerungen noch im alten Reiche, obschon die Stadt seiner Väter zu der Zeit, als er in ihr das Licht erblickte, lang den Fall der Kaiserkrone gesehen und noch länger eine der freien Städte des heiligen römischen Reiches zu heißen aufgehört hatte. Sie, die einst auf ihr Siegel ein stolzes S. P. Q. R. geschrieben — berechtigt durch die Gleichheit des Anfangsbuchstabens, aber etwas zu stolz für ein kleines Gemeinwesen, das dem mächtigeren Nachbarfürsten seit Jahrhunderten ein Schirmgeld zahlte — hatte nun schon ein Jahrzehend die Farben dieses Nachbars, herzogliche, kurfürstliche, königliche, getragen. Aber die Gemüther hatten diese Farben noch wenig angenommen, und wenn auch nicht, wie in einer andern der schwäbischen Reichsstädte, der Bürgermeister bei Uebergabe der Gewalt an den fürstlichen Oberamtmann mit gebrochenem Herzen todt zu Boden gestürzt war, so lebte doch bei uns der reichsstädtische Geist in seiner Stärke und Schwäche unvertilgbar fort; die „fremden" Beamten hatten oft Mühe, Wohnungen zu finden, und mußten

unter einander selbst zusammenhalten lernen, wie die Bürgerschaft spröd und abgeschlossen unter sich zusammenhielt; ja der Zwiespalt zwischen Gegenwart und Vergangenheit äußerte sich so wunderlich, daß man zum Beispiel einen Weinberg, der, vom Hagel oder Frost beschädigt, jene halb schwarze, halb rothe Färbung blicken ließ, spottweise etwas nannte, was man doch selbst geworden war, nämlich „wirtenbergisch".

Wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen. Für uns Knaben konnte es kein größeres Fest geben, als wenn wir in irgend einem vergessenen Winkel eines der alten Wappenzeichen entdeckten, die man der Stadt gleich im ersten Feuer der „provisorischen" Besitzergreifung, noch vor dem Reichsdeputationsschlusse, weggenommen hatte, und der Beflissenheit, womit die herzoglichen Beamten bei der Zerstörung derselben zu Werke gegangen waren, kam der Eifer gleich, mit welchem eine im Schooße des mediatisirten Reichsbürgerthums nachwachsende Jugend die Reliquien alter Herrlichkeit wieder aufzuspüren wußte. Als besonders glücklichen Entdecker beneideten wir den Dicken, wie wir ihn zu nennen pflegten, einen sehr phlegmatischen Mitschüler, der aber eine zähe Beharrlichkeit hatte und mit der sichern Schärfe seiner langsam bohrenden Augen Dinge ausfindig machte, die von jedem Andern übersehen worden wären. Er hatte an Einem Tage nicht weniger als zwei Reichsadler entdeckt, die den Händen der Verfolger entgangen waren, beide in der Kirche; der eine, ein Doppeladler, horstete hoch am Gewölbe des Schiffs, der andere, in älterer einfacher Form, saß am Gewölbeschluß der Taufkapelle. Wir hüteten sie wie heilige Schätze, zeigten sie einander nur mit den Augen und verriethen ihr Dasein mit keinem Athemzuge, wiewohl die Vorsicht überflüssig sein mochte, denn die schreckliche Ausrottungsjagd nach den harmlosen Wahrzeichen hatte aufgehört.

Die Kluft zwischen Vergangenheit und Gegenwart begann zu schwinden, einzelne Beamtenfamilien befreundeten sich mit einzelnen Bürgershäusern, vornehmlich mit solchen, die auswärtige Frauen heimgeführt hatten, und, was mehr ist, auch die widerstrebenden Theile gewöhnten sich an die Verschmelzung

des winzigen Staates mit dem größeren; wir aber fuhren fort, uns in der Empfindungsweise von Mediatisirten zu gefallen, obgleich und vielleicht eben weil wir die letzten Tage der Reichsunmittelbarkeit nicht mit erlebt hatten. Diese reichsstädtische Romantik wurde genährt durch den Familiengeist, der uns in einzelnen überlebenden Erscheinungen die ganze „gute alte Zeit" erschauen ließ. Was an jener Zeit Gutes gewesen war, hatte fast ausschließlich der Familie angehört. Das wußten wir nicht, aber wir sahen, daß die alten Familienbräuche ihr Schönes hatten, daß die alten Familienglieder ehrwürdig waren, und aus diesen einzelnen Erscheinungen bauten wir uns die gesammte Vergangenheit in einem verklärenden Lichte auf.

Wie konnte ich an der Ehrwürdigkeit einer Zeit zweifeln, aus welcher mein Großvater stammte, ein zu Anfang der Zwanziger Jahre mehr als achtzigjähriger Greis, der noch unter Kaiser Karl VI. geboren war! Wer ihn sah, pflegte zu sagen, so müsse Johannes ausgesehen haben, als er seinen „Kindlein" nur noch die Liebe predigte. Er hieß auch Johannes und war liebreich wie ein Kind; ein Greisenkopf mit langen silberweißen Haaren, das rothwangige Gesicht voll Freundlichkeit, sein ganzes Wesen ohne Arg und Falsch. Wie konnten mir die Vorzüge eines reichsstädtischen Rathes fraglich sein, in welchem der alte Glockengießermeister gesessen hatte! Mußte mich doch schon die Achtbarkeit überzeugen, die von ihm auf seine ganze Familie ausgeflossen war, gar nicht, als ob sie für reich gegolten hätte, denn da sie gerade so groß war wie die Kinderzahl des Erzvaters Jakob, so ging sein mäßiger Wohlstand in sehr kleine Theile, auch nicht, weil kein Makel auf ihr ruhte, denn es gab noch andere unbescholtene Leute genug, die uns bei aller bürgerlichen Gleichheit doch um einen leisen Grad nachstanden, wie auch wir unsererseits wieder an den Familien von Geblüt, nämlich vom Blute der letzten Reichsbürgermeister, in der Stille emporzuschauen hatten. Derlei kleinere oder größere aristokratische Passionen erwachsen auch in der reinsten Demokratie, und eine reinere hatte es wohl im ganzen Reiche nicht gegeben

als die unserer Stadt, in welcher jedes Jahr auf einen bestimmten Tag alles Stadt- und Zunftregiment erlosch und durch eine — wenigstens nach den Verfassungsstatuten — völlig freie Wahl von Neuem zu besetzen war. Adelige Geschlechter zumal hatte es seit dem Mittelalter nicht mehr in der Stadt gegeben; das Bürgerrecht war an die Zunftpflichtigkeit geknüpft und der höchste Würdenträger so gut wie jeder Mitbürger ein Handwerker oder mindestens Angehöriger einer Handwerkerfamilie gewesen; aber wenn ich den Namen des Großvaters an einer der älteren städtischen Feuerspritzen las, die er in seinen thätigen Jahren verfertigt hatte, so bildete ich mir darauf nicht weniger ein, als wenn ich mit ihm über die Straße gehend Zeuge war, wie er als „Herr Senator" begrüßt wurde und bescheiden dankend sein dreieckiges Hütlein zog. An den Glocken konnte ich seinen Namen nicht lesen, denn dazu hingen sie zu hoch, wiewohl ich oft in ihre Nähe kam, da es eine unserer gewöhnlichen Belustigungen war, am Sonntag vom Knabenstande bei der Orgel in den Thurm hinauf zu schleichen und dem betäubenden Geläute das Gehör preiszugeben.

Was aber vollends in uns ein Gefühl erweckte, das einem hochwohlgebornen Ahnenstolze nicht ganz unähnlich sah, das war die Geschichte der alten Reichsstadt selbst. Und diese Geschichte lernten wir nicht auf dem Papiere kennen, sondern sie hatte sich von Mund zu Munde fortgepflanzt. Durch die natürlichsten Beziehungen wurde sie so für uns, neben den großartigen, aber todten Bildern aus der griechischen und römischen Geschichte, die wir in der Schule lasen, zu einer lebenden Herzensgeschichte, deren kleiner Umfang sich gewaltig erweiterte, indem sie eine Zeit vor uns aufthat, die einer Stadt von mittelmäßiger Größe ihren Namen in die Reichsgeschichte einzutragen gestattete. Mündliche Sage und Rede machte uns zuerst mit den Hohenstaufen bekannt, die unserem alten Dorfe Mauern und Stadtrecht verliehen, und die schöne münsterartige Marienkirche zeugte ja gleichsam in Lebensgröße noch von den Tagen, da die junge Stadt dem schwäbischen Kaiserhause ihre dankbare Treue bewies. Nach

der unglücklichen Schlacht bei Frankfurt, die durch den Abfall zweier schwäbischen Grafen mit entstellten, aber leicht kenntlichen Namen für König Konrad verloren gegangen war, wurde diese Kirche von den Bürgern während der Noth der Berennung gelobt und nach dem Siege über die Belagerer alsbald in Bau genommen. Dieser „Pfaffenkönig" Heinrich Raspe, der unseren Vorfahren heiß gemacht, war der erste Gegenstand, welcher unsere Leidenschaft in Bewegung setzte: wir haßten ihn wie den Teufel, obwohl wir uns etwas ziemlich Eisernes unter ihm vorstellten und uns schon die Ehre unserer Stadt gebot, ihn nicht als einen geringfügigen Gegner anzusehen. Mit voller Parteinahme waren wir dann dabei, als die Stadt in den folgenden Zeiten, mit den anderen Städten verbündet, die „Landherren" befehdete, und bei aller Liebe zu unsrem Schiller wollte es uns doch keineswegs behagen, daß er sich vom wirtenbergischen Parteigeiste so weit fortreißen ließ, uns „Gift kochen" zu lassen, von welcher Kochkunst uns doch nicht das Entfernteste bewußt war; doch söhnte uns das einigermaßen mit ihm aus, daß er seinen Grafen von uns „gepantscht" nach Hause sandte. Aber Uhland mit seinen „Gerbern" und „Färbern" hatte es eben doch ganz anders getroffen! Ueber die Geschichte bei Döffingen sodann mußten wir freilich achselzuckend wegzukommen suchen.

Eine weitere Nahrung bot unserem städtischen Nationalstolze, wenn ich das Wort in so verjüngtem Maßstab anwenden darf, das sechszehnte Jahrhundert dar, das unsere Vorfahren abermals mannhaft in die Geschichte, leider nicht mehr des Reiches, sondern seiner Zertrennung eingreifen sah. Die Verhältnisse zu den oberschwäbischen Klöstern, deren ehemalige weitläufige Höfe noch jetzt in verschiedenen Stadttheilen an die katholische Zeit erinnern, aus welcher auch im Archiv der Kirche noch ein Schatz verblichener Paramente vorhanden ist, hatten solche Mißstände herbeigeführt, daß die Stadt, wie unser Selbstbewußtsein mit seinem correctesten Ausdrucke zu sagen liebte, schon ein paar Jahre vor Luthers erstem Auftreten zu reformiren begann. In den strengen Confessionsformen, die unsere Kindheit umgaben, lag noch

ein Nachklang von der politischen Bedeutung, die der Protestantismus einst gehabt hat. Löblich war jedenfalls die Zuverlässigkeit, womit die Stadt an der ergriffenen Ueberzeugung und an den Verbündeten festhielt, und so findet sie sich auch nach dem schmalkaldischen Kriege in der kaiserlichen Strafmatrikel aufgeführt.

Die Stürme des dreißigjährigen Krieges gingen nicht spurlos über ihre Mauern weg. Freund und Feind erschienen nach einander und nahmen mit dem gleichen Rechte der Gewalt ihren Säckel in Anspruch. Das alte Lied: „Der Schwed' ist kommen," klingt bekanntlich in den protestantischen Theilen Deutschlands nicht um einen Ton anders als in den katholischen. Doch begnadigte uns Gustav Adolf mit zweien der eben genannten geistlichen Höfe, nur daß uns diese schwedische Schenkung nicht so gut bekam, wie dem Stuhle Petri die „konstantinische". Gänzlich erschöpft ging die Stadt aus den Drangsalen dieses Krieges hervor, so daß man schwer begreift, wie sie noch die Heimsuchungen überstehen konnte, die gleich darauf durch Ludwig XIV. über das Reich gebracht wurden. Und dennoch war ihr Schicksal nach der Nördlinger Schlacht im Vergleich mit den Nachbarlanden ein gnädiges gewesen.

Eine unmittelbare Erinnerung an die Zeiten des dreißigjährigen Krieges hatte sich in einer Sitte erhalten, welche der Großvater unverbrüchlich beobachtete. Er pflegte am Peter- und Paulstage zu fasten. Bis in sein höchstes Alter genoß er an diesem Tage keinen Bissen; erst Abends aß er ein Stücklein trocken Brod, trank dann einen Schluck Wein und ging zu Bette. Der Fasttag galt dem Andenken einer Rettung, deren sich die Stadt im „Kirschenkriege", einer wenig rühmlichen Episode jener endlosen Kriegswirren, zu erfreuen gehabt. Schon war sie vom kaiserlichen General, der vor den Thoren lag, durch einen Trompeter und „Schröck-Capitain" zur unbedingten Uebergabe aufgefordert, Major Widerhold, der nachmalige Oberst und Commandant von Hohentwiel, war mit seiner unzulänglichen Truppe abgezogen, und das Aergste stand bevor; da gelang es dem Syndikus,

von den Kaiserlichen eine Capitulation zu erwirken, die den Bürgern Raub, Mord, Brand und den gefürchteten Glaubenswechsel ersparte. Das Gedächtniß dieses Tages überlebte größere Glücks- und Unglücksfälle beinahe zwei Jahrhunderte lang.

Einen zweiten Fasttag feierte der Großvater zum Andenken eines Tages von verhängnißvollerer Bedeutung. In seiner Stube befand sich ein alterthümlicher Ofen, auf dessen Vorderplatte das Bild unserer Stadt, in vollen Flammen stehend und von flüchtenden Menschen erfüllt, gegossen war, mit einer darüber schwebenden Inschrift: „Dein Sünd, dein Brand." Die Inschrift flatterte steif, und die Flammen loderten schwerfällig, aber um so frischer überrankte die lebendige Ueberlieferung das Unglücksdatum des 23. Septembers 1726, des Tages, an welchem die Stadt der Raub jener Flammen geworden war. Oft erzählte der Großvater von dem furchtbaren Brande, an dessen Andenken sich für uns eine anmuthige Familiensage knüpfte. Er hatte sie aus dem Munde seines Vaters, der, zu jener Zeit neun Jahre alt, in der Verwirrung des Augenblicks mit sechs anderen Kindern in einen großen Kleiderkasten gesperrt und zur Stadt hinausgetragen wurde. Einen Tag lang blieb der Kasten auf einer Anhöhe unter dem verzweifelten Geschrei der Kinder stehen. Zum Glück hatte er Luft, der alterthümlich riesige Schrank, und sie waren noch immer besser daran, als manche andere Kinder, die in jenen Schreckenstagen verloren gingen und erst spät oder gar nicht mehr gefunden wurden.

Die Stadt wurde unvorbereitet in völliger Sorglosigkeit vom Schicksal überfallen. Zwar erinnerte man sich nachher, daß der fromme Hauptprediger längst das Unglück von der Kanzel geweissagt hatte. Da in den Schrecken der unaufhörlichen Kriegszeiten Geschlecht um Geschlecht verwildert war und die obrigkeitlichen Mandate jetzt im Frieden wenig zur Herstellung der alten strengen Zucht bewirkten, so hatte er jeden Sonntag gegen die sündenbeladene Stadt gedonnert und jede seiner Predigten mit den Worten geschlossen: „Aber es wird dereinst ein Feuer kommen, das Niemand löschen kann." Er selbst

erlebte es nicht, daß seine Worte, die vielleicht geistlich gemeint waren, so buchstäblich in Erfüllung gingen; aber die zerknirschte Stadt schrieb seine Weissagung über ihre rauchenden Trümmer, und es lag in der Anschauung jener Zeit, welche Herzenshärtigkeit mit Bußfertigkeit wunderbar vereinigte, in jedem Ausbruch der Elemente ein himmlisches Strafgericht zu erblicken.

An jenem Septembertage jedoch ahnte Niemand etwas von einem Strafgerichte, vielmehr war der Jahrgang so günstig gewesen, daß man wohlgemuth dem herbstlichen Danksagungsfest entgegensah. Die Vorrathskammern waren voll, und zum erstenmale in zwölf Friedensjahren hatte man Hoffnung, die langen Nachwehen der Kriege vollends zu überwinden. Die Glocken hatten gestern so fleißig wie immer zu der strengen Sonntagsfeier geläutet. Heute schlugen sie zu ungewohnter Stunde, doch nicht zu unbekanntem Zwecke wieder an, indem sie dem alten Thürmer, der zu Grab getragen wurde, den letzten Gruß nachriefen. Wer hätte gedacht, daß seine Glocken noch einmal diesen Abend zusammen laut werden würden, daß sein Thurm so bald nach seinem Scheiden unwohnlich werden sollte? Noch vor Kurzem hatte man durch einen „fremden" Schieferdecker aus Heidelberg den Engel von der Thurmspitze abnehmen und neu vergoldet unter großen Feierlichkeiten wieder aufsetzen lassen. Wie sollte nicht Alles im besten Stande sein?

Die Abendglocke hatte längst geläutet, das Nachtessen war vorüber, doch wachte noch die ganze Stadt, und die frühesten Schläfer hatten den Abendsegen noch nicht ausgelesen, als vom Thurm und in den Gassen Feuerlärm ertönte. Der Mann, in dessen Hause das Feuer ausbrach, war schon in frühester Kindheit gleichsam vom Schicksal gezeichnet worden. Sein Vater stand mit dem Kind auf dem Arm am Laden, der statt des Fensters diente, scherzte mit ihm und that, als ob er es hinauswerfen wollte, da verlor er das Gleichgewicht und stürzte mit ihm auf die Gasse hinab, so daß das Kind ein Aermlein brach. Jetzt nach vierundsechzig Jahren war es diesem bestimmt, daß sein Haus ein Herd der Zerstörung für

seine gesammte Mitbürgerschaft werden und sein oder der Seinigen schuldhafter Leichtsinn ihn mit seiner ganzen Familie in die Verbannung führen sollte.

Noch ehe die Lohe ausschlug, war die Hilfe zur Hand, aber es war ein Feuer, das Niemand löschen konnte. Die Bewohner hatten es zu lang verheimlicht, nun befreite es sich mit doppelter Gewalt, und im Angesichte der Löschanstalten stand plötzlich das Haus nach allen Seiten in vollem Brande. Die Flamme sprang über die enge Straße auf das gegenüberliegende Haus und bildete einen Bogen, dessen feuerspeiender Regen die Mannschaft zurücktrieb. Alsbald zündeten die beiden brennenden Häuser auch die in ihrem Rücken gelegenen Häuserreihen an, und das Feuer wüthete in drei Gassen zugleich, alle Rettungsversuche zersplitternd und verwirrend. Die Gassen waren eng, die Giebel vorspringend, so daß sie einander über der Straße beinahe berührten, die Gebäude fast alle von Holz, die Stuben getäfelt, die Böden mit schlechtgefugten Brettern belegt, alle Stockwerke vollgepropft mit dem Hausrath einer eng zusammengedrängten Bevölkerung, alle Häuser angefüllt mit den Gaben des Jahres, mit Frucht, Futter, Stroh und Holz: Speise im Uebermaß für jenes Ungeheuer, das nur hungriger vom Fressen wird! Und es fraß nach allen Richtungen der Stadt: abwärts die kurze Strecke gegen das untere, und aufwärts die lange Zeile gegen das obere Thor.

Am Himmel hatte ein gelinder Süd geweht; aber das Feuer schuf sich seinen eigenen Luftzug, der zum Sturme wurde und die Flamme vor sich hertrieb, so daß die Häuser nicht mehr einzeln, sondern reihenweise in Brand geriethen. Wenn das Feuer eine Straße durchrast hatte, — dies erzählten Augenzeugen noch viele Jahre lang als das Schrecklichste, — dann drehte sich der Wind, als ob er eigens dazu bestellt wäre, und jagte die Lohe wieder eine andere Straße hinab. Umsonst versuchte man durch Niederreißen von Häusern dem Gluthstrom seine Nahrung zu rauben; die Maschinen zerbrachen oder verbrannten. Die rüstige Bürgerschaft, die schon manche Feuersbrunst unverzagt überwältigt hatte, verlor den

Muth, und nun entstand ein verworrenes Gedränge derer, die noch zu retten suchten, und derer, die unter Jammergeschrei flüchteten. Diese füllten die Gassen und Stadtthore, so daß es oft eine Stunde dauerte, bis der Eine zum Thor hinaus, der Andere wieder hereingelangte. Kranke und Alte wurden in Betten, oder was der Zufall an die Hand gab, erst nach den noch unversehrten Stadttheilen und dann, wenn hier das Feuer nachstürmte, vor die Thore geschleppt. Da draußen war es wie eine weite Walstatt anzusehen, wo Tausende unter freiem Himmel lagen, wund an Leib und Seele. Viele erkrankten tödtlich in der nassen Kälte, die außerhalb des Feuerbezirks herrschte. Kreißende Frauen wurden aus den Flammen herausgetragen, andere wurden im Freien unzeitig von der Geburt übereilt. Eltern und Kinder suchten einander, kläglich rufend, und stürzten in die brennende Stadt zurück oder zerstreuten sich Stunden weit in die Nachbarschaft. Thiere irrten zwischen den obdachlosen Menschen umher; die einen rannten im blinden Schrecken Alles nieder, die anderen winselten nach ihren Herren. Zahllose Habe ging nicht blos im blinden Drang des Flüchtens, sondern auch durch untreue Hände zu Grunde, indem schlechte Menschen sich die Verwirrung zu Nutzen machten.

Der anbrechende Morgen sah den dritten Theil der Stadt in Asche und Flammen, und noch immer spottete das Feuer aller menschlichen Gegenwehr. Es hatte inzwischen nach dem Marktplatze herauf gebrannt, und eben jetzt mit Tagesanbruch loderte das schöne Rathhaus auf seinen steinernen Säulen mit seinen gemalten Fenstern, welche die Wappen besiegter Ritter trugen, und seinem Sturmbock, dem Siegesdenkmal aus noch älterer Zeit. Dieser Mauerbrecher war von dem Heere des Hohenstaufengegners, als es die Belagerung der Stadt aufheben mußte, zurückgelassen und von den Bürgern Jahrhunderte lang in der über ihm erbauten Kirche aufbewahrt worden, bis Kaiser Max bei einem Besuch der Stadt das Kriegswerkzeug aus dem Gotteshause entfernen hieß; da die Kirche fast rings von Häusern umgeben war, die ihm keinen Durchgang gestatteten, so durchbrach man die Mauer

im Chor und schob den mehr als hundert Werkschuhe langen Widder nach der einzigen freien Seite hinaus, worauf er am Rathhaus aufgehängt wurde, mit dem er jetzt bis auf den eisernen Schnabel verbrannte. Noch immer stießen die Straßen dicht an die hohe Marienkirche, und wer über den eigenen Jammer noch hinausdenken konnte, der zitterte für das Kleinod der Stadt, als die lange, vom untern nach dem obern Thore führende „Kramergasse" nun auch aufwärts vom Marktplatz zu brennen begann. Sie lag zwischen zwei Feuern, die sie von den beiden hinter ihr brennenden Gassen her zugleich ergriffen. Man riß die größten Gebäude an der Kirche ein, und zu gleicher Zeit wälzte sich die Flammenmasse nach Süden weg, so daß die Umgebung der Kirche völlig frei vom Feuer wurde; aber das Gluthmeer, von dessen Athem das Wasser in den Röhrenbrunnen sott, die hölzernen Staffeln im Bache verbrannten und die dicksten Fässer in den Kellern zu Asche wurden, hauchte auch nach der Spitze des Thurmes empor, und von oben herab wurde die Kirche ein Spiel der Flammen.

Am Abend des zweiten Tages sah man kleine Lichter im Gebälke des Glockenstuhls erscheinen; sie liefen hin und her und flossen zusammen; auf einmal schlugen die Flammen zu den Bogenfenstern heraus; ein stürmender Wirbelwind erhob sich und die ganze Kirche sammt allen angränzenden Häusern stand im Feuer. Zum letzten Mal bewegten sich die Glocken, aber nicht von Menschenhand; sie läuteten sich selbst zu Grabe, bis sie mit furchtbarem Krachen herabstürzten und in dem Feuerofen zerschmolzen. Nächte lang stand der Thurm schneeweiß glühend, dann schwarz und ausgebrannt über der weiten Schuttstätte. Die Röthe am Himmel sah man bis in die Schweiz, und die Umgegend war so stark erleuchtet, daß man, wie alte Leute zu erzählen pflegten, in stundenweiter Entfernung mitten in der Nacht einen „Kreuzer vom Boden aufleſen konnte".

In den Morgenstunden des dritten Tages hatte das Feuer auch den obersten Stadttheil von der Kirche bis zum obern Thore vollends verzehrt. Dort sprang es über die Stadtmauer und wollte die große Vorstadt ergreifen, die ihm

jedoch wegen ihres weiteren Raumes glücklich widerstand. Nun aber wandte es sich rächend abwärts und fraß an der Mauer eine große Strecke entlang Gassen und Gäßchen, die es noch verschont hatte, bis es zu den bereits in Asche gelegten Stadtvierteln zurückkehrend erstarb.

Die ganze Stadt war mit Ausnahme eines unansehnlichen Halbkreises von Häusern in Flammen aufgegangen. Wunderbarer Weise begann dieser gerettete Halbkreis mit seinem breitesten Stücke gerade da, wo das zuerst in Brand gerathene Haus seine Flammen in die hinter ihm liegende Gasse geworfen hatte. Als ein zweites Wunder staunte man die Nikolauskapelle an, neben welcher der Brand ausgebrochen war. Sie stand, ohne Glocken zwar, doch unversehrt, in einem Kreise von Schutthaufen. Daß der Kaiser auf dem Marktbrunnen den Brand überdauert hatte, war gleichfalls Allen ein Räthsel, weil er durch die Trümmer der hart an ihm gelegenen großen Gebäude, besonders des Spitals, der Zerstörung ausgesetzt gewesen war. Nicht so glücklich war auf dem Röhrenbrunnen an der Hauptkirche die Bildsäule des andern Kaisers gefahren, dem die Stadt ihr Mauerrecht verdankte. Das Bild des Hohenstaufen war untergegangen, das des Habsburgers war erhalten geblieben.

Aber nun, als es nichts mehr zu fürchten noch zu hoffen gab, erwachte das Gefühl des Elends erst in seiner ganzen Schärfe und zählte die Verluste der Gesammtheit wie des Einzelnen auf. Der Mensch jedoch, so lang Leben in ihm ist, hebt auch nach dem schwersten Schlage wieder den Kopf empor, wie viel mehr eine thätige und entschlossene Gemeinde. Unter den drei bis vier öffentlichen Gebäuden, die wie Inseln im Feuermeere dem Verderben entgangen waren, befand sich das alte Franciscanerkloster, das seit seiner Aufhebung als Schwörhof bei den Rathswahlen diente. Dort richtete die Obrigkeit sich ein und begann die unterbrochene Regierung mit der schwierigen Ausscheidung des Eigenthums, das dem Schutt etwa noch abzugewinnen war. Die stehengebliebene Kapelle wurde zur Kirche gemacht; statt der Glocke rief die Trommel zum Gottesdienst, der mit einem Buß- und Fast-

tage begann; denn das Dankfest war mit dem Segen des Jahres dahin; man hatte die Fruchtvorräthe wie Schneeflocken in den Feuersäulen umherwirbeln sehen. Doch stand die Traube noch am Stock, und ihr Ertrag gewährte diesmal ein reichliches Brod. Die Witterung blieb mild, daß man bis tief in den Winter an den Neubauten arbeiten konnte. Mangel und Theurung blieb abgewendet, und die auflebenden Bürger hatten zu rühmen, daß ihnen von allen Seiten „ritterlich" zugeführt worden sei. Reichsstädte und Fürstenlande, Kreis und Reich griffen der heimgesuchten Stadt unter die Arme. Freilich gab es bei der Vertheilung der Beiträge und der Verrechnung der Steuernachlässe viel Beschwerde und Murren, Streit und Mißtrauen; doch schritt das Werk der Herstellung unter allen diesen Unruhen freudig fort. Das Erste, was man in Angriff nahm, war die Hauptkirche; ihr Thurm war ausgeschält, die Schwibbögen zersprengt, ein Theil des Gewölbes lag am Boden, die zierlich gewundenen Säulen waren zerborsten, die Kanzel mit dem großen Simson verbrannt, die bunten Chorfenster zersprungen und der prächtige Altar mit Schmuck und Zier vernichtet; aber indem man sich auf das Nothdürftigste beschränkte, kam man mit den Arbeiten so weit voran, daß am ersten Jahrestage des Brandes wieder der erste Gottesdienst, noch ohne Glocken, in der Kirche gehalten werden konnte. So baut der Mensch, was die Natur mit Einem Schlage in den Staub warf, langsam wieder auf, ihre Gewaltstreiche überbietend durch zähe Geduld und Ameisenfleiß.

Indessen wurden viele Familien durch diesen Brand in bittere Armuth gestürzt. Auch mein Urgroßvater, der vorher reich gewesen war, kam dabei um sein ganzes Vermögen. Er hatte, als Glockengießer und Spritzenmeister der Stadt, seinen Posten im Kampfe mit dem Feuer, und während er hier seiner Pflicht oblag, vertraute er sein Silber und Gold einem vieljährigen Freunde an; nachher, als er es wieder von ihm fordern wollte, leugnete dieser, etwas empfangen zu haben. Was konnte man ihm anhaben? Ein allgemeines Unglück ist wie eine Kriegszeit, in welcher der Stärkere und

Schlechtere oft die Oberhand behält. Mein Urgroßvater faltete die Hände und sprach: „Was Gott thut, das ist wohlgethan;“ darauf richtete er sich mit seinem Handwerk wieder ein, so gut es ging, goß neue Glocken und Feuerspritzen für die wiedererstehende Stadt und nährte sich redlich. Zwar wollte ihm nach dem Rathswechsel der neue Amtsbürgermeister, der ihn nicht liebte, das Leben sauer machen; aber er behauptete sein Recht, und der gestrenge Herr gab weislich bei Zeiten nach; denn die kleinen Obrigkeiten im Reiche hatten einen zwar lässigen, jedoch immer noch durchgreifenden Richter über sich und fürchteten nichts so sehr wie einen Kammerboten von Speier.

Mehr als seine eigenen Widerwärtigkeiten ging ihm der Kummer eines lieben Gevatters zu Herzen, der zur Zeit der Feuersbrunst erster Bürgermeister gewesen war. Herr Matthäus Baur hatte in einer jener beiden Schreckensnächte ein Kind verloren, ein liebliches Mädchen von drei Jahren; er vermißte sie erst am Morgen, als ihm die Sorge für das öffentliche Wohl einige Zeit ließ, nach seinem eigenen Hause zu schauen. Man wußte nicht, war sie im Feuer oder im Gedränge der Flüchtenden um das Leben gekommen. In den ersten Wochen hatte man noch Hoffnung, die Kleine wieder zu finden, denn es kamen viele verloren geglaubte Kinder zum Vorschein, die sich in die Nachbarschaft verlaufen hatten. Der Bürgermeister sandte Boten nach allen Seiten aus, zu nahen und fernen Freunden, aber Niemand wollte etwas von der verlorenen Katharina wissen. Da faßte er sein weinendes Weib in die Arme und richtete ihr das Antlitz gen Himmel, wo sie ihr Kind als einen schönen Engel von nun an suchen sollte. Abends aber, wenn er mit seinem Gevatter auf der Zunftstube zu einem Glas Wein zusammenkam, dann sprachen sie einige halbe Worte über das süße Mädchen, der Bürgermeister wischte sich eine Thräne aus dem Auge und trank einen Schluck Wein dazu, und sein Freund drückte ihm die Hand und sagte: „Ich habe immer geglaubt, mein Franz werde sie einmal zum Weibe haben.“

Dieser, das Aelteste von den Sieben, die im Kasten ge-

wesen waren, wuchs mittlerweile heran und ward ein stattlicher Jüngling. Er erlernte das Handwerk seines Vaters, die edle Gießerkunst, und setzte mit seinem im Feuer gebräunten Gesicht und durch den Druck seiner kräftigen Hand manches Mädchenherz auf dem Tanzboden in Flammen. Er aber schaute nur nach der schönen Regine, die er in seinem Herzen für die Königin des Tanzbodens erklärte. Die schöne Regine war ein Mädchen von stolzem, vollem und schlankem Wuchse; sie hatte ein majestätisches Gesicht, schwarze Haare und schwarze Augen und dabei eine blendend weiße Haut; sie galt für das schönste Mädchen in der ganzen Stadt, nur wollten strenge Richter den Umfang und die Biegung ihrer Nase zu kühn finden, und es ist nicht zu leugnen, daß die Stellung dieses Gliedes in dem feinen Antlitz etwas sehr Gebieterisches hatte. Von dieser Art war auch Reginens ganzes Wesen; sie that zurückhaltend, stolz und spröde. So betrug sie sich auch gegen Franz; aber wenn er sie im feurigen Tanze den Saal hinunter schwang, so steckten alle Leute die Köpfe zusammen und flüsterten: „Das ist doch das schönste Paar auf dem Tanzboden; die thäten zusammen passen!“

Das sah und hörte Franzens Mutter sehr ungerne, denn die schöne Regine war die Enkelin des alten, reichen Stadtschreibers, und der stand bei meiner Urgroßmutter in keinem guten Andenken. Er war ihr Vormund gewesen, und ohne daß man wußte, wie es zuging, war bei der Abgabe der Pflegschaft der Vormund ein reicher Mann und sein Mündel ein armes Mädchen. Aus Großmuth bot er ihr seine Hand an, aber sie weinte und rief: „Ihr seid ja so alt, daß Ihr mein Vater sein könntet; wär't Ihr's nur gewesen, dann stände es jetzt anders!“ Dies klang ihm zu unbescheiden, und er jagte sie aus dem Hause. Damals war die Waisenjustiz noch nicht im besten Zustande, und meine Urgroßmutter sah ein, daß es klüger sei, zu schweigen und zu dulden, als ein Recht zu suchen, von dem sie nicht wußte, wo es zu finden war. Ein entfernter Verwandter nahm sie auf, und da sie zu Feldarbeiten nicht kräftig genug war, so mußte sie ihm die Schafe hüten. So saß sie den lieben

langen Tag und vertrieb sich die Zeit damit, daß sie schöne Lieder sang; sie wußte deren viele und hatte eine gute Stimme. Aber als ein ehrbares Mädchen sang sie nichts, was für leichtfertig angesehen werden konnte; die strengste Kirchencensur hätte ihre Lieder hören dürfen, eine Art halbgeistlicher Lieder mit langtönenden wehmüthigen Melodien, welche recht geeignet waren, einem betrübten Herzen Luft zu machen. Solche pflegte die arme Dorothea zu singen, wenn sie bei ihrer Heerde saß; sie gewährten ihr einen schmerzlichen Trost, und wer in den Feldern oder in den Weinbergen an der Arbeit war, ließ gern sein Werkzeug auf eine Weile sinken, um der klaren, sanften Stimme zu lauschen, wie sie hinter dem kleinen Hügel hervordrang, der den Weideplatz verdeckte. So sang sie einmal ihr Lieblingslied: „Himmlische Geduld" mit besonderem Ausdruck, als die Tochter ihres ehemaligen Vormunds, die es ihr immer noch nicht verzeihen konnte, daß sie einst eine Stiefmutter in ihr hatte fürchten müssen, an ihr vorbeikam, von einer Magd und einem Hündchen begleitet, auf dem Kopfe einen schäferlichen Bänderhut, wie ihn damals die Vornehmen und Reichen trugen. Sie blieb stehen, betrachtete die Hirtin hochmüthig, und als verstände sie die Worte des Liedes nicht, wandte sie sich zu der Magd, die ihr den Korb nachtrug: „Was singt Die da für Schelmenlieder?"

Das schöne Lied: „Himmlische Geduld" ein Schelmenlied! Das Wort gab der armen Dorothea einen Stich durch's Herz. Sie war sehr versöhnlichen Gemüths und hatte schon oft für ihren Vormund gebetet, aber das konnte sie der tückischen Judith nie vergessen, daß sie nicht nur im Elend ihrer gespottet, sondern auch ihren Sinn und Wandel verleumdet hatte.

Ein alter Winzer, der in der Nähe zugehört, kam herbei und tröstete die Weinende. „Sei ruhig, Kind," sagte er, „der dir jetzt Trübsal widerfahren läßt, wird dich noch in Freude führen. Er wird dir einen braven Mann bescheren, dann hat all der Jammer ein Ende."

So geschah es auch.

Eines Tages hütete Dorothea ihre Schafe an der Straße, da kam ein stattlicher Reiter auf einem Friesländer dahergezogen; er war ausländisch gekleidet, trug einen kurzen Mantel und ein Federbarett, an seiner Seite hing ein zierliches Schwert. Es war mein Urgroßvater, der weit in der Welt herumgezogen, in den Niederlanden, in Frankreich und Spanien gewesen war, um die damals neuen Verbesserungen in der Glocken- und Spritzenmacherkunst aus dem Grunde zu lernen, und jetzt in die Heimath zurückkam, wo er sich niederlassen und seine Kunst ausüben wollte. Er hielt sein Pferd an und richtete mit ausländischem Accent einige Fragen an Dorothea, die sie schüchtern beantwortete.

„Kennst du mich denn nicht mehr?" rief er auf einmal in der heimischen Sprache. Sie sah ihn genauer an und erkannte in ihm einen Vetter und Jugendgespielen, der seit vielen Jahren nichts von sich hatte hören lassen. Die Freude öffnete ihr das Herz, sie erzählte ihm ihr Schicksal, wie der Vormund sie verkürzt habe und wie sie jetzt in Noth und Verachtung leben müsse.

„Laß du ihm seinen Mammon, Dorothea," sagte er, „und gib mir den Strauß, den du da an der Brust hast."

Sie verstand ihn und gab ihm die Blumen mit Erröthen. Er steckte sie an's Koller, spornte sein Pferd und ritt in die Vaterstadt ein. Damals hatte das Handwerk noch einen goldenen Boden; der junge Meister war der einzige weit und breit, aus allen Gegenden kamen Bestellungen, manche Ortschaften waren noch gar nicht mit Spritzen versehen, auch waren die neuen erst eigentlich brauchbar; ähnlich stand es mit den Glocken, die man bis dahin nicht so bequem zu gießen verstanden hatte. Er mußte ein ganzes Haus voll Gesellen und Lehrlinge annehmen; der Verdienst überstieg alle Erwartungen. Nach einem halben Jahr führte er die demüthige Hirtin in sein Haus. Um dieselbe Zeit heirathete auch die hochmüthige Judith, und die schöne Regine war ihre Tochter.

Aus diesem Grunde hörte die Urgroßmutter es nicht gerne, wenn man Franzen und Reginen ein Paar nannte;

sie dachte immer wieder an die „Himmlische Geduld", konnte aber darob sehr ungeduldig werden. Ferner erwog sie ein großes Hinderniß: Franz hatte seinem künftigen Weibe nicht viel anzubieten, denn das Wenige, was seit dem Brand erübrigt war, ging in mehrere Theile; Regine aber war reich, und ihre Mutter hatte den Hochmuth nicht abgelegt, den Geiz aber noch dazu gelernt.

Eines Morgens saß Franz betrübt hinter dem Ofen und hatte ganz vergessen, zu dem Vater in die Werkstatt zu gehen. Die Mutter beobachtete ihn eine Weile, endlich trat sie zu ihm und sagte: „Was ist dir, Franz? Warum bist du so verdrießlich?"

Der Jüngling schrack auf und sagte: „Ich bin noch schläfrig vom gestrigen Tanz; Ihr wißt, Mutter, ich kam spät in der Nacht erst nach Hause; nun muß ich aber gehen und formen, der Vater schilt sonst."

„Bleib' noch ein wenig," sagte die Mutter, „ich muß dich etwas fragen."

Sie setzte sich ihm gegenüber und fuhr fort: „Du bist nicht ehrlich gegen mich, Franz; ich habe schon längst bemerkt, daß du etwas auf dem Herzen hast; gesteh' mir's, was macht dich so bekümmert? Es ist nicht recht, daß du mich betrügen willst: wie kannst du denn schläfrig sein, da du heut schon so früh aufgestanden bist? Ich habe dich gehört, du warst vor uns allen auf den Beinen."

Franz sträubte sich; endlich fragte sie: „Hast du etwas mit der Regine gehabt auf dem Tanz? Nicht wahr, die macht dir das Herz schwer?"

Sie mußte ihm noch lange Zeit freundlich zureden, bis es endlich herauskam. Regine hatte ihm gestern zweimal nach einander einen Korb gegeben, und als er zum dritten Mal wieder kam, hatte sie gerade heraus gesagt: „Ich bin nicht für Euch allein auf dem Tanzboden und mag mir auch nichts nachsagen lassen, probirt's doch einmal mit anderen Tänzerinnen, sie nehmen's Euch sonst übel." Und dabei hatte sie spöttisch auf seine Schuhe geblickt, deren Schnallen nicht von Silber, sondern blos von Messing waren.

„Seht einmal die hoffärtige Prinzessin!“ rief die Mutter entrüstet. „Wenn alle Menschen redlich gewesen wären, so trügest du Silberschnallen an den Schuhen, und das Muster an ihrem Halse wäre nicht von echten Granaten. Aber es geschieht dir ganz recht, was läufst du auch dem großnasigen Dinge nach? Es sind viel schönere Mädchen in der Verwandtschaft, und sind auch nicht arm und keine so aufgebauschte Pfauen, wie die.“

„Was wird da von Mädchen geleiert?“ rief eine zornige Stimme hinter ihr; der Vater war unbemerkt in's Zimmer getreten, um seinen Sohn zu suchen. Mein Urgroßvater war ein sehr strenger und heftiger Mann, der gute Zucht im Hause hielt und groß von seinem Stand und seiner Würde dachte. Er saß seit den letzten Wahlen im Rath, welches Amt zwar jedes Jahr einer Neuwahl unterworfen, aber im gewöhnlichen Lauf der Dinge doch so gut wie lebenslänglich war; durfte Stock und Degen tragen, ohne welche man ihn nie ausgehen sah, und wachte mit einer gewissen Eifersucht darüber, ob ihm von Jedermann die schuldige Ehrerbietung erwiesen werde. Ja, die böse Welt sagte ihm nach, er habe einmal, als er über den Markt auf's Rathhaus gegangen sei, einer Gans, die den Schnabel gegen ihn aufsperrte, in gerechter Entrüstung den Kopf mit dem Ehrendegen abgeschlagen und dazu seinen Lieblingsfluch „Pugio“, den er aus Spanien mitgebracht, ausgestoßen. Er war daher sehr entrüstet, als ihm seine Frau gestand, wovon die Rede sei; er fühlte sich durch den Hochmuth Reginens in seiner Würde gekränkt und ließ den Zorn an seinem Sohne aus.

„Pugio!“ rief er, „was fällt dem Burschen ein? Ist noch nicht hinter den Ohren trocken und sieht schon nach den Mädchen? Ich will's ihm vertreiben, so wahr ich Senator und Zunftmeister bin! Wenn er einmal sein Handwerk aus dem Fundament gelernt hat und ein gemachter Mann ist, dann ist's Zeit, sich nach einer Frau für ihn umzusehen, das heißt, nach einer Frau, die seinen Eltern ansteht und fromm und fleißig ist, und nicht in Hoffahrt gekleidet, wie die Lilien auf dem Felde, die da weder nähen noch spinnen. Pugio!

Ich habe nicht eher an solche Sachen gedacht, als bis ich von meinen Reisen zurückkam und mich hier niederkleß, und der milchbärtige Junge hat seine Gesellenjahre noch nicht einmal hinter sich, und in der Welt ist er auch noch nicht gewesen. In der Welt muß man gewesen sein, das gibt den Verstand und den rechten Schick. — Ich habe mir's schon lang bedacht," sagte er etwas freundlicher zu seinem Sohn, „du mußt fort in die Fremde, ich sehe, es ist nunmehr Zeit dazu, und dann kommst du mir auch aus der einfältigen Liebschaft heraus. Ich bin weit gereist, aber für's Erste will ich dich nicht so weit forttreiben. Du sollst mir in die kurkölnische Stadt Attendorn; daselbst ist ein geschickter Glockengießermeister, Christoph Woltmann, mein sehr werther Freund, mit dem ich lange Zeit zu Lüttich als Gesell gestanden bin. An den will ich dir einen Brief mitgeben, daß er dich in Arbeit nimmt, und hernach, wenn du mir anständig schreibst und triftige Gründe dafür weißt, bin ich auch nicht abgeneigt, dich noch weiter reisen zu lassen."

Franz war ein gehorsamer Sohn und ein verständiger Jüngling; er sagte: „Ja, Vater, ich bin's zufrieden;" ließ sich den Wanderbrief schreiben, nahm Abschied vom Hause und wanderte nach Norden zu.

In der fröhlichen Rheingegend hatte er bald seinen gesunden Muth wieder gefunden; Herzweh, Heimweh und was ihn drücken mochte, warf er in den Strom, als er mit dem Schiffe hinuntertrieb. Die erste Reise ist wie die erste Liebe, sie verwandelt das ganze Wesen des Menschen. Bei Bingen bestand er ein kleines Abenteuer, doch ließ ihn die Lurlei mit dem Schrecken davon kommen. Auf dem Wege nach Attendorn hatte er einen günstigen Angang, eine Lämmerheerde, und in Attendorn selbst, vor einem Eckhause, zu welchem er auf seine Frage nach Meister Christoph Woltmann gewiesen worden war, stand ein Engel und fragte ihn: „Wat belieft, myn Heer?" Er gab seine Auskunft ziemlich verwirrt, und der Engel führte ihn die Treppe hinauf in ein Zimmer, wo der Meister, der so eben Feierabend gemacht hatte, beschäftigt war, ein Stück echten Limburger Käses und eine Kanne

Wein durch ein gelassenes Schmelzverfahren mit einander zu vereinigen.

„Wo bist du gewesen, Katharina, und wen bringst du mir da?" fragte der freundliche Mann.

„Ich habe den Gesellen ihren Trunk gebracht, Vater," sagte das holde Mädchen, das mit Franz in die Thüre getreten war. „Dann ging ich in die Abendmette, und wie ich zurückkam, blieb ich noch eine Weile unter der Hausthüre stehen, es ist so ein warmer Tag heute; nun kam der Fremde hier auf mich zu und sagte, er wolle Gesell bei Euch werden und habe Euch einen Brief zu überreichen."

Meister Woltmann hieß den Ankömmling näher treten und nahm ihm den Brief ab. Er war ausnehmend vergnügt, als er hineingesehen hatte; abwechslungsweise las er den Brief und betrachtete den Jüngling. „Sei mir herzlich willkommen in meinem Hause, lieber Junge!" rief er endlich. „Was du deinem Vater gleichst! Zug für Zug, wie aus dem Gesicht geschnitten! Ja, das war ein hübscher, lustiger Bursche zu seiner Zeit, wir haben manchen guten Tag mit einander verlebt in Lüttich. Nun, das ist brav von ihm, daß er dich zu mir schickt; ich will dir ein getreuer Freund sein bei all deinem Thun und Lassen, du sollst Arbeit bei mir haben, wie ein wackerer Gesell, und sollst gehalten werden, wie das Kind im Hause. Katharina, geh und bring ihm zu trinken. Da, sitz zu mir her, du wirst müde sein; heute und morgen hast du Rasttag, übermorgen fangen wir eine Spritze nach einem ganz neuen Modell an; da kannst du Hand anlegen und lernen zugleich."

In diesem Tone sprach der Meister noch lang; er erkundigte sich nach seinem Jugendfreunde, nach dessen Haushalt und Handwerk, fragte, wie es bei jenem Brande zugegangen, dessen Kunde überall hingedrungen war, ob sein Freund sich jetzt wieder ganz erholt habe von seinem damaligen Schaden, und tausend freundschaftliche Dinge mehr. Franz gab über Alles Auskunft; es war ihm so wohl, als ob er in der Heimath wäre. Beim Abendessen mußte er sich zwischen Meister Woltmann und Katharinen setzen, und dieser

Platz wurde ihm für immer angewiesen. Dann fing der Meister wieder an, von Lüttich zu erzählen und zu fragen und wieder zu erzählen; Franz mußte von seiner Reise berichten und brachte allerhand Merkwürdiges und Ergötzliches vor. Er war in Köln gerade zum Fasching eingetroffen und gab die lustigsten Bilder davon zum Besten, wobei er besonders an Katharinen eine aufmerksame Zuhörerin hatte. Die Gesellen, die am gleichen Tische mit der Meisterschaft saßen und Franzen fröhlich bewillkommt hatten, nahmen ebenfalls Antheil an der Unterhaltung, und jeder erzählte ein Abenteuer von seiner Wanderschaft. Katharina war sehr heiter und rief einmal über's andere: „Nun sitzen wir schon so manches Jahr beisammen, und doch ist's noch Keinem eingefallen, so viele hübsche Sachen zu erzählen! Noch keinen Abend sind wir so vergnügt gewesen, wie heute."

Die Abendglocke unterbrach diese Gespräche, und eine andächtige Stille trat ein. Franz horchte mit Staunen und Wohlgefallen auf den herrlichen Klang. „Fürwahr," begann er, als er sah, daß die Andern ihre kurze Andacht beendigt hatten, „ich bin immer stolz auf das Geläute meiner Vaterstadt gewesen, glaube auch nie ein reineres und einstimmigeres gehört zu haben, aber Eure Glocke sticht Alles aus, sie hat einen wahrhaft goldenen Ton, bei dem es Einem ganz anders wird."

„Einen goldenen Ton," versetzte Meister Woltmann, „ja du hast's getroffen, und zwar ist's nicht blos figürlich, sondern buchstäblich so. Die Glocke ist ein altes kostbares Werk, wie heutzutage keines mehr gegossen wird, denn sie hat einen starken Zusatz von echtem Gold erhalten. Du weißt, daß man früher, um einer Glocke den rechten Ton zu geben, eine Beimischung von Gold oder Silber für nöthig hielt, die jedoch meist in den Säckel des Gießers geflossen sein mag. Hier aber hat der Zufall die Mischung vollbracht, und eben darum ist das Gold auch wirklich der Glocke zu Theil geworden, wiewohl sie hinwiederum, so oft sie den Mund aufthut, eine Trauermär' erzählt von dem Fluch, der auf dem Golde ruht.

Ich will sie dir berichten, wie sie von unsern Alten hinterlassen worden ist."

Er gab Katharinen einen Wink, die zinnernen Becher vollzuschenken, und begann hierauf die Geschichte der Glocke, die, weil nach Ortsbrauch der Eintritt der Nacht durch langes Läuten gefeiert wurde, die ganze Erzählung mit ihren weichen bebenden Schlägen begleitete.

„Vor längerer Zeit," begann der Meister, „als die Glockengießerkunst noch selten und nur in den Händen weniger Meister war, die mit ihrem Geheimniß in der Welt herumzogen und großen Reichthum erwarben, kam einst ein solcher wandernder Glockengießer mit seinem Gesellen hieher und erbot sich, den Bürgern eine Glocke zu gießen. Sein Antrag wurde mit Freuden angenommen, denn sie hatten noch keine größere. Alles gerieth in Bewegung, man legte zusammen, und Jeder trug nach Kräften bei; die Reichen gaben Geld, um Metall zu kaufen und den Meister zu unterhalten, und wer kein Geld hatte, brachte Stücke Metall herzu, so viel oder so wenig er besaß, zerbrochene eherne Töpfe und dergleichen, so daß in kurzer Zeit eine Menge Metalls beisammen war und der Meister mit dem Schmelzen anfangen konnte. Dieser aber war ein wilder, jähzorniger Mann; er trug einen unmäßigen Schnurrbart, soff, fluchte und strich sich bei jedem Schwure den Bart; dazu war er unleutselig und grob gegen Jedermann. Die Bürger hätten ihn längst gern zur Stadt hinausgejagt, wenn es ihnen nicht um ihre Glocke zu thun gewesen wäre. Deßhalb trauten sie ihm auch nicht recht, und es mußten immer einige vom Rath zugegen sein, wenn er in seiner Werkstätte arbeitete, um aufzusehen, daß das gesammelte Metall auch wirklich alles zum Gusse verwendet werde.

„Nun lebte zu derselben Zeit in dieser Stadt eine arme Wittwe, die sich von einem kleinen Kramladen kümmerlich nährte. Dieselbe hatte ihren einzigen Sohn nach Holland geschickt, um reichen Kaufleuten allda zu dienen. In diesem Geschäfte hatte sich der junge Mann, der sehr anstellig war, Gunst und Geld in hohem Maße erworben, so daß er jähr-

lich seiner Mutter einen Zuschuß senden konnte. Nach und nach brachte er ein hübsches Vermögen zusammen, mit dem er in seine Vaterstadt und zu seiner Mutter zurückzukehren beschloß. Beim Abschied schenkten ihm die Kaufleute, bei denen er gedient hatte, zur Belohnung und zum Zeichen ihrer Zufriedenheit eine große Platte von lauterem Golde. Da er auf einem Umwege in die Heimath reisen wollte, so sandte er die Goldplatte schwarz angestrichen voraus und schrieb seiner Mutter, sie werde ihn bald wieder sehen, aber von der Platte schrieb er nicht, aus welchem Metall sie bestehe, sondern nur, man solle sie bis zu seiner Ankunft aufbewahren. Als daher in der ganzen Stadt Metall zu der Glocke gesammelt wurde, gab die unberichtete alte Frau ihre Platte her und dachte, ihr Sohn werde es zufrieden sein, das unnütze Stück auf diese Art angewendet zu sehen. Aber der Glockengießer erkannte den Schatz sogleich und trachtete von Stund an darnach, ihn in seine Gewalt zu bringen; nur war es für jetzt nicht möglich, weil er in all seinem Thun und Lassen beobachtet wurde. Doch wußte er Mittel und hoffte zuversichtlich, noch vor dem Gusse das Gold von dem andern Metall zu sondern und sich zuzueignen.

„Als nun die Zeit des Gusses herangekommen war, unternahm der Meister schnell eine Reise gen Arensberg, um auch dort etliche Glocken anzufangen und so viel Metall an sich zu bringen, daß er das Gewicht des Goldes damit ersetzen könnte. Er trat daher zu seinem Gesellen und sagte: ‚Ich muß auf etliche Tage verreisen; du bleibst indessen hier und richtest noch eins und das andere zu, was wir zum Gusse brauchen; aber höre, so lieb dir dein Leben ist, unterstehe dich nicht, den Guß in meiner Abwesenheit vorzunehmen, und wenn ich auch noch so lang ausbliebe! Du verstehst es nicht, denn ich habe dir noch nicht alle Geheimnisse unserer Kunst mitgetheilt, und welche Schande wäre es für uns, wenn das Werk mißlänge; übrigens werde ich spätestens in acht Tagen wieder da sein.‘

„Der Meister reiste ab, der Gesell blieb zurück. Dieser war ein feiner, frommer, sittsamer Jüngling, bei Jung und

Alt beliebt. Er war fleißig am Werke und brachte vollends alles Nöthige in Richtigkeit. Als nach vier Tagen der Meister noch nicht da war, fing er an, Hand an die Maschinen und Werkzeuge zu legen, durch welche die Glocke auf den Thurm gehoben werden sollte.

„Acht Tage waren verstrichen und noch einige dazu; das Geschäft des Gesellen war beendigt, aber der Meister ließ nichts von sich sehen noch hören. Da entstand eine große Unruhe in der Stadt, man schrie, der Meister sei ein Betrüger, der sich auf gemeine Unkosten habe unterhalten lassen, und jetzt, da er seine Kunst zeigen sollte, entflohen sei. Der Gesell fürchtete, es sei ihm ein Unglück zugestoßen; er versicherte, sein Meister sei der geschickteste Glockengießer in der Welt, und falls er nicht zurückkäme, so verstünde ja er die Glocke zu gießen, nur habe der Meister es ihm verboten; man möchte ihm erlauben, einige Tage sich zu entfernen, um den Meister aufzusuchen. Aber die Bürger wollten auch ihm nicht mehr trauen; sie verboten ihm bei Todesstrafe, die Stadt nur einen Augenblick zu verlassen, und ob man ihm gleich nichts zu Leide that, so wurde er doch bewacht und wie in festem Gewahrsam gehalten. Da ging ihm endlich die Geduld aus, und er verhieß, wenn am Ende von zwei Wochen der Meister nicht zurück sei, so wolle er die Glocke gießen.

„Die vierzehn Tage gingen auf die Neige, und der Meister kam nicht. Da ging der Gesell an's Werk, betete eifrig und goß dann die Glocke. Sie war auf's schönste gerathen, als er die Form zerschlug, kein Eckchen fehlte, Namen und Bilder, Alles hatte sich auf's deutlichste ausgedrückt, und das Metall glänzte in einem gelben Scheine, als wenn es beständig von der Sonne angestrahlt würde. Der Gesell war voll Freuden und mit ihm alles Volk. An einem Sonnabend wurde die Glocke auf den Thurm gebracht, der Schwengel aber erst in der Nacht darin befestigt, denn sie sollte ihr Erstlingsgeläute nicht eher als zum Sonntagsgottesdienst ertönen lassen. Als nun am andern Morgen die Frühmesse eingeläutet wurde, da gab die Glocke einen so reinen, herr-

lichen Klang, daß alle Herzen bewegt wurden. Zu Mittag aber richtete die Stadt dem Gesellen ein großes Bankett auf dem Rathhause an; daselbst wurden ihm reichliche und ehrenvolle Geschenke gereicht und wacker mit ihm gezecht bis an den Abend. Der Jüngling aber war seltsam betrübt und mußte sich zwingen, in die Freude der Andern einzustimmen. Er klagte, dem Meister müsse wohl etwas Böses widerfahren sein, daß er so lang ausgeblieben, und sagte, er wolle ihn in der ganzen Welt aufsuchen, um ihm die Geschenke zu überbringen, die nicht ihm selbst, sondern Jenem gebührten.

„Als nun der Abend herankam, nahm er Abschied von den Bürgern; aber viele wollten sich's nicht nehmen lassen, ihm noch das Geleite zu geben. So ritten sie mit ihm und folgten ihn aus mit Kannen und Gläsern; der Gesell ritt in der ersten Reihe, und neben ihm ging ein Saumroß, das die Ehrengaben trug. Der Rath aber befahl, ihm die Glocke nachzuläuten, so lang er sie hören könne. In solcher Ehre und Fröhlichkeit kam er bis auf die steinerne Brücke zwischen hier und dem Schlosse Schnellenberg und that eben noch seinen Geleitern, von denen er sich beurlauben wollte, zum letzten Mal Bescheid; da sah man einen Reiter auf schweißtriefendem Rosse heranjagen; als er näher kam, erkannten sie den Meister. Er war in mehreren Städten gewesen, bis er das erforderliche Metall beisammen hatte; seine Hast und sein Aerger hatten ihm eine hitzige Krankheit zugezogen, an der er bis jetzt darnieder gelegen. Er sah todtbleich aus, trotz der rasenden Eile, mit der er geritten war; aber seine Augen funkelten wie zwei Fackeln, als er den Reiterhaufen gewahr wurde, denn er ahnte, daß er zu spät komme. Er hielt vor ihnen, und in diesem Augenblick trug die Luft den goldenen Ton seiner Glocke vernehmlich herüber. „Hundesohn," schrie er den Gesellen an, „hast du sie gegossen? Wohlan, sie soll deine Todtenglocke sein!" Damit riß er das Schwert von der Seite und stieß es ihm in die Brust; der unschuldige Jüngling stürzte ohne einen Laut unter das Pferd. Seine Genossen aber warfen sich über den Mörder

her, rissen ihn herunter, banden ihm die Hände und brachten ihn so nach der Stadt zurück.

„Man stellte ihn vor den Magistrat; er war zerknirscht und gestand Alles, wie er das Gold erkannt habe und dem Satan anheimgefallen sei. Nur noch Eines bat er sich aus: wie seine Glocke dem Ermordeten zur Todesglocke geworden sei, so möchte man sie ihm als Armesünderglocke läuten, wenn er zum Tod geführt werde. Sein Urtheil wurde gesprochen, seine Bitte gewährt. Man führte ihn unter dem Klang der Glocke hinaus, festen Schrittes trat er in den Ring, blieb eine Weile stehen und horchte mit durstigem Ohr den letzten Tönen der verhängnißvollen Glocke, dann kniete er nieder, und sein Haupt fiel in den Sand. Dem Gesellen aber wurde auf der Brücke, wo er sein Ende genommen, ein eisern Kreuz zum ewigen Gedächtniß aufgerichtet.

„Mit dem Todesurtheil hatte der Magistrat beschlossen, die Glocke solle nie mehr geläutet werden, wegen des Verbrechens, woran sie schuldig sei. Aber bald hernach traf der Sohn der Wittwe, der Eigenthümer des Goldes, in der Heimath ein; sobald er die Begebenheit vernommen und von seiner Mutter erfahren hatte, daß sie jene Platte zum Guß der Glocke hergegeben habe, ließ er sich vor den Rath führen und erzählte, in wie fern er bei dieser Sache betheiligt sei. Es wurde sogleich beschlossen, die Glocke wieder einzuschmelzen und durch kundige Leute das Gold für ihn ausscheiden zu lassen oder ihm eine angemessene Entschädigung in Geld anzuweisen, aber er weigerte sich deß und sprach: ‚Ehrsame Herren, ich bin nicht vor Euch getreten, um das Meinige anzusprechen, der liebe Gott hat väterlich für mich gesorgt, daß ich in diesem Leben keine Noth leiden werde. Aber weil ich das Gold zurückbegehren könnte, habe ich auch ein Recht auf die Glocke, und darum bitte ich Euch, sie der Gemeinde nicht zu entziehen; wohl muß ich trauern, daß mein Gold Zween um das Leben gebracht hat, einen unschuldig und einen schuldig, aber die Glocke hat durch diese Begebenheit eine ernste Taufe erhalten, und wie sie dem Unschuldigen und dem Schuldigen zu Grabe geläutet hat, so soll sie auch hinfüro

allezeit fortklingen, dem Frommen zur Andacht und dem Gottlosen zur Warnung.'"

Der Meister schwieg, und noch immer hörte man die Glocke, die gleichsam mitredend ihre letzten Schwingungen jetzt zu vernehmen gab, auf einmal aber, wie wenn sie noch ein lautes Wort hätte hinzufügen wollen, mächtig anschlug und mit diesem Schlag verstummte. Ein leiser Schauer kam über die Hausgenossenschaft in der stillen abendlichen Stube, und doch war es Allen, als ob nur noch dieses Grauen vor den unbekannten Abgründen des Lebens gefehlt hätte, um das trauliche Gefühl des Daheimseins in ihnen zu erhöhen. Noch eine Weile blieben sie schweigsam bei einander sitzen, dann ging Alles zu Bette, und auch der Ankömmling suchte sein neues Nachtlager auf.

Als er am andern Morgen die Treppe herunter kam, begegnete ihm Katharina auf dem Flur.

„Guten Morgen!" rief sie ihm entgegen. „Sagt mir nur gleich, was Euch geträumt hat diese Nacht, denn es ist ein alter Glaube, was einem träumt in der ersten Nacht an einem Orte, wo man zum ersten Mal ist, das trifft ein. Oder seid Ihr vielleicht so müde gewesen, daß Euch gar nichts geträumt hat?"

„Allerdings hat mir geträumt," sagte Franz, „und zwar etwas, das mir seltsam vorkam und mir immer noch lebhaft vor der Seele steht."

„Nun, laßt hören!"

„Mir träumte, ich hütete eine Heerde Schafe, und darunter war ein zartes, kleines Lamm, das ich besonders lieb hatte; es war am Halse roth gezeichnet, fraß immer aus meiner Hand und ging auf jedem Schritt und Tritt mit mir. Nun entstand Nachts, als ich im Pferche lag und schlief, ein großes Geschrei, die Lämmer blöckten, die Hunde bellten, daß die Luft überall wiederhallte; ich fuhr auf und wollte herausspringen, aber der Pferch war fest verschlossen, und ich mochte mich anstrengen, wie ich wollte, ich blieb gefangen, während das Getümmel draußen immer mehr überhand nahm. Es dauerte, so däuchte mir, bis an den Morgen fort, da

wurde es auf einmal still, der Pferch sprang von selber auf, und ich fuhr hinaus. Meine Schafe lagen friedlich umher im Frühroth, aber mein Lieblingslamm fehlte. Ich ging in der ganzen Gegend umher und lockte ihm, ich sandte alle meine Hunde aus, es zu suchen, aber vergebens, es kam nicht mehr zum Vorschein. Da war ich so ernstlich betrübt, daß ich es jetzt selbst nicht mehr begreifen kann; aber ich ward im Traum auf einmal in eine andere Gegend geführt, sie war mir unbekannt und kam mir doch bekannt vor; in diesem Augenblick ist es mir, als ob es die hiesige Gegend gewesen wäre, wie sie gestern bei meiner Ankunft vor mir lag. Auf einmal war ich mitten in meinem Handwerk: vor mir stand eine Form aus Lehm, Gesellen waren dabei, und auf der Seite lehnte der Meister, Herr Woltmann, auf einem Stock und sah uns zu. Die Form aber war fertig und ganz trocken, und ich wußte, daß die Glocke, schon gegossen, darunter verborgen war. Auch wußte ich, daß es mir oblag, die Form zu zerbrechen; ich nahm also den Hammer und führte einen Schlag auf die Form. Sie ging in Stücken, aber statt der Glocke sprang ein Lamm darunter hervor, das blöckte fröhlich und hüpfte an mir hinauf und leckte mir die Hände; es war am Halse roth gezeichnet, und als ich es näher ansah, war es das verlorene Lamm. Ich neigte mich und liebkoste es, und in demselben Augenblicke fing eine Glocke zu läuten an, da dachte ich: ‚die Glocke ist ja auch fertig.‘ Diese läutete aber immer stärker, so daß ich erwachte, da war es die Morgenglocke hier in Attendorn. — Nun sagt aber, ob das nicht ein sonderbarer Traum ist?“

„Der Traum hat gewiß eine Bedeutung,“ erwiderte Katharina: „ich wünsche, daß er Euch auf eine fröhliche Art in Erfüllung gehe. Ich wollte, alle verlorenen Lämmer könnten ihre Heerde wieder finden.“

Thränen standen ihr in den Augen, und sie ging schnell hinweg.

Franz suchte Meister Woltmann auf.

„Guten Morgen, lieber Junge,“ sagte dieser, „du mußt nun schon leiden, daß ich dich duze; ich habe es

einmal so angefangen und kann mir's jetzt nimmer abgewöhnen."

„Bleibt dabei, Meister," rief Franz, „Ihr macht mir eine große Freude damit, und ich kann Euch um so eher wie meinen Vater ansehen."

„Nun, mit der Vaterschaft, Franz, können wir jetzt gleich anfangen: wir müssen über einen Punkt in's Reine kommen, von dem ich gestern nicht schon reden mochte. Unsere Stadt ist katholisch, und ich bin es auch, wie du weißt, dein Vater aber ist ein vernünftiger Mann und macht sich nichts daraus. ‚Ich habe zu viele Menschen und Secten gesehen,' schreibt er mir, ‚als daß ich nicht wissen sollte, wie wenig es mindestens bei uns ungelehrten Leuten auf den Religionsunterschied ankommt; ich habe sehr gute Katholiken und sehr schlechte Protestanten kennen gelernt, und wieder umgekehrt; aber an dem Glauben, den Einer mit der Muttermilch eingesogen hat, soll er festhalten sein ganzes Leben lang; dadurch prüft er ihn am besten, wenn er ihm treu bleibt, denn sein Glaube bleibt dann auch ihm treu und wird seine Stütze in Gefahr und Anfechtung. Darum, und auch damit Niemand kein Aergerniß nehme, wünschte ich, daß mein Sohn Franz sich von Eurem Gottesdienst entfernt hielte, und habe ihm dannenher für seine sonntägliche Andacht Benjamin Schmolkens Erbauungsbuch mitgegeben. So aber ein evangelisches Haus in eurer Stadt wäre, mit dem er den Tag des Herrn begehen könnte, so sollte mir das freilich noch lieber sein.'" —

„Sieh, Franz," fuhr Meister Woltmann fort, „jetzt hast du die Wahl. Ich denke in dieser Sache gerade wie dein Vater, und es wird dir auch sonst Niemand hier zusetzen, denn die Leute sind friedlich und duldsam; du kannst also den Sonntag über deinem Schmolke zubringen oder bei einem Religionsverwandten, der hier wohnt, wofern nämlich dieser nichts dagegen hat."

Franz entschied sich für das Letztere, und Meister Woltmann ließ ihm sogleich das Haus seines Glaubensgenossen, eines Leinewebers, zeigen. Dort wurde er aber nicht auf's beste empfangen, denn als er seinen Wunsch vorgebracht hatte,

schlug der Leineweber die Hände zusammen und rief: „Was? die ganze Woche hindurch wollt Ihr Euch verunreinigen im Hause der Gottlosen, und am Sonntage muthet Ihr mir dann zu, Euch aufzunehmen in meine reine Hütte, daß ich selber verdächtig würde vor dem Herrn der Heerschaaren? Nein, das kann nicht sein! O leichtsinniger junger Mensch, habt Ihr denn keine Eltern mehr, oder sind sie so unchristlich, daß sie Euch verkauft haben in die Gemeinschaft Belials? Rettet Eure Seele und fliehet augenblicklich aus dem Hause der Verdammniß. Ich will Euch aufnehmen gegen ein billiges Kostgeld und so lang beherbergen, bis Ihr wisset, wo Ihr hinziehen und Arbeit finden werdet. Aber wenn Ihr bei Eurem Meister bleibt, ist Euch meine Thüre verschlossen, die da versiegelt ist mit dem Blute des Lammes; ja, wenn Ihr es wagen wolltet, zu mir zu kommen mit Eurem unbeschnittenen Baalsherzen, so müßte ich, so wahr mir Gott helfe, Euch von hinnen treiben, wie unser Herr die Wechsler aus dem Tempel trieb, und dazu sprechen: ‚Hebe dich weg von mir, Satan!'"

Franz, der anfangs etwas verblüfft gewesen war, brach endlich, als die Rede immer salbungsvoller und die Gesten des Redners immer possierlicher wurden, in ein herzliches Gelächter aus, so daß der Leineweber ihn ganz entsetzt ansah. „Verzeihet," rief er endlich, als er sich wieder erholt hatte, „verzeihet, daß ich so unschicklich vor Euch herausgeplatzt bin, aber es ist mein angeborener Fehler, daß ich mich nicht bezähmen kann, wenn mir was Lustiges vorkommt. Eure Meinung habe ich wohl verstanden, und es kommt mir nicht von Weitem in den Sinn, sie Euch bestreiten zu wollen; unser Streit könnte gerade so lang dauern, wie der dreißigjährige Krieg, und dann wären wir erst nicht fertig, sondern säßen noch, wer weiß wie lang, zu Münster und Osnabrück; auch bin ich zu jung gegen einen Mann, wie Ihr, und verstehe mich besser auf's Glockengießen, als auf's Controversiren. Doch meine ich, wenn ich eine Glocke gieße, so sieht man ihr's nicht an, ob sie für Evangelische bestimmt ist oder für Katholische; sie ist von gleichem Metall, auch hat sie den

gleichen Ton, sie mag hängen, wo sie will, ob sie zur Messe läutet oder zur Betstunde, und seht, es wird doch Jedem wohl um's Herz, wenn er die Glocken in die Kirche läuten hört. Vielleicht sieht der liebe Gott die Sache auch so an und hat Wohlgefallen an unserer unverständigen Frömmigkeit, wenn sie nur vom echten Metall ist und keinen falschen Ton gibt. Aber, wie gesagt, ich will gar nicht mit Euch streiten, ich habe da nur so meine junge Meinung, und Ihr seid älter, als ich, und vielleicht besser angeschrieben im Himmel. Ich wünsche Euch nur, daß Euch dereinst nicht mit demselben Maße gemessen werde, mit dem Ihr Andern gemessen habt. Gott sei mit Euch!"

Mit diesen Worten verließ er das Haus und betrat es niemals wieder. Der Meister fragte ihn sogleich, wie es gegangen sei, und Franz erwiderte ganz kurz, der Leineweber wolle es nicht haben, daß Jemand aus einem katholischen Hause zu ihm komme.

„Das hätt' ich dir voraussagen können!" rief Meister Woltmann lachend: „aber ich wollte ganz unparteiisch sein, und dann ist es dir auch kein Schade, wenn du die Menschen ein wenig kennen lernst."

Katharina war dazu gekommen und fragte: „Was hat denn der Mann gegen uns?"

„Geh du nur ruhig in deine Kirche, mein Kind," sagte ihr Vater, indem er sie küßte: „für dich ist gar nichts Bedenkliches dabei, denn das Lallen der Unmündigen, heißt es, gefällt dem Herrn."

Franz arbeitete sich nunmehr bei seinem Meister als Geselle ein, und das tägliche Leben ging seinen ruhigen Gang. Er war geschickt und fleißig, geachtet von seinem Meister und geliebt von den Mitgesellen, welchen er ein treuer und freundlicher Gefährte war. Und wie der Meister in Handwerksangelegenheiten gern auf seinen verständigen Rath hörte, so hatte er auch im Haus ein Wörtchen mitzusprechen; es kam bald dahin, daß nichts ohne sein Beisein hier vorgenommen wurde, und die junge, lebhafte Katharina ließ sich, wenn es nothwendig schien, willig von ihm hofmeistern. Sonntags

hielt er seine Andacht zur gleichen Zeit mit den Andern; wenn die Glocken anschlugen, ging er auf seine Kammer, hörte zu, bis das Geläute schwieg, dann nahm er sein Buch und las sein „Gesetzlein" darin. Mit wem er in Attendorn in Berührung kam, der gewann ihn lieb wegen seines aufrichtigen, freundlichen und geselligen Wesens. Wegen der Religion erfuhr er von Niemand etwas Widerwärtiges. Nur einige junge Mädchen mochten in ihrem Herzen den hübschen Ketzer bedauern und in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückgebracht zu sehen wünschen. Franz aber hatte für keine ein Auge; er war so eifrig in seiner Arbeit, daß ihm kein anderer Gedanke in den Sinn kam; Reginen hatte er völlig vergessen. Katharina hatte täglich mit ihm zu thun und zu verkehren; er lehrte sie zeichnen und, was damals statt des Claviers galt, die Orgel „schlagen". Er hatte dies zu Hause, wo eine kleine Orgel im Zimmer stand, von seiner Mutter gelernt, und auf seinen Betrieb erhielt Katharina einmal zu ihrem Geburtstag ebenfalls eine kleine, zierlich gebaute und mit mehreren Registern versehene Orgel, über die sie in das höchste Entzücken gerieth. Sie war sehr gelehrig und spielte bald auf dem anmuthig tönenden Instrument protestantische wie katholische Choräle nebst den gebräuchlichen und erlaubten Liedern, worunter auch die „himmlische Geduld" nicht fehlen durfte. Franz war an sie gewöhnt wie ein Bruder an seine Schwester; ihr beständiges Beisammensein war es eben, was Beide so unbefangen machte; an eine Trennung dachten sie gar nicht, denn dieser Gedanke hätte sie wohl schnell aus ihrem ruhigen Traume geweckt.

Katharina war von einer Schönheit, die sich erst nach und nach durch das Gemüth den Augen offenbarte; man mußte viel zu viel auf ihr liebes, gutes Wesen achten, und erst allmählig entdeckte man die stillen Reize des blonden Kindes, ihren edeln Körperbau, ihr zartes Antlitz und ihre seligen, blauen Augen. Aber dem jungen Glockengießergesellen kam nichts anderes in den Sinn, als täglich bei ihr zu sein, mit ihr zu reden, mit ihr zu zeichnen und die Orgel mit ihr zu schlagen.

So vergingen zwei Jahre. Glocken und Spritzen wurden in Menge geliefert, und außerdem verfertigte Franz kleine, zierliche Gefäße aller Art aus Zinn und Messing, die sich bald in der Umgegend und noch weiter verbreiteten; in den Freistunden ging er mit dem Meister oder saß er mit ihm bei Katharinen. Diese ganze Zeit von zwei Jahren, die einem Menschen so lang werden kann, ließ sich für ihn in die kurzen Worte befassen: ein Tag war schön wie der andere. Aber mit dem nächsten Frühling sollte Alles ganz anders kommen.

Ein reicher Kaufmann, aus Attendorn gebürtig, kam von weiten Reisen zurück; er hatte sein Leben genossen und wollte sich jetzt, da er kein Jüngling mehr war, in seiner Vaterstadt häuslich niederlassen. Er warf sein Kennerauge auf die Töchter des Landes umher und hatte bald ausgefunden, daß keine mit Katharinen sich messen könne. Bei einem städtischen Tanzvergnügen, mit welchem die Maifeier beschlossen wurde, bemühte er sich den ganzen Abend um sie und machte ihr in mancherlei ausländischen Weisen und Figuren den Hof. Franz meinte, einen kalekutischen Hahn zu sehen, und wußte nicht, ob er ihn mehr um seine Zuversichtlichkeit beneiden oder sich über seine Zudringlichkeit ärgern solle. Aber seine ganze, ihm selbst verborgene Liebe zu dem Mädchen wachte mit einer unwiderstehlichen Heftigkeit auf, sobald ihm sein Instinkt in diesem „fliegenden Holländer" einen Nebenbuhler zeigte, und er verließ den Tanzplatz mit ganz anderen Gefühlen, als an jenem Abende, da er in kindischem Zorn von Reginen geschieden war. Der Kaufmann setzte seine Bewerbung entschlossen fort; am folgenden Tage machte er in Meister Woltmanns Hause einen Besuch, der in Franzens Herz spitzige Pfeile grub; er erkundigte sich, was damals noch nicht Sitte war, nach dem Befinden seiner schönen Tänzerin und sagte ihr schon viel ernsthaftere Süßigkeiten, als gestern Abend. Am dritten Tage kam er wieder, er trug ein Päckchen köstlicher Brabanter Spitzen und sagte mit zierlichen Verbeugungen zu dem Vater, den er allein fand, dies sei das Brautgeschenk für Jungfrau Katharina, dafern

sie es als solches anzunehmen gewillet sei. Hiemit hielt er förmlich um sie an.

„Liebwerther Herr," entgegnete Meister Christoph Woltmann, „Ihr erweiset mir und meiner Tochter durch Euren Antrag große Ehre, seid dessen freundlichst bedankt; aber ehe ich Euch eine Antwort gebe, muß ich wissen, wie Katharina davon denkt, denn ich bin nicht gesonnen, sie in einer so wichtigen Sache zu zwingen. Habt daher die Güte und gebt uns Beiden eine Bedenkzeit von acht Tagen. Indessen muß ich auch bitten, daß Ihr Euer schönes Geschenk wieder mit Euch nehmet, auf daß es zu keiner Mißdeutung Anlaß gebe; wenn das Mädchen einmal Eure Braut ist, so kann ich Euch nicht hindern, ihr zu schenken, so viel und so wenig Ihr wollt."

Der Kaufmann wußte, daß die Schicklichkeit einen solchen Bescheid erforderte; er fügte sich daher mit guter Miene in die anberaumte Frist, da er nicht im mindesten zweifelte, Katharina werde nach einer so vollen Hand mit Freuden greifen. Er sagte, er wolle diese acht Tage zu einer Reise benutzen, um noch vorher einiges Nöthige abzumachen, und schied mit den besten Hoffnungen.

Franz war es, welchem Meister Woltmann die Sache zuerst vortrug; der gute Mann wollte ihn um Rath fragen. Franz wurde wechselsweise roth und blaß und fragte endlich, ob er Katharinen vorbereiten solle. Der Meister gab dies unbefangen zu. Mit Bitterkeit im Herzen suchte Franz die Jungfrau auf und benachrichtigte sie von ihrem Glück, aber er war gleich versöhnt, als er gewahr wurde, wie sie darüber erschrack.

„Nun, Katharina," sagte er, „macht Euch der Antrag keine Freude? Habt Ihr keine Lust zu dem reichen, vielgereisten Freiersmanne?"

„Nein," flüsterte sie zitternd, „lieber wollte ich sterben." — Alle Heiterkeit und Vertraulichkeit war von ihr gewichen, sie war scheu, wie ein verfolgtes Reh.

„Steht ihm vielleicht ein Anderer im Wege, dem Ihr den Vorzug gebt?" fuhr Franz fort.

Sie sah ihn mit flehenden Augen an.

„Liebe Katharina, wir haben nun so lange Zeit mit einander gelebt, wie Kinder, ich habe Vater, Mutter und Heimath vergessen in deiner Nähe, und wenn es mir dennoch über der Arbeit manchmal heimwehleidig um's Herz wurde, so kam dies blos daher, weil ich meinte, du müssest immer neben mir sein und mir zusehen oder mit mir reden. Und jetzt, wo dich mir ein Anderer wegnehmen will, jetzt weiß ich es ganz gewiß, daß ich ohne dich nicht leben kann."

Eine dunkle Röthe lag über ihrem Angesicht, sie senkte die Augen, aus welchen Thränen strömten; sie hob sie wieder und sah ihn so herzinnig an, daß er ihr bis auf den Grund des Herzens blicken konnte.

„Katharina," rief er, indem er sie mit den Armen umfing und fest an sich drückte, „hast du mich lieb?"

Sie lächelte durch die Thränen hindurch, flüsterte: „Sprich mit dem Vater!" und eilte hinweg.

Ganz betäubt und trunken kam Franz zum Vater zurück und sagte: „Wenn Ihr nichts dagegen einzuwenden habt, Meister, so ist Katharina heute noch Braut."

„Ei! so schnell hat sie sich entschließen können, ihn zu nehmen?"

„Nicht ihn."

„Wen denn?"

„Mich."

Da schüttelte aber der Meister den Kopf sehr bedenklich und sagte: „Knabe, du hast mir was Schönes angerichtet! Doch ich kann dich nicht schelten, ich bin selber schuld daran: ich ließ mich von Euch täuschen, denn Ihr waret wie Geschwister mit einander, und ich hätte bedenken sollen, daß das nicht in die Länge gut thun konnte. Nun, jetzt ist es einmal so, und es bleibt nichts anderes übrig, als der Sache so schnell wie möglich ein Ende zu machen."

„Was sagt Ihr, Meister?" unterbrach ihn Franz erschrocken. „Warum soll es denn nicht sein? Ich verstehe kein Wort von alle dem, was Ihr da redet."

„Die Sache hat zwei große Schwierigkeiten," entgegnete

jener, „die von uns Beiden keiner heben kann. Zum ersten ist das Mädchen katholisch.“

„Und glaubt Ihr, es wäre um ihre Seligkeit gethan, wenn sie mir zu lieb evangelisch würde?“

„So? einer Liebesgrille wegen zieht man einen neuen Glauben an, wie man eine andere Schürze vorbindet? Da müßte es mit Eurer Angelegenheit schon weit gekommen sein, und, Gottlob das ist nicht der Fall; sie ist ja erst von heute.“

„Ach nein,“ erwiderte der Gesell, „genau genommen, hat sie mit dem Tage begonnen, an dem ich Euer Haus betrat; wir wußten es nur nicht so, es war eben als wenn wir immer bei einander sein müßten.“

„Es mag sein, wie es will, es würde mir nicht an Katharinen gefallen, wenn sie deßwegen die Religion wechselte.“

„Ich denke, da braucht es kein Gefallen und kein Mißfallen, Ihr seid ja der Vater und könnt befehlen; ohne Euren Willen geschieht freilich nichts, und wenn Ihr dagegen seid, ja, dann ist's abgethan.“

„Nicht so sehr, wie du denkst; denn da eben ist noch ein größerer Haken: du mußt wissen, Katharina ist nicht meine Tochter.“

„Wie?“ rief Franz, „was muß ich hören? Katharina ist nicht Eure Tochter?“

„Nein, mein Sohn, sie ist nur ein angenommenes Kind.“

Bei diesen Worten trat Katharina herein. „Ja,“ sagte sie weinend, „der Vater hat mich aufgenommen, gepflegt, erzogen und geliebt, wie sein leibliches Kind, aber ich bin es nicht. Ach, ich habe es Euch oft gestehen wollen, Franz, aber —“

„Ich habe es verboten,“ sagte ihr Pflegevater. „Man muß so was nicht unter die Leute bringen; es dient zu nichts Gutem, und sie machen nur ein unnützes Geschrei daraus.“

„Und wenn du ein Bettelkind wärest, mir wär's gleich,“ sagte Franz zu ihr. „Aber kann man denn deine Eltern nicht ausfindig machen, daß sie ihre Einwilligung geben?“

Sie weinte heftig und sagte: „Ein Bettelkind bin ich allerdings, ja! Wer aber meine Eltern gewesen sind, weiß ich nicht zu sagen, eben so wenig, aus welchem Land ich gebürtig bin; ich kenne Niemand als den Vater hier, den mir der liebe Gott geschenkt hat. Aus meiner frühsten Kindheit kann ich mich nur so viel entsinnen, daß ein Bettelweib weit, weit in der Welt mit mir herumzog. Wenn sie die Leute um ein Almosen ansprach, so ließ sie mich dabei sehen, um ihr Mitleid zu erwecken. Aber sie war immer gut gegen mich und gab mir immer das Beste von Allem was sie geschenkt bekam. Hie und da erzählte sie mir, ich sei nicht ihre Tochter, sie habe mich einmal, ich weiß nicht wo, an der Straße schlafend gefunden, in zerrissenen Kleidern, denen man aber doch angesehen, daß ich von keinen schlechten Leuten abstamme. Aus mir selbst habe sie nichts herausbringen können, als daß ich Katharina heiße. Darauf habe sie mich zu sich genommen und sei ihren Weg mit mir weiter gezogen; an allen Orten habe sie gefragt, ob kein Kind vermißt werde, Niemand aber habe davon etwas wissen wollen. Ungefähr ein Jahr lang bettelte sie mit mir den Rhein herunter —"

„Da kamst du in meine Hände," sagte Meister Woltmann und klopfte ihr auf die Wange. „Dies ging so zu. Mein seliges Weib war aus Brüssel gebürtig und hatte dort einen reichen Vetter. Der war alt und krank und schrieb ihr, er fühle, daß sein Stündlein nahe sei, und habe sie zu seiner einzigen Erbin eingesetzt; zuvor aber wünsche er, sie noch einmal zu sehen, sie solle kommen und ihm die Augen zudrücken, damit er nicht unter Fremden sterbe. Da sie nicht allein hinreisen wollte und wir leider keine Kinder hatten, so entschloß ich mich, mein Haus so lang zu schließen und das Handwerk liegen zu lassen, bis der Vetter zu seinen Vätern versammelt wäre. Wir zogen also mit einander gen Brüssel zu dem alten, kranken Mann, dem es wohl that, unter den Seinigen zu sein. Aber mit seinem Sterben verzog es sich, und wir hatten viel Ungemach mit seiner Pflege. Es dauerte Jahre, bis seine Krankheit zu Ende ging, da segnete er uns und starb. Wir nahmen die Erbschaft ohne Hinderniß in

Empfang, wollten aber nicht gleich zurückkehren, sondern reisten noch eine geraume Zeit in den Landen zu unserer Ergötzung und Erholung umher, denn mein Weib hatte als Krankenwärterin viel ausgestanden. Endlich machten wir uns auf den Rückweg und beschlossen, über Kevlaar zu gehen, da gerade die Wallfahrtszeit herangekommen war. Wir gingen, wie die andern Wallfahrer, zu Fuß und nur langsam, weil das Wandern meinem Weibe stark zusetzte. In Kevlaar blieben wir eine Zeit lang und verrichteten unsere Andacht. Am Tage, da wir wieder fortgehen wollten, sahen wir ein Bettelweib mit einem schönen Kind unter dem Muttergottesbilde liegen; sie sah sehr abgezehrt aus und schien am Sterben zu sein. Wir nahmen uns ihrer an, ließen sie in ein Haus bringen und verpflegen, und da sagte sie uns von dem Kinde dasselbe, was du aus Katharina's Munde gehört hast. Weil ihr aber das Kind Gewinn brachte, so mag sie vielleicht den Eltern nicht allzu eifrig nachgeforscht haben. Das Weib starb, und da wir kinderlos waren, so hatten wir zu gleicher Zeit den Gedanken, das Mädchen an Kindesstatt anzunehmen; wir ließen sie kleiden und kehrten mit ihr nach Attendorn zurück. Um weder sie noch uns dem Gerede der Leute auszusetzen, gaben wir vor, sie sei unser Kind und während der mehrjährigen Abwesenheit von meinem Weibe geboren worden; man wünschte uns Glück und scherzte über den späten Ehesegen. Mein gutes Weib kränkelte aber seit der Brüsseler Reise und ging nach einigen Jahren in die ewige Heimath ein. Nun wäre ich allein in der Welt gewesen, aber das liebe Mädchen wurde mein Trost und die Freude meines Alters. Um das Geheimniß weiß Niemand in der ganzen Stadt, aber es ist eine Ehrensache, es ihrem Freier zu entdecken, denn wie ich sie nicht unnöthigerweise in den Mund der Leute bringen wollte, so will ich doch auch Niemand mit ihr betrügen. Sobald sie einwilligt, den Kaufmann zu heirathen, so muß er ihre ungewisse Herkunft erfahren und kann sich darnach halten; will sie ihn aber nicht, so braucht er auch nichts zu wissen. — Jetzt frage ich dich, Franz, wie du es bei deinen Eltern angreifen willst, um ihre Einwilli-

gung zu dieser Heirath zu erlangen? Ich habe Katharinen, wie es meiner Tochter geziemte, in meinem Glauben erziehen lassen, und es geht nicht so leicht, damit eine Aenderung vorzunehmen. Geschähe es aber auch, so könnten doch die Deinigen immer noch Scrupel genug darin finden. Aber noch mehr: wenn sie dich fragen, wer ist die Frau, die du einführen willst in unser ehrsames Haus? woher ist sie? und wer sind ihre Freunde, mit denen wir uns verschwägern sollen? was kannst du antworten? Du hast mir selbst Beispiele erzählt, wie schwer bei Euch, wo Alles in die Verwandtschaft heirathet und die ganze Stadt unter sich verwandt ist, eine fremde Frau eine Heimath findet: wie würde es nun vollends einem Findelkinde gehen? Niemals werden deine Eltern in diese Heirath willigen. Zwar kann man es meinem Kinde nicht ansehen, weß Standes sie ist: sie kann meinetwegen von einem Fürsten oder Grafen abstammen, aber es kann auch anders sein, und ihre Herkunft könnte doch immer noch an den Tag kommen. Mir gilt das gleich, ich kann der Entdeckung ruhig entgegensehen, denn Katharina ist und bleibt meine herzliebe Tochter, mein gutes Kind, und wenn sie von einem Abdecker herkäme. Aber die Deinigen denken nicht so und werden in einer so wichtigen Sache nichts auf's Ungewisse wagen. Deßwegen bitte ich dich, Franz, stehe lieber von deiner Werbung ab und frage zu Hause gar nicht an; ich weiß, du würdest es nicht durchsetzen, und dein bloßes Anfragen brächte dir Verdruß auf den Hals. Mit dem hiesigen Freier ist es ein ganz anderer Fall; der hat keine Eltern und keine nahe Verwandtschaft, die er zu fragen brauchte, er ist sein eigener Herr, und da er Katharinen sehr gut zu sein scheint, so glaube ich nicht, daß er sich an dieser Schwierigkeit stoßen wird. Bei ihm fällt ohnehin das Hinderniß weg: er ist gleichfalls katholisch, wie sie, und da braucht keins dem andern seinen Glauben zum Opfer zu bringen."

„Ja, ja," sagte Franz mit jener Bitterkeit, die so leicht in jungen Herzen aufsteigt, wenn sich der Leidenschaft Gründe in den Weg stellen, deren Gewicht sie wider Willen

anerkennen muß, — „ja, ja, ich sehe schon, Ihr habt Alles mit dem Mynheer Nabob so gut wie in's Reine gebracht."

„Sei kein Kind, Franz!" rief der Meister gutmüthig aufbrausend. „Meinst du denn, du wärest mir als Schwiegersohn nicht so willkommen oder willkommener denn jeder Andere? Ich habe nichts mit ihm abgemacht, wiewohl nur die Eifersucht leugnen kann, daß der Mann nicht so geradehin zu verwerfen ist. Aber ich sage dir ja, daß ich die ganze Sache in ihren freien Willen stelle. Sagt sie Nein, so könnten wir, dächt' ich, von andern Dingen reden. Hat sie sich's aber in den Kopf gesetzt, keinen Andern zu nehmen als dich, je nun, so wißt ihr ja die Bedingungen. Vor Allem muß sie zu deiner Religion übertreten, um dir in deine Heimath folgen zu können. Da steht sie: frage sie, ob sie bereit sei, ihren Glauben abzuschwören. Oder hat sie dir schon das Wort darauf gegeben?"

„Nein," antwortete Franz und blickte mit gespannter Erwartung auf Katharinen. Sie hatte den Kopf gesenkt, hob die Augen nicht vom Boden und sprach kein Wort.

„Genug!" versetzte der Meister, der mit einem Blick die Haltung des Mädchens und den tiefen Eindruck derselben auf den jungen Mann überschaut hatte. „Für jetzt ist genug gesprochen. Es bleibt bei der Bedenkzeit, die ich dem Freier gesetzt habe. In acht Tagen," sagte er hierauf zu seiner Tochter, „will ich dich wieder fragen, und bis dahin," setzte er gegen Beide gewendet hinzu, „wird es das Beste sein, einander das Herz nicht weiter schwer zu machen."

Sie trennten sich schweigend.

Die acht Tage vergingen sehr langsam und doch auch wieder sehr schnell. Gesprochen wurde fast gar nichts, auch zwischen den beiden Liebenden nicht, denn Er scheute sich die Frage zu wiederholen, die sie ihrem Vater zu beantworten gezögert hatte, und Ihr war die Zunge wie gebunden. An ihm war eine von Tag zu Tag wachsende unheimliche Spannung zu bemerken, die Niemand deuten konnte, die aber Katharinen, wenn ein düsterer Blick aus seinen Augen auf

sie fiel, mit Schrecken erfüllte. Er arbeitete rastlos, aber mit einer peinlichen Hast und Heftigkeit. Der Meister sah ihm kopfschüttelnd zu, und Katharina ging oft auf ihr Kämmerlein, um sich satt zu weinen.

Der letzte Tag der gegebenen Frist war herangekommen, der Meister und seine Tochter saßen mit gepreßtem Herzen beisammen, denn Franz hatte gegen alle Gewohnheit diesen Morgen um Vergünstigung gebeten, einen längeren Ausgang machen zu dürfen, und war zum Mittagessen nicht zurückgekehrt. Ein herannahendes Gewitter vermehrte ihre Bangigkeit. Der Himmel war schwarz überzogen, der Donner, der noch in der Ferne drohend murrte, schien sich allmählig zu nähern, der Tag verfinsterte sich, Blitze spielten durch das Dunkel, und man hatte ein Gewitter zu befürchten, schwerer als der Mai es sonst mit sich zu bringen pflegt. Die alte Glocke sandte ihre bebenden Töne hinaus, die der geängstigten Stadt die Gefahr beschwören helfen sollten. Endlich kam das Gewitter und mit ihm Franz.

Er trat mit finsterer Entschlossenheit herein und sprach: „Meister, wollt Ihr mir ein paar Worte vergönnen?"

„Sprich, mein Sohn," erwiederte dieser, „und möge es etwas Gutes sein!"

„Herr Woltmann, lieber Meister," hub der Jüngling an, „Ihr habt mir zwei Hindernisse genannt, die zwischen mir und Eurer Pflegetochter stehen. Ich bin nun diese acht Tage mit mir zu Rath gegangen und habe gefunden, daß es ein Mittel gibt, durch welches beide mit Einemmal zu heben sind. Ihr habt gesagt: daß ich ein Protestant sei, das stehe der Heirath im Weg; und weiter: ein Mädchen von ungewisser Herkunft könnt' ich blos dann zur Frau nehmen, wenn ich keine Eltern hätte, wie sie."

„Das hab' ich nicht gesagt!" unterbrach ihn der Meister.

„Gleichviel," fuhr Franz fort, „ich will Euren Glauben annehmen, der gut sein muß, weil Katharina nicht von ihm lassen zu wollen scheint. Dann ist die Religion kein Hinderniß mehr. Und," setzte er mit brechender Stimme hinzu, „ich

hoffe zwar, meine Eltern werden mir ihren Segen nicht ganz entziehen, aber dreinreden werden sie mir dann nichts mehr, und werden mir nicht verwehren, die Tochter des Kaisers oder des Scharfrichters zu heirathen."

Der Meister sah nach Katharinen hinüber; sie hatte das Gesicht verhüllt. „Hast du das mit dem Mädchen, abgeredet?" fragte er.

„Kein Wort!" betheuerte Franz.

„Nun, und was sagst du dazu, meine Tochter?"

Katharina ließ die Hände sinken, sie sah sehr bleich aus. „O Franz," rief sie, „begehe keine Sünde um meinetwillen! Bin ich denn so wichtig, daß du die Liebe deiner Eltern um mich auf's Spiel setzen mußt? Ich bitte dich, verlaß uns, kehre wieder in deine Heimath zurück und thue deinen Eltern kein solches Leid an; du wirst gewiß eine Andere finden, bei der du mich vergessen kannst."

Franz zitterte wie im Fieber. „Sünde?" sprach er. „Was ist denn für eine Sünde dabei, die mir meine Eltern vorwerfen könnten? Habt Ihr einen andern Gott als wir? Däucht mir doch, der Hauptunterschied bestehe in ein paar Tropfen Wein."

„Junge!" donnerte der Meister, „fürchtest du dich nicht, so gottlos zu reden? Hörst du nicht, wie der Himmel über deine gottvergessenen Reden zürnt?"

„Laßt's gut sein, Meister," lachte Franz, „der Himmel ist jetzt zornig, weil gerade ein Wetter ist. Er würde eben so schelten, wenn ich gesagt hätte, es sei ein Tiegel umgefallen."

„Siehst du, wie der Unglaube aus dir spricht?" rief der Meister halb ärgerlich halb lachend. „Du bist, sorg' ich, nicht einmal gut evangelisch, du würdest mir einen schönen Katholiken geben!"

Das Gewitter wurde stärker, heftige Schläge fuhren zwischen die streitenden Reden der beiden Männer.

„Und, kurz und gut," sagte Meister Woltmann, „bleibe auf deinem Willen, werde katholisch, aber mein Jawort bekommst du nicht! Wenn sich dein Herrgott, wenn sich dein

Vater nicht auf dich verlassen kann, so mag ich's auch nicht. Was würde dieser von mir sagen, der dich mir anvertraut hat? Der Christoph, würde er sagen, ist ein alter bigotter Narr und ein schlechter Kerl geworden, er hat mir meinen Sohn katholisch gemacht."

„Gut," entgegnete Franz, „wenn's das ist, so bleibt auf Eurem Sinn, aber laßt auch Katharinen den ihrigen. Ihr könnt's ihr nicht verwehren, wenn sie in mir einen Katholiken nimmt. Oder verstoßt sie meinetwegen, ich trage sie auf den Händen durch die Welt."

„Ich hoffe," sprach Meister Woltmann, „mein Kind werde vernünftig sein und bei mir bleiben. Katharina sieht jetzt schon ein, was du erst später einsehen würdest. Ja, und auch du siehst mir nicht aus, als ob du dein Gewissen völlig überwunden hättest. Und wenn du nun dennoch deinen Willen durchsetztest, wie würde es in ein paar Jahren sein? Verstoßen von deinen Eltern, verflucht von deinen ehemaligen Glaubensbrüdern, von allen besseren Katholiken verachtet, ohne Auskommen, ohne Beistand, wirst du mit ihr herumirren; der erste Rausch ist verflogen, und du siehst in dem armen Kinde nichts mehr, als die Ursache all deines Ungemachs. Ich traue dir wohl zu, daß du nicht so unedel sein wirst, es ihr zu sagen, aber in deinem Herzen wirst du's denken, und Katharina wird's in dem ihren fühlen, und Beide werdet ihr unglücklich sein. Das sagt sich mein kluges Kind von selbst, ehe es zu spät ist, und damit wird sie sich und dich vor Schaden behüten. Glaubst du denn, es könne ihr Vertrauen einflößen, wenn du um ihretwillen die Gemeinschaft deiner Glaubensgenossen, deiner Eltern, deiner Verwandten und Mitbürger wie altes Eisen wegwirfst? Ich glaub's nicht. Hab' ich doch schon einmal einen ähnlichen Fall erlebt, den du dir zur Lehre dienen lassen kannst. Es wird just so gut wie ein Wettersegen sein, wenn ich dir's erzähle; denn mir scheint es, das Ungewitter in deinem Innern sei gefährlicher als das am Himmel. Höre also auf ein warnendes Beispiel, da du nicht auf die Stimme hören willst, die aus den Wolken spricht."

Franz machte eine ungeduldige Bewegung, als ob er wenig geneigt wäre, sich in dieser schweren Stunde durch eine Geschichte, wie sie der Meister zu erzählen liebte, zerstreuen zu lassen; doch hielt ihn die Achtung vor dem väterlichen Freunde in Schranken. Nach einem gewaltigen Vorspiel, das dieser dem Donner hatte einräumen müssen, hob der Meister zu erzählen an:

„In Brüssel, im Hause meines Meisters, dessen Tochter ich nachher heimführte, lernte ich einen Studenten kennen, der daselbst wohnte und wegen einiger großen Dienste, die er als geschickter Arzt geleistet hatte, ein vielgeliebter Hausfreund geworden war. Von Geburt war er ein Deutscher, protestantischer Confession und hieß Ludwig mit seinem Vornamen. Er hatte in Löwen studirt und vollendete jetzt seine Studien bei der berühmten medicinischen Gesellschaft zu Brüssel, war aber bei allem Fleiß eine lustige Haut, immer zu Späßen und tollen Streichen aufgelegt. Er hat mir manche schlaflose Nacht bereitet, denn er stellte sich, als ob er mir die Meisterstochter wegfischen wollte, und ruhte nicht eher, als bis ich eifersüchtig wie ein Türke geworden war; dann aber machte er der Neckerei ein Ende und brachte es durch seine Fürsprache bei meinem Schwäher dahin, daß ich mich schon als Gesell mit meinem lieben Weibe verloben durfte. Ich that mir nicht wenig darauf zu gut, daß ich so viel Ehre von einem so gelehrten Herrn genoß. Eins aber wollte mir nicht ganz an ihm gefallen: er war mir zu leichtsinnig in Religionssachen. Zwar nahm er sich vor mir in Acht, weil er wußte, daß ich in dem Punkte keinen Spaß verstand, doch spöttelte er hie und da über unsre katholischen Bräuche. Oft lachte er mich aus, wie ich mir nur habe in den Kopf setzen können, daß er im Ernst mein Nebenbuhler sei, da er doch schon als Protestant nicht daran hätte denken können, eine Katholikin zu heirathen. Damals sah ich nicht voraus, wie es sich nachher so ganz mit ihm wenden sollte. Er nahm von uns und von Brüssel Abschied; die medicinische Gesellschaft ernannte ihn zu ihrem Mitglied, die Universität Löwen setzte ihm den Doctorhut auf, und er verließ die Niederlande in

großen Ehren, um auf gelehrte Reisen zu gehen. Zuvor besuchte er seine Eltern in Deutschland, deren Stolz und Freude er als einziger Sohn war; dann wollte er sich in die Schweiz und hierauf nach Montpellier, als einem berühmten Sitz der Arzneiwissenschaft, begeben. Aber er kam nicht weiter als bis Konstanz. Dort besuchte er, nach seiner Gewohnheit, einen großen Arzt, den er am Krankenbette eines einzigen Kindes traf, und der ihm gestand, daß er mit all seiner Kunst rathlos sei und die Hoffnung, seine Tochter Cornelia zu retten, völlig aufgegeben habe. Auf Ludwigs Andringen ließ er ihm die Kranke zur Behandlung, und der junge Doctor hatte sie mit einer seiner kecken Kuren nach wenigen Wochen dem Tod aus dem Rachen gerissen. Die Folge war, daß die beiden jungen Leute einander liebgewannen, nur meinte es Cornelia nicht für diese Welt; denn als er ihr Herz und Hand anbot, erklärte sie ihm mit bittern Thränen, sie werde nie einem Andern die Hand reichen, aber auch von ihm sei sie durch eine unübersteigliche Kluft getrennt. Ihr Vater jedoch, sei es nun, daß er in Wahrheit vom Eifer für unsere Religion entflammt war, oder wollte er den Protestanten ein solches Licht der Wissenschaft entreißen, oder hatte er andre weltliche Beweggründe vor Augen, kurz, der Alte sagte ihm, er solle nur der Ketzerei entsagen, dann sei er auf dem geraden Weg zum Ziele seiner Wünsche. Ludwig drückte ihm die Hand, und fort war er, ohne Cornelia zuvor noch einmal gesehen zu haben. Nach einigen Wochen aber kam er von Sankt Gallen zurück, wo damals ein sehr glaubenseifriger Abt war, der's ihm leicht gemacht haben mag. ‚Gelobt sei Jesus Christ!' rief er Cornelien entgegen. ‚In Ewigkeit,' antwortete sie und kehrte ihm den Rücken zu. Um jene Zeit saß ich einmal mit meinem Weib Abends drunten vor der Hausthür' auf der Bank. Da kam ein Fremder die Straße herauf, ein bleicher Mensch mit hohlen Augen und struppigem Haar. Gott verzeih mir's, das alte Lied vom Tannhäuser fiel mir ein, da ich ihn sah, aber wie ward mir erst, als ich ihn erkannte! Er erzählte uns seine traurige Geschichte, und das Merkwürdigste war, daß er jetzt Cornelien

Recht gab. ‚Wohl mag vor Gott kein Unterschied im Glauben sein, hatte sie gesagt, aber leider Gottes haben die Menschen einen gemacht, und daraus sind durch beiderseitige Schuld Verhältnisse entstanden, die der Einzelne nicht überspringen kann; wo Kampf in der Welt ist, wo ein Theil den andern zu unterdrücken sucht, da erkennt man den Menschen vor Allem an der Treue, die er den Seinigen hält, und dem Ueberläufer werden meist nur die Eitlen vertrauen.‘ Wir suchten ihn vergebens zu halten, unstät und flüchtig setzte er seinen Stab weiter, und bald hernach ist er auf der Reise, in der Fremde, fern von Eltern und Verwandten gestorben. Sieh, Franz, so bestraft sich der Abfall, der dir in deiner jetzigen Verfassung ein Leichtes dünkt.“

Ein furchtbarer Donnerschlag folgte auf diese Worte; man hatte die Wahl, ob man eine Bekräftigung oder einen Widerspruch darin finden wollte. „Gott steh' uns bei!“ murmelte der Meister unwillkürlich und ging nach dem Fenster, um zu sehen, ob der Streich irgendwo eingeschlagen habe. Er fand Alles ruhig und kehrte wieder zurück.

Die drei Menschen, die einander so lieb hatten und dennoch durch die Macht der Einrichtungen und Ansichten unwiederbringlich getrennt schienen, standen einander eine Weile stumm gegenüber. Jedes sah die Züge der Andern entstellt im fahlen Licht der Blitze, und der Donner, der jetzt fast unausgesetzt das Haus erschütterte, war ihnen ein Widerhall des innern Herzenskampfes. Durch das Getöse aber klang die flehende klagende Stimme der Glocke wie eine vergebliche Bitte an die harten Mächte dieser Welt.

Franz raffte sich zuerst auf. „Leb' wohl, Katharina, lebt wohl, Meister,“ sagte er, Beiden die Hände hinstreckend.

„Franz!“ rief Katharina.

„Was fällt dir ein?“ rief Meister Woltmann.

„Ich muß fort,“ antwortete er dumpf, so daß sie ihn unter dem Rollen des Donners kaum verstanden. „Ihr mögt Recht haben Beide, der Meister mit seinem Reden, und Katharina mit ihrem Schweigen. Ich will nicht streiten darüber. Eine Welt, in der es zum Verrath wird, nach dem

Besten und Lautersten zu greifen, was der Mensch begehren kann, eine solche Welt ist auch des Streitens nicht werth. Grüßet meine Eltern, Meister. Wenn ich diesen Stoß überwinden kann, so geh' ich wieder heim; kann ich's nicht, so werden sie ja lieber Leid haben wollen, als Schande."

„Wo willst du hin?"

„Wo sich ein Weg aufthut. In den Krieg — auf's Meer — weiß ich's?"

„In dem Unwetter, Franz!" rief Katharina, die mit sich kämpfte und nur durch des Vaters Gegenwart abgehalten wurde, ihn zu umklammern.

„Behüt' Euch Gott!" rief er mit starker Stimme, die den Donner übertönte, und wandte sich der Thüre zu.

„Jesus! Jesus!" schrie Katharina. Das Zimmer stand im Feuer, und zugleich fiel ein Streich, der einen Augenblick stockte, um im nächsten mit betäubender Gewalt und schmetterndem Krachen die Luft zu zerreißen. Blitz und Schlag waren sich so rasch gefolgt, und der Donner war mit jenem eigenthümlichen Tone eingefallen, daß Niemand zweifelte, es müsse eingeschlagen haben. Zugleich wurde es auch laut auf den Straßen, Feuerruf ertönte, Pferde rasselten im gestreckten Lauf herbei, von ihren Reitern wüthend gespornt. Die beiden Männer stürzten hinab; das ganze Gewicht der Stunde lag auf dem Gießer als Spritzenmeister. Er mußte das Gewölbe öffnen, wo sämmtliche Löschwerkzeuge aufbewahrt wurden, die Spritzen für die harrenden Pferde herausziehen und ihre Leitung übernehmen. Auf die größte setzte er sich selbst, in die andern theilten sich Franz und die übrigen Gesellen.

Alles dies war geschehen, ehe man nur wußte, wo der Blitz gezündet hatte; aber es blieb nicht lang verborgen, denn nun streckte die Flamme zu allen Fenstern des Kirchthurms, dessen Glocke verstummt war, ihre rothen Zungen heraus. Die Spritzen wurden rings herum vertheilt und spieen dem Feuer sein feindliches Element entgegen; doch der Thurm war zu hoch und die Wasserstrahlen, die zwar bis zu den Fenstern reichten, waren ohne Kraft und Sicher-

heit, sie trafen nur die Spitzen der Flamme, statt innen unter dem Gebälke des Glockenstuhls ihren Mittelpunkt aufsuchen zu können.

Das Feuer nahm sichtbar überhand, und jetzt beschäftigte eine andere Sorge die Schaaren der Rettenden. Es war zu befürchten, daß ein Theil des Thurmes ausgehöhlt und morschgebrannt herabstürzen würde; daher war man beschäftigt, die umliegenden Häuser, die von dem Sturze dieser Trümmer bedroht waren, auszuleeren und sich im Voraus gegen das Umsichgreifen des Brandes zu waffnen. Der Thurm wurde verloren gegeben, die Spritzen traten langsam, ihre letzten Kräfte gegen die gefährliche Höhe versendend, den Rückzug an.

Alles stand unthätig umher, auf die weitere Entwicklung des bangen Schauspiels gerüstet. Da schlug eine Glocke an, eine andere folgte, und bald erklang das vereinte Geläute aller Glocken, als wollten sie zum festlichen Kirchgang laden. Die Menge sah sich erstaunt und dann traurig an, denn man erkannte bald, daß es die Kraft der Hitze war, die das Glockenspiel zum letzten Mal in Bewegung setzte. Die Goldglocke hatte angefangen, ihr reiner, klagender Ton war aus allen heraus zu vernehmen und drang erschütternd in die Herzen der Umstehenden, die bei diesem Schwanengesang ihrer verhängnißvollen Geschichte gedenken mußten. Franz aber, der in der Aufregung des Augenblicks einen Theil seines eigenen Leidens vergessen hatte, fühlte sich im Geist in jene Nacht zurück versetzt, da er den Brand seiner Vaterstadt mit erlebt hatte, und wie er nun hier vor seinen Augen sah, was damals seinen Blicken entzogen geblieben war, wie er endlich die aus dem brennenden Gebälke losgewordenen Glocken mit unaussprechlichem Getöse durch das Innere des Thurmes herabstürzen hörte, so wachten alle die Erzählungen, die ihm während seines Heranwachsens geläufig geworden waren, mit schauriger Lebendigkeit in ihm auf.

Aber die unthätige Ruhe, mit der das Volk diesem Ereigniß nachstarrte, dauerte nicht lang; ein Schrei erhob

sich aus der Menge, Alles wich ängstlich zurück. Die Spitze des Thurmes wankte, neigte sich und fiel, weithin die Zerstörung tragend; Steine und brennendes Holzwerk schlugen durch die Dächer, und in demselben Augenblick standen mehrere Häuser in Flammen. Nun wurden alle Kräfte aufgeboten. Die Feuereimer flogen durch die Kette hindurch, die Spritzen reihten sich vor den Häusern auf. Doch konnte man das Umsichgreifen des Feuers nicht hindern, es züngelte von einem Nachbardach auf das andere, und bald schlug auch auf Meister Woltmanns Hause der rothe Hahn seine Flügel. Franz eilte mit der ihm zugetheilten Spritze herbei; das Haus war ihm eine zweite Heimath geworden, deren Untergang er nicht ertragen konnte, und zudem drohte von hier aus die höchste Gefahr, da das Haus eine Ecke nach einer noch unversehrten Straße hin bildete. Achtsam saß er oben auf seiner Spritze und lenkte die Röhre hierhin und dorthin, umsichtig spähend, wo dem Feuer am besten beizukommen wäre.

Indem er so mit forschenden Blicken und von der Höhe seines Sitzes begünstigt durch die Fenster tief in die Gemächer und Kammern sah, gewahrte er auf einmal, wie ein gespenstiges Blendwerk, mitten im Wohnzimmer Katharinen. Sie stand noch auf demselben Platze, wo er sie vorhin verlassen hatte. Er sah hin und sah noch einmal hin, und herab war er von der Spritze, deren Röhre, seiner Hand entfallen, herunterschlug und die Verwunderung der Umstehenden über das Benehmen des Spritzenlenkers durch einen derben Wasserstrahl nicht eben angenehm vermehrte.

Katharina war von jenem Donnerschlage betäubt stehen geblieben, sie sah und hörte nichts, ihre Gedanken flogen wild und gestaltlos durch einander. Die fortwährende Spannung der letzten Woche, die Erschütterungen des leidenschaftlichen Wortwechsels, an dem sie einen stummen, aber um so bewegteren Antheil genommen hatte, der jähe Schmerz bei Franzens plötzlichem Abschied und endlich der Schreck über die heftige Entladung des Gewitters, dies Alles hatte zusammen so sehr auf das sonst starke Mädchen gewirkt, daß

sie jetzt einer Schlafwandelnden glich. Die Außenwelt ging ihr nicht ganz verloren, aber sie nahm dieselbe bewußtlos und nur wie von ferne auf; sie gewahrte Alles, was bei dem Brande vorging, durch den Spiegel eines magnetischen Traums, sie hörte den Feuerruf und sah den Brand des Thurmes, aber es war ein anderer Thurm, den sie in ihrem Innern erschaute. Größer und schöner stieg er in ihrem Traumgesicht empor mit Nebenthürmen, Thürmchen und Spitzen, die zwölf Apostel, lebensgroß in Stein gehauen, standen in Nischen an der Kirche umher, oben aber, aus den hohen Bogenfenstern am Glockenstuhl, schlug die Flamme gräßlich hervor, unten eilten flüchtige Menschen sich drängend vorüber, Kinder irrten dazwischen, geängstigte Hausthiere suchten aus den brennenden Häusern in ein sicheres Nest zu entkommen. Das Läuten der Glocken, das Geschrei der Menschen, das Krachen der stürzenden Trümmer, Alles drang mit fremden Stimmen an ihre traumbetäubten Sinne. Oben auf der dünnsten Spitze des Münsterthurmes stand ein Engel wie aus lauterem Golde getrieben, er schien seine Flügel rettend über dem Graus und der Verwüstung zu schwingen, auf einmal wandte er sich leuchtend gegen die Schauende und rief:

„Katharina, Katharina, komm zu dir!"

Sie schrack auf, Franz hielt sie in seinen Armen. Ihre Spannung war gelöst, sie warf sich ihm laut weinend an die Brust. Er umfaßte sie und trug sie hinweg wie ein hilfloses Kind, über ihnen das Sausen der Flammen, das Prasseln des Sparrenwerks. Das Feuer war im Dach und in den obern Räumen, die Böden waren noch nicht durchgebrannt, aber die obern Treppen standen schon in lichten Flammen; doch Franz, der jeden Winkel des Gebäudes kannte und auch in diesem drangvollen Augenblicke seines Berufes nicht vergaß, hoffte alsbald die geeigneten Mittel zur Rettung des geliebten Hauses anwenden zu können. Er eilte mit seiner Bürde die Treppe hinab, Bretter und Treppentheile, die sich oben lösten, fielen neben ihm nieder, und ein schweres Holzstück streifte ihm den Kopf. Er merkte es nicht

einmal, stürzte zum Hause hinaus, legte Katharina den aufschreienden und herzuspringenden Leuten in die Arme, gab der Mannschaft die nöthigen Mittheilungen über den Sitz des Feuers und die zugänglichsten Stellen und wollte sich munter auf seine Spritze schwingen. Aber im Ansetzen sank er zurück und fiel ohnmächtig nieder.

Die Weisungen jedoch, die er gegeben hatte, entschieden über den Verlauf des Brandes. Die Flamme wurde an den bezeichneten Punkten gedämpft, und die herabfallenden Brandtrümmer, von welchen den unteren Stockwerken Gefahr drohte, zog man mit Haken heraus. Das Woltmann'sche Haus wurde gerettet, und wie im ersten Vortheil, den man über einen Feind erringt, sich schon der vollständige Sieg ankündigt, so gelang es auch in der Nachbarschaft allmählig den angestrengten Bemühungen der Löschenden, das Feuer zurückzudrängen, auf seine bereits gemachte Beute zu beschränken und endlich ganz zu überwältigen. Meister Woltmann hatte, wie er bei der näheren Besichtigung seines Hauses fand, keinen großen Verlust gehabt. Die untern Geschoße waren unbeschädigt, nur ein Theil des Daches und der Bodenräume mußte, nebst den Treppen, die nach oben führten, neu gebaut werden.

Aber in den nächsten Tagen war in dem Woltmann'schen Hause, das im vollen Stande der Wohnlichkeit geblieben war, von einem solchen Geschäfte nicht die Rede. Die Bewohner gingen geräuschlos hin und her oder sprachen leise und ängstlich mit einander; von Zeit zu Zeit sah man Katharinen mit verweinten Augen vorüberschweben: sie ging nach dem Zimmer, in welchem Franz seit zwei Tagen besinnungslos darnieder lag, und das sie nur verließ, um irgend ein für ihn nothwendiges Bedürfniß zu besorgen. Das brennende Trümmerstück, von dem er am Haupte getroffen worden war, hatte eine Verletzung zurückgelassen, die der Arzt für sehr bedenklich erklärte. Als die ersten Maßregeln, den Jüngling aus seiner Ohnmacht zu erwecken, fruchtlos gewesen waren, schlug derselbe eine Operation vor, die bei dem nicht über jeden Zweifel erhabenen Grade der Heilkunst mit Recht als das Aeußerste

zu fürchten war. Daher setzte sich ihm Katharina hartnäckig entgegen und versicherte, sie werde es durchaus nicht zugeben, daß man eine so gewagte und grausame Kur mit dem Kranken vornehme.

Eben kam der Arzt wieder, und nachdem er die Kopfwunde untersucht hatte, erklärte er, man müsse, ohne länger zu zögern, „mit der Katz' durch den Bach".

„Nimmermehr!" rief das Mädchen. „Eher sollt Ihr mir selbst den Kopf zersägen. Ihr habt Eure Freude daran, die Menschen zu martern, aber so lang ich ein Wort zu sagen habe, soll er Euch nicht preisgegeben werden. Ich glaube es nimmermehr, daß dieses schreckliche Verfahren nöthig ist, ich weiß vielmehr gewiß, er wird zu sich kommen, er wird ohne Sägen und Schneiden und Brennen gerettet werden."

„Zu Grunde gehen wird er durch diese Bedenklichkeiten! Ich will noch einen Tag warten und mit den alten Mitteln fortfahren, aber dann muß er dran!" so sagte der Arzt und ging verdrießlich hinweg.

Katharina glaubte nur schwach an das, was sie gegen den Arzt ausgesprochen hatte. Sie trat an das Lager ihres Lieblings und beugte sich weinend über ihn, sie fühlte ihre Liebe durch die Gefahr besiegelt, sie war sich bewußt, auf Leben und Tod mit ihm verbunden zu sein, und gelobte sich fest, wenn er genese, keiner Rücksicht mehr zu folgen, sondern was sie längst schon war, die Seinige zu werden unter jeder Bedingung und die Härte der Welt oder die Abneigung seiner Verwandten freudig zu tragen um seinetwillen; sie war bereit, seine Religion zu der ihrigen zu machen; war doch seine Treue die ihrige! Mit diesem Entschlusse beging sie im Stillen ihre feierliche Verlobung und drückte dem Ohnmächtigen einen langen Kuß auf die blassen Lippen. Da schlug Franz die Augen auf und sah verwundert umher; er konnte sich nicht besinnen, was mit ihm vorgegangen war.

Katharina erzählte ihm den Unfall, der ihn betroffen hatte, dann berichtete sie ihm, wie das Feuer gelöscht und

die Ruhe des Hauses blos durch seinen hoffnungslosen Zustand bis jetzt getrübt worden sei. Sie gestand ihm, daß sie sich mit stillen Schwüren ihm verlobt habe, und reichte ihm die Hand zum Zeichen ihrer unauflöslichen Verbindung. „Ach," sagte sie, „du hast mich nicht recht verstanden; ich habe nicht deßhalb geschwiegen, weil ich unüberwindliche Bedenklichkeiten hatte, sondern blos, weil ich nicht wußte, wie ich's angreifen sollte, um den Vater nicht zu beleidigen, und dein finsteres Wesen hat mich vollends ganz rathlos gemacht."

„Verzeih mir mein blindes Ungestüm," erwiderte Franz. „Von jetzt an wird nichts mehr zwischen uns treten. Um die Zukunft bin ich ohne Sorgen, denn die Hauptsache, nämlich daß wir zusammengehören, ist im Reinen, und was Gott so vereinigt hat, das kann der Mensch nicht scheiden."

„Aber sage mir nur, Herzliebste," fuhr er fort, nachdem sie eine Weile stumm ihr Glück genossen hatten, „was hat sich denn Sonderbares mit dir begeben? Ich dachte dich während des Brandes sicher untergebracht und ging ruhig dem Löschen nach, ohne die mindeste Furcht für dich zu haben. Daher glaubte ich zu träumen, als ich dich so allein in dem brennenden Haus gewahrte; und dazu sahst du so seltsam aus."

Nun erfuhr er von Katharina jenen wunderbaren Zustand und das Gesicht, das ihr erschienen war. Er wurde immer aufmerksamer und griff nur von Zeit zu Zeit nach dem Haupte, wo er einen schmerzhaften Druck fühlte. „Also ein goldener Engel stand oben auf dem Thurme?" fragte er tief bewegt.

„So deutlich sah ich ihn mit meinen innern Augen," antwortete Katharina, „daß ich gewiß bin, ihn auch schon vor meinen äußeren gesehen zu haben. Ja, Franz, laß dir sagen: ich weiß es fest und klar, daß diese Erscheinung kein leerer Traum, sondern eine Erinnerung aus meiner frühesten Kindheit war. Nun kann ich mir mein ganzes Schicksal erklären: bei einem großen Brande bin ich als ein hilflos umherirrendes Kind verloren gegangen, und in meinem Gesichte habe ich die Stadt erschaut, in der ich geboren, die

Kirche, in der ich getauft worden bin. Alle jene längst verlöschten Bilder sind in ihrer ganzen Kraft vor meine Seele zurückgekommen; ich sehe wieder die brennenden Häuser meiner Vaterstadt, ich höre das Wehgeschrei und den Jammer der Flüchtenden und erinnere mich, wie ich als kleines Kind in dem Gedränge herumgestoßen werde. Jeden Augenblick bin ich in Gefahr, zertreten zu werden, Niemand kümmert sich um mich, Jeder ist nur mit der eigenen Noth beschäftigt, ich weine, ich schreie nach meiner Mutter — ach, meine Mutter! welchen Schmerz muß sie um mich erlitten haben! und noch jetzt! gewiß lebt sie noch, gewiß härmt sie sich um ihr verlorenes Kind."

„Erinnerst du dich deiner Mutter noch, kannst du mir sie beschreiben?" rief Franz in der höchsten Aufregung.

„Nein," erwiderte sie, „ich meine zwar einen Eindruck von ihr behalten zu haben, doch nur ganz innerlich, lauter Liebe und Güte, aber nichts von persönlicher Gestalt und Aussehen. Vielmehr ist es etwas ganz anderes, was mir vorschwebt, ach, eine Creatur, die man sich Sünden fürchten sollte neben einer Mutter zu nennen, und ich muß mich wundern, was es für ein unverständiges Ding ist um die Erinnerung, die das Wichtigste vergißt und das Geringste behält. Und doch muß ich mir immer wieder den Kopf zerbrechen, wie er hieß."

„Wer denn?"

„Sieh, wie ich von der Menschenmenge hin und her gestoßen wurde, schoß auf einmal ein schwarzer, zottiger Hund denen, die mir zunächst waren, zwischen den Beinen durch und gerade auf mich zu. Ich schrie laut auf vor Schrecken, denn ich kannte ihn wohl; er gehörte einem Nachbar, und wir Kinder fürchteten ihn sehr, weil er immer so grimmig und bissig war, wenn wir in der Nähe spielten, wo er an der Kette lag; nun glaubte ich fest, er werde mir ein Leid anthun, aber die allgemeine Angst war auch über ihn gekommen, er hatte den Schweif zwischen die Beine geklemmt, heulte kläglich und strich, ohne mich anzusehen, an mir vorbei. Dieser Hund steht mir jetzt wieder so lebhaft vor dem Ge-

dächtniß, ach! und er hatte einen so spaßhaften Namen! Wie hieß er doch nur?"

„Pfauser!" rief Franz, und Beide brachen in das lustigste Gelächter aus."

„Pfauser!" rief sie, „ja wahrhaftig, so hieß er! Aber sage mir nur" — und mit großen Augen sah sie ihn an — „woher weißt du denn das?"

„O ich weiß noch viel mehr, und du sollst Alles erfahren, aber zuvor sage mir, weißt du denn gar nichts mehr von den Gespielen deiner Kindheit? Kannst du dich auf keines besinnen, das dir besonders lieb gewesen wäre?"

„Die Wahrheit zu sagen," erwiderte Katharina, „habe ich keine bestimmte Erinnerung, weder an meine Mutter, noch an sonst Jemand, und doch bringst du mich mit deiner Frage auf Manches, was mir schon wie ein leichter Nebel vor der Seele geschwebt hatte. In meinen Träumen habe ich mich manchmal als ein Kind gesehen und mit einem andern Kinde selig gespielt; wenn ich dann erwachte, so glaubte ich, es sei mein Schutzengel gewesen, und betete zu ihm, und dann mußte ich immer an etwas recht Liebes, an ein recht großes Glück denken, das ich mir aber nicht deutlich vorstellen konnte. Ich wußte auch nicht, ob ich es schon einmal besessen habe, oder ob es mir noch bevorstehe, bis du kamst, Franz, und alle meine Wünsche und alle meine Träume in dir erfüllt waren."

„Und du ein altes Eigenthum wieder fandest, das du in früher Kindheit verloren hattest! Nun will ich dir sagen, wer du bist: meine Landsmännin, meine Base, meine Braut, die mir von Anbeginn zugedacht war! Jetzt wird das Weib, das ich heimführe, keine Fremde mehr sein im Hause meiner Eltern, und dich, Katharina, dich bringe ich zu einem guten Vater und zu einer guten Mutter. Mein Traum ist erfüllt, ich habe mein verlorenes Lamm wieder gefunden!"

Er umschlang sie und drückte sie in tiefer Rührung an sich, Katharina sah ihn mit unverwandten Blicken an und sprach kein Wort, sie war wie im Traume. So hielten sie sich lang umfaßt, als auf einmal Franz erbleichte und bewußt-

los zurücksank; ein Strom von Blut schoß ihm über das Gesicht.

Alles eilte auf Katharinens Hilferuf herbei, der Arzt war sogleich bei der Hand, und unter seinen Bemühungen kam Franz wieder zu sich. „Wie ist mir nur?“ sagte er: „ich fühle mich so wohl, der Schmerz in meinem Haupte hat völlig nachgelassen, mir ist so leicht, ich meine, ich könnte fliegen.“

„Das ist der Tod!“ jammerte Katharina.

„Mit nichten, schöne Jungfrau,“ sagte der Arzt, „vielmehr ist es das Leben und die Genesung. Irgend eine große Gemüthserschütterung, von der in meinem Compendio nichts, aber vielleicht in Eurem Herzen einiges geschrieben steht, muß die Kopfwunde noch einmal aufgesprengt und die Materiam peccantem ausgestoßen haben. Der bedenkliche Druck, der auf dem Gehirne lag, ist jetzt beseitigt, und wenn Ihr, verehrungswürdige Collegin, den Kranken noch etliche Tage, so viel es Euch möglich ist, in Ruhe laßt, so wird er schneller, als Ihr Euch vorstellt, wieder disponibel sein und unter den Lebendigen wandeln.“

Er gab die nöthigen Verordnungen und entfernte sich.

Die Prophezeiung des Arztes traf ein. Franz erholte sich schnell und war bald im Stande, ausführlichere Nachweisungen über Katharinens Herkunft zu geben. Name, Alter und Ahnung trafen wunderbar zusammen, und der lustige Ausschlag, den der Name des Hundes gegeben, ließ gar keinem Zweifel mehr Raum. „Dieser Name,“ erklärte Franz dem Meister, „ist ein Eigenthum meiner Vaterstadt und wird Euch deßhalb völlig unbekannt sein; man braucht ihn von Einem, der da schmollt, trutzt oder mault, und er paßte zum Lachen gut auf das weinerlich zänkische Gesicht des Köters, das mir noch ganz lebhaft vor Augen steht.“

„Wie geht's ihm, dem bösen Pfauser?“ fragte Katharina. „Aber der wird nicht mehr am Leben sein.“

„Nein,“ sagte Franz, „er nahm nach dem Brande seine alte Natur wieder an und wurde nach und nach so schlimm, daß sein Herr genöthigt war, ihn todtschlagen zu lassen;

wir müssen ihm also die Wurst, die er wahrscheinlich sehr gegen seinen Willen an uns verdient hat, schuldig bleiben."

Auch Meister Woltmann ließ sich durch dieses Zusammentreffen so vieler Umstände überzeugen. „So habe ich also meine Tochter verloren," sagte er, „und sollte billig darüber traurig sein. Doch habe ich dich viel zu lieb, Katharina, als daß ich dir dein neues Glück nicht von Herzen gönnen sollte und deinen neuen Glauben dazu, der ja ein älteres Recht hat. Denn über die Religion kann jetzt kein Streit mehr sein, da es sich von selbst versteht, daß du zu der deiner Eltern zurückkehrst, in welcher du geboren bist."

„Natürlich!" sagte der anwesende Arzt mit Lachen. „Das wird ganz nach dem instrumento pacis gehalten: cujus regio, ejus religio."

„Es ist gut, daß sie nicht wissen, was ihnen bevorsteht," fuhr der Meister fort, „denn sie müssen sich noch eine Weile gedulden. Ich bin nämlich gesonnen, mit Euch hinzureisen und ihnen ihre Tochter zu bringen, damit ich sie gleich wieder mitnehmen kann, falls sie mir heimgeschlagen wird."

„Warum denn erst in einiger Zeit, Vater?" rief Franz, „warum nicht morgen, heute noch?"

„Herr Doctor, Ihr müßt ihm noch einmal für das Fieber thun," sagte der Meister. „Meinst du denn," wandte er sich zu Franz, „ich werde vor meinem — beinah hätt' ich gesagt, vor meinem Ende — ich werde nach den langjährigen Diensten, die ich dieser Stadt geleistet habe, die Krone meines ganzen Wirkens aus den Händen lassen? werde nur so davonlaufen, ohne das neue Geläute zu gießen, das meinen Namen noch bei den späten Enkeln in Ehren erhalten soll?"

„Das dauert aber eine Ewigkeit!" meinte Franz.

„Es dauert nicht so lang," sagte der Meister. „Ich habe gestern neue Gesellen angenommen, die sich bei mir gemeldet haben, und will deren noch mehr verschreiben. Aber auch du hättest allen Grund, dabei Hand anzulegen und der Stadt, in der du dein Glück gefunden hast, den Dank mit der That abzutragen."

„Ein zweifelhafter Dank!“ bemerkte Franz, den sein Verdruß über den Aufschub etwas spitzig machte. „Wo man zum Gewitter läutet, da hat der dankbare Gießer auch gleich den Wetterstrahl mit hinterlassen. Aus der Gefahr wenigstens wirst du befreit,“ setzte er gegen Katharinen hinzu: „in unserer Kirche läutet man nicht den Blitz herbei.“

„Nur nicht so hitzig!“ sagte Meister Woltmann. „Wenn du meinst, die Glocke habe mit ihrer Wetterbeschwörung den Strahl angezogen, wofür doch den Gießer keine Verantwortung träfe, so solltest du ihr und dem alten Brauche, statt zu sticheln, alle Ehre erweisen, denn ohne diesen Strahl würde es bei dir und uns vermuthlich finster aussehen. Und kurz und gut, es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Willst du aber allein vorausziehen, so bist du dein eigener Herr; ich komme dann mit dem Mädchen nach. Mitgeben kann ich sie dir nicht, denn wenn sie auch deine Braut ist, so würde das doch nicht angehen.“

Franz sah ein, daß er sich fügen mußte. Die Arbeit ging jedoch rasch von Statten; der Meister selbst trieb redlich zur Eile. Er ließ sich nur seine Auslagen erstatten, die Arbeit lieferte er unentgeltlich. Während dieser Zeit sah man ihn oft auf das Rathhaus gehen, aber Niemand wußte, warum. Franz, der ihn einmal befragte, erhielt die kurze Antwort, er werde es schon noch erfahren. Als man an die Herstellung des Thurmes ging, befand es sich, daß die alte Sage diesmal die Wahrheit gesprochen hatte: man fand nämlich beim Wegräumen des Schuttes in dem geschmolzenen Erze eine beträchtliche Menge Goldes, das sich leicht ausscheiden ließ und hinreichend war, um den Thurm wieder auszubauen und mit Blei zu decken. Da hiedurch der größte Theil des Schadens ersetzt war, so beschloß die Bürgerschaft, die übrigen Verluste gemeinschaftlich zu tragen und die wenigen Abgebrannten auf Kosten der Stadt zu entschädigen. Franz wollte vor Ungeduld vergehen, als die neuen Glocken gegossen waren und nun noch die Vollendung des Glockenstuhls abgewartet werden mußte; aber Katharina wußte ihn mit manchem holden Worte zu beschwichtigen. Endlich war

auch das Letzte vollbracht; die Glocken schwebten an ihrer Stelle, und unter ihrem wohltönenden Geläute wurde ein Fest begangen, bei welchem dem Meister und seinem ersten Gesellen viele Ehre widerfuhr. Die Umschrift am Kranze der größten von den neuen Glocken hatte Franz erdacht; sie lautete:

„In Freud und Leid
Bin ich bereit,
In Noth und Tod
Bin ich der Bot."

Nun endlich schloß der Meister sein Haus, und die Reise wurde angetreten. Sie eilten sehr und hielten sich nirgends länger auf, als nöthig war; denn Franz wollte die monatelange Verzögerung durch die Wahl eines bedeutungsvollen Datums gut machen und Katharina am Jahrestage des großen Brandes, der sie entführt hatte, in die Arme ihrer Eltern zurückbringen. Je mehr sie, am Rhein hinauf, gegen Süden kamen, desto heimischer fühlte die Jungfrau sich; sie meinte, alle diese Gegenden, diese alten berühmten Städte schon gesehen zu haben.

Als sie über den Neckar gekommen waren, fragte Katharina: „Was sind dies für Berge?" und deutete auf eine waldbewachsene Gebirgskette, die grün und sonnig vor ihren Blicken emporstieg.

„Es sind die Berge der Heimath, die Wächter deiner Kindheit, denen du, böses Kind, entlaufen bist."

„Ach, da ist er!" rief sie wieder und deutete auf die Stadt, die sich am Fuß des Gebirges entfaltete; die dunkle Gestalt des Thurmes ragte aus ihrer Mitte empor, und in der Abendsonne leuchtete der goldene Engel, dessen Fahne eben ein frischer Südwind gegen die drei Reisenden wendete.

„Da ist er!" jubelte Franz. „Grüß dich Gott, Katharina, du bist daheim!"

Nun trafen sie ihre Verabredung. Franz nahm es auf sich, das Schauspiel des Wiedersehens anzuordnen; er versprach, ihnen einen vertrauten Mann entgegenzusenden, der sie in Empfang nehmen sollte, und eilte voraus. Er trat

durch das Thor, aus dem er vor zwei Jahren gezogen war, die Ringmauern der Vaterstadt schlossen ihn wieder ein. Durch die alten Straßen, an wohlbekannten Häusern vorüber, aus deren Fenstern schon gastliche Lichter winkten, schritt er der Kirche zu, in deren riesigem Schatten das Vaterhaus lag. Um seine Rührung zu dämpfen, hatte er einen Scherz ersonnen: als reisender Handwerksgesell wollte er auftreten und sich bei seinem Vater zur Arbeit oder zur „Ausschenk" anmelden; denn das Handwerk war eines von den „geschenkten", das heißt von denen, die an wandernde Gesellen aus der Lade Geschenke ertheilten.

Die beiden Eltern saßen in der großen Stube bei Licht und sprachen von dem fernen Sohne; eben sagte der Vater: „In Attendorn darf er mir jetzt nicht lang mehr bleiben, entweder muß er zurück zu mir oder —"

Da klopfte er an die Thüre. „Alle guten Geister!" rief die Mutter und schmiegte sich ängstlich an den Vater; denn bei Nacht, glaubte man, klopfe nichts Geheures an.

„Sei nicht so einfältig, Weib! wer wird's sein? vielleicht ein Reisender, der nicht weiß, was man hier zu Lande für Aberglauben hat. Nur herein!"

Die Thüre ging auf, und herein trat der Fremdling. Er begann den üblichen Spruch und sagte bescheidentlich: „Mit Gunst, Meister. Ich bin ein fremder Glockengießergesell und begehre bei dem Meister in seiner Werkstatt zu arbeiten, seinen Schaden zu wenden und seinen Nutzen zu fördern. Kann mir solches widerfahren, so wäre es mir ein guter Dienst."

Die Mutter hatte ihn sogleich erkannt und drohte ihm hinter des Vaters Rücken mit dem Finger.

Der Vater aber erkannte ihn nicht und antwortete ihm in derselben Weise:

„Mit Gunst, Fremder. Ich bedanke mich für diesmal ganz freundlich. Was ist Euer Begehren weiter?"

„Es ist mein Begehren eine frische, freie und redliche Ausschenk, wie es einem ehrlichen Glockengießergesellen gebührt und zusteht, der sein Handwerk ehrlich und redlich erlernt

hat. Kann mir solches widerfahren, so wäre es mir lieb. Kommt mir von Euch oder sonst woher ein anderer ehrlicher Glockengießergesell wieder zu Handen, so will ich ihm dasjenige wieder erweisen, nach Handwerksgewohnheit und Gebrauch, nach ihrem Begehren und nach meinem Vermögen."

„Mit Gunst, Fremder. Wo seid Ihr zu einem Gesellen gemacht worden?"

„Mit Gunst, in Wien." — Ein Scherz, dachte Franz, ist keine Lüge.

„Wo habt ihr zum letzten gearbeitet?"

„In Nürnberg."

Der Vater fühlte sich geschmeichelt, daß ein Gesell von solchen Städten her zu ihm komme. Er fuhr fort: „Mit Gunst. Was ist Euch anbefohlen worden?"

„Es ist mir anbefohlen worden von Meistern und Gesellen in Nürnberg, ich soll Meister und Gesellen allhier fleißig grüßen von wegen des Handwerks."

„Sei Dank von wegen Meister und Gesellen. Ist Euch sonst nichts anbefohlen oder mitgegeben worden?"

„Mit Gunst, es ist mir anbefohlen und mitgegeben worden ein kleiner Zettel, den soll ich mir so lieb sein lassen, als mein eigen Leib und Leben und ehrlichen Namen, und soll ihn aufweisen bei Meister und Gesellen, wo das Handwerk redlich und ehrlich ist. Wo es aber nicht ehrlich und redlich ist, da soll ich's helfen ehrlich und redlich machen, soll strafen, was strafen heißt, soll strafen, daß ihnen der Beutel kracht und mir mein junges Herz im Leibe lacht. Mit Gunst, Meister, seht, ob die Kundschaft gut ist."

Nachdem Franz diesen Gesellengruß, der die löbliche Verbindung der Handwerksgenossen zu gegenseitiger Förderung und Unterstützung so treuherzig ausspricht, in der üblichen eintönigen, halb singenden Weise vorgebracht hatte, zog er das Zeugniß von seinem Meister hervor. Der Vater ging damit an's Licht und fing mit Erstaunen an zu lesen:

„Attendorn, den — —"

Da vernahm er den Schall eines herzhaften Kusses. Er wandte sich um, und nun erkannte er den Sohn, der in den

Armen der Mutter lag. „Was," rief er, „gottloser Junge, deine alten Eltern so zu betrügen!" und faßte ihn wohlgefällig, um ihn ebenfalls an's Herz zu schließen.

„Da bin ich wieder, liebe Eltern," sagte Franz. „Vergebt mir, daß ich Euch so unangemeldet über die Schwelle springe, aber ich will mich noch darüber rechtfertigen; daß ich nicht muthwillig davon gelaufen bin, beweist der Zettel dort."

Der Vater nahm eifrig das Papier wieder auf und las. „Du bist ja ein wackerer Bursche geworden!" sagte er hierauf vergnügt.

„Nun, wenn Ihr mit mir zufrieden seid," erwiderte Franz, „so könnet Ihr mir gleich eine Bitte erfüllen."

„Es soll geschehen, wenn's nichts Unstatthaftes ist."

„Richtet noch auf diesen heutigen Abend einen kleinen Nachttrunk an und ladet, ich bitte Euch inständig, den alten Bürgermeister, den Herrn Matthäus Baur, auch seine Frau und noch einige andere Verwandte und Freunde dazu."

„Was soll das? jetzt, da es schon so spät ist?"

„Fraget nicht, lieber Vater, Ihr werdet Alles erfahren. Glaubet nicht, es sei eine sündliche Eitelkeit von mir, und ich wolle aus meiner Ankunft ein Fest machen; nein, es hat seinen guten Zweck, ich habe etwas auf dem Herzen, etwas Wichtiges, was ich da entdecken will. Ich bitte Euch, Vater, thut mir die Liebe."

Der Vater sah wohlgefällig auf den männlich gebildeten Sohn und gewährte seine Bitte. Während er nach seinen Gästen umhersendete, wollte die Mutter den Sohn ausforschen; er vertraute ihr jedoch nur einen Theil seines Geheimnisses an, so weit er ihrer Mitwirkung bei seinem Vorhaben bedurfte.

„Aber da fällt mir auf einmal ein," sagte sie, „die Bürgermeisterin wird schwerlich kommen; es ist heut der Dreiundzwanzigste, weißt du? und den feiert sie immer noch in tiefer Trauer um ihr verlorenes Kind."

„Dann," erwiderte Franz, „thut mir den Gefallen,

Mutter, und sendet noch einmal ausdrücklich zu ihr: es sei mein liebster Wunsch und meine höchste Bitte."

Der Eintritt seiner Geschwister, die sich jetzt herzufanden, unterbrach die Berathung, und die Mutter eilte, ihm seinen Willen zu thun.

Die Gesellschaft hatte sich versammelt. Franz saß zwischen seinem Vater und seiner Mutter, gegenüber hatten Herr Matthäus und seine Frau, die nur mit schwerer Ueberwindung gekommen war, ihren Platz genommen. Franz bemerkte mit einigem Schrecken, daß auch Regine zugegen war, um so mehr, da ihm seine Mutter zuflüsterte, sie sei noch zu haben, und man sage sich in's Ohr, seine Abreise sei ihr sehr zu Herzen gegangen, zumal nachdem sich eine andere Aussicht, die sie vielleicht vorgezogen haben würde, zerschlagen habe. Durch die Verheirathung eines Bruders war sie der Gefreundschaft einverleibt worden, und daher kam es, daß man sie eingeladen hatte. Sie däuchte ihm aber nicht mehr so schön wie einst, sie war etwas magerer geworden, und ein grabender Unmuth war in ihrem Gesichte zu lesen, der ihr einen unangenehm scharfen Zug an die Mundwinkel geschrieben hatte und ihre Nase über Gebühr hervortreten ließ.

Eine neugierige Base, welche fest überzeugt war, den Nagel auf den Kopf zu treffen, sagte im Verlauf der fröhlichen Unterhaltung zu ihm: „Jetzt wird man dem Herrn Vetter bald gratuliren dürfen."

„Wozu?"

„Zur Brautschaft." — Dabei sah sie Reginen an, die über und über roth wurde.

Franz wollte eben etwas erwidern, als seine Mutter aus der Stubenkammer, wohin sie von Zeit zu Zeit gegangen war, zurückkam und ihm ein leises Zeichen gab. „Also zu einer Brautschaft wollt Ihr mir Glück wünschen," wandte er sich nunmehr zu der Base, „und wen habt Ihr mir zugedacht?"

„Ei ja," gab sie zurück, „das sind Eure Sachen, Vetter, in die ich mich nicht mische; aber es sind hübsche und ver-

mögliche Mädchen genug in der Stadt, und ich glaube, Ihr braucht Euch nicht weit umzusehen, um die rechte zu finden."

„So meine ich auch," erwiderte Franz, „und wenn meine lieben Eltern nichts dagegen einzuwenden haben, so bin ich heute noch gesonnen, mir eine Braut zu wählen."

Die Frau des Bürgermeisters wischte sich die Thränen aus den Augen, seine Eltern saßen wie auf Kohlen, und der Vater blickte ihn zornig an, aber Franz fuhr fort: „Und doch würdet ihr diejenige schwerlich errathen, der ich mein Herz zugewendet habe, wiewohl meine Brautschaft schon sehr alt ist. Nur diese Einzige könnte ich zum Weibe nehmen, wenn ihr Vater, der Herr Bürgermeister, meinen Wunsch erfüllen und mir meine längst verlobte Braut heute wieder bestätigen wollte."

„Bist du wahnsinnig, Junge?" rief sein Vater, „oder willst du diesen meinen achtbaren Herrn und Freund mit Fleiß betrüben?"

„Weder das Eine noch das Andere," versetzte Franz, „meine Absicht ist gut, ich will ihm seine Tochter und mir meine Braut wieder geben. Ich habe in Westphalen eine große Zauberkunst erlernt, ich kann die Todten wieder lebendig machen und verspreche, die verlorene Katharina auf der Stelle hieher zu beschwören, wenn ihre und meine Eltern mir zusichern, daß sie dann mein Weib werden soll."

Ein allgemeines Staunen folgte diesen Worten; Alles schwieg und blickte auf den kecken Jüngling, der so toll zu scherzen wagte. Nur Katharinens Mutter sagte schluchzend: „Ach ja, von Herzen gern!" Aber Franz erhob sich und rief, indem er in die Hände klatschte: „die Todten stehen auf! herbei, Katharina, herbei!"

Eine Seitenthür öffnete sich, Katharina trat an Meister Woltmanns Arm herein.

Nun entstand ein großer Aufruhr; einige der Weiber glaubten im Ernst, Franz könne hexen, und hielten die Fremde in ihrer ausländischen Tracht für ein Gespenst; aber Franz eilte ihr entgegen und führte sie zu ihren Eltern. „Hier,

Vater," sagte er, „hier, Mutter, ist Eure Tochter; Ihr hofftet sie in Eurem Leben nicht mehr zu sehen, aber der Himmel hat sich ihrer angenommen und ihr in diesem Manne einen liebevollen Pflegevater beschert." Darauf stellte er den Meister Christoph Woltmann seinem Vater vor. Die beiden Jugendfreunde weinten vor Freude, als sie einander, mehr aus Erinnerungen der vergangenen Zeiten und Begebenheiten als an der Gestalt, erkannten.

Katharina aber lag ihrer Mutter an der Brust und sah ihr unverwandt in's Angesicht, bis Herr Matthäus sie ihr aus den Armen nahm. „Es ist meine Tochter," rief er, „ich erkenne sie an der Aehnlichkeit mit dir; so sahst du aus, als wir Beide noch jung waren und ich um dich freite."

Die Anwesenden schwankten zwischen Glauben und Zweifel, und die Ankömmlinge mußten immer wieder von neuem und ausführlicher erzählen.

„Was man wünscht, das glaubt man," bemerkte endlich Regine mit bittersüßem Lächeln.

„Ja, ich glaube es, aber ich will's gewiß wissen!" rief Katharinens Mutter zitternd vor Spannung. „Unser Kind hatte ein Muttermal am linken Knöchel; wenn auch das noch zutrifft, dann ist Alles sicher wie das Evangelium."

Sie nahm das tief erröthende Mädchen bei der Hand und führte sie hinaus. Franz, dessen Ueberzeugung bis jetzt unerschütterlich gewesen war, schwebte in peinlicher Angst. Nach wenigen Augenblicken aber traten Beide wieder herein, und die Mutter rief: „Sie ist es, sie ist unsere Tochter, sie hat das Zeichen!"

Nun war ein allgemeiner Jubel, Vater und Mutter stritten sich um die Tochter und wollten sie liebkosen, Alles drängte sich herzu und bewillkommte die Wiedergefundene. Franz sah seinen Vater an, dieser erhob sich, nahm ihn bei der Hand und trat mit ihm zu den glücklichen Eltern. „Ich mache unsere alte Uebereinkunft wieder geltend," sagte er, „und komme zu euch als Brautwerber für diesen meinen Sohn; wir können, glaube ich, nichts mehr als Ja sagen, denn

die Hauptsache ist, scheint mir's, zwischen den beiden jungen Leuten schon in's Reine gebracht."

„Er soll sie haben!" rief Herr Matthäus, zog seinen Ring vom Finger und gab ihn Katharinen; ebenso that Franzens Mutter mit ihrem Sohne. Die Verlobung wurde geschlossen, und Franz drückte seinem lieben Mädchen den Brautkuß auf die Lippen.

„Nun sich Alles so glücklich gefügt hat," sagte Meister Woltmann, „entsage ich hiemit allen Vaterrechten auf meine Pflegetochter, trete sie ihren wahrhaftigen Eltern ab und gebe sie ihrem angeborenen Glaubensbekenntniß zurück."

„Und was Euch selbst betrifft, lieber Vater," sagte Katharina zu ihm, „so dürft Ihr uns nun und nimmermehr verlassen. Ich kann es mir nicht denken, daß wir so weit aus einander leben sollten, und muß Euch wenigstens einmal täglich sehen."

„So geht es mir auch," rief Franz, „und ich erbiete mich, Euch nach Westphalen zurückzubegleiten und Eure Uebersiedlung bewerkstelligen zu helfen."

„Wir brauchen uns Beide nicht so viele Mühe zu geben," erwiderte der Meister mit lachendem Munde: „ich habe für den Fall, daß Ihr mich bei Euch behalten wollt, das Alles schon im Voraus besorgt und in den letzten Wochen mit dem Magistrat von Attendorn abgeredet. Die Stadt kauft mir mein Haus, meine Güter und mein Privilegium ab und hat sich verpflichtet, wenn ich nicht zurückkommen sollte, dem Boten, den ich senden würde, die ganze Summe nebst dem Testament, das meine Tochter Katharina zu meiner Erbin einsetzt, auszuliefern. Ich darf sie doch noch so nennen? Es wäre gewiß unbillig, wenn bei dieser wunderbaren Fügung ich allein leer ausgehen und mein Kind auf meine alten Tage verlieren sollte. Um dem Müßiggang zu steuern, will ich mir Güter und Weinberge kaufen, die mir etwas Neues sind, und an Regen- und Wintertagen hat vielleicht mein alter Freund eine Gießpfanne übrig, an der er mich als freiwilligen Gesellen beschäftigen mag."

„Von Herzen gern!" rief dieser, und der Entschluß

des Meisters wurde von den beiden neuverbundenen Familien freudig begrüßt.

Nach wenigen Wochen feierten Franz und Katharina ihre Hochzeit. Wie sie in der fröhlich theilnehmenden Schaar der Gäste dort am Ehrenplatz unter dem Schmettern der Musik und dem Klingen der Gläser so selig Hand in Hand sitzen, ein schmuckes junges Paar! Und doch kostet es mich eine einzige Formel, und ich streue ihnen jene zauberhafte Asche auf die blühenden Häupter, vor der sie selbst in Asche zerstäuben. Und dieses Zauberwort heißt: es war mein Urgroßvater und meine Urgroßmutter. Sanft ruhe ihre Asche!

Wie der Großvater die Großmutter nahm.

Ich war schon dreißig — erzählte mir einmal der Großvater, ohne damit auf das Mantellied anzuspielen, denn das gab es damals noch nicht — ich war stark dreißig, und wiewohl ich unter meinen bereits verheiratheten Geschwistern der Stammhalter war, so hatte ich doch immer noch keine Frau. Dies kam von meiner großen Schüchternheit her: ich hatte nicht das Herz, einem Mädchen keck in die Augen zu sehen, und fand auch wenig Gelegenheit dazu, weil ich nicht tanzen konnte und deshalb niemals auf den Tanzplatz kam.

Mein Vater war sehr ungehalten hierüber und sagte oft zu meiner Mutter: „Es ist eine Schande, alle seine Brüder und Schwestern sind untergebracht, und er, der Aelteste, läuft mir noch ledig in der Welt herum! Man muß ja bei Gott glauben, die Mädchen halten ihn für einen Dummkopf, oder wir können ihm nichts mehr mitgeben!" — Aber die Mutter pflegte ihn zu beschwichtigen und sagte: „Laß ihm doch seine Art, Vater; es kommt nichts Gutes dabei heraus, wenn man einen Menschen zu etwas zwingt, und der liebe Gott wird gewiß auch noch für ihn sorgen."

Das that er auch. Eines Sonntags ging ich am Zwinger

spazieren, allein, nach meiner Gewohnheit, denn mit meinen ehemaligen Genossen konnte ich wenig Umgang mehr haben, weil sie sich zu ihren Weibern hielten, und die jüngern paßten auch nicht für mich. Da ging ich so still meines Wegs und freute mich am Sonnenschein, als mir auf einmal ein Papagai in die Augen fiel, der in einem der Zwingergärten im Salate saß. Ich kannte ihn wohl, er gehörte der Tochter des Stadtphysikus, des Herrn Doctor Rieber.

Dieser Herr Doctor Rieber war ein sehr geschickter Arzt, übrigens aber ein sonderbarer Mann, was man schon daran sehen konnte, daß er preußisch sprach. Er war nämlich im siebenjährigen Kriege gewesen und ahmte in seinen Manieren, besonders aber in seinem Hauscommando, den großen Fritz nach, auf den er jedoch sonst übel zu sprechen war. In der Schlacht bei Zorndorf hatte ihn nämlich eine Kanonenkugel, die von der Seite hergeflogen kam, gestreift und auf eine Weise verwundet, daß ihm das Sitzen und Gehen für geraume Zeit, das Reiten auf immer unmöglich wurde. Der Feldscheerer ersetzte den Verlust durch ein Stück Kalbfleisch, aber von Kriegsdiensten konnte natürlich keine Rede mehr sein, und der gute Rieber wurde mit einer geringen Gratification entlassen. „Ich habe mein Geld nicht für Ausländer," sagte der König, der damals nicht in der besten Laune war: „warum ist Er der Kugel nicht aus dem Wege gegangen?" Daher behielt der Herr Doctor Rieber sein Leben lang einen Grimm gegen den großen König, und wenn die Rede auf ihn kam, so rief er unwillig aus: „Ein großer Tyrann war er und hat mir ungerecht meinen wohlverdienten Lohn entzogen, weil mir nicht gleich ein so guter Witz einfiel, wie jenem Soldaten, der ihm auf die Frage: ‚In welcher Kneipe bist du so zerkratzt worden?' zur Antwort gab: ‚Bei Collin, wo Ew. Majestät die Zeche bezahlt haben.'"

Freilich konnte der König diese Frage nicht an ihn richten, denn die Wunde war ja nicht im Gesicht. Aber dessen ungeachtet galt er weit und breit für einen Arzt, der wenig Patienten sterben lasse. Wer ihn kannte, der hatte

ein unbedingtes Vertrauen zu ihm, aber die Apotheker waren ihm nicht grün, denn er wendete wo möglich bloße Naturmittel an und pflegte zu sagen, wenn die Leute durch eine unvernünftige Lebensweise ihren innern Menschen verschmiert und versudelt haben, so glauben sie ihn mit Mixturen abzuwaschen, aber dadurch werde er meist nur noch schmutziger. Unter andern Eigenschaften hatte er die, daß er es nicht leiden konnte, wenn Jemand ein Licht ausblies. Er pflegte darüber so wild zu werden, daß er alle Fassung verlor und den Leuten unerhörte Grobheiten machte. In dem Geruch eines ausgeblasenen Lichtes, sagte er, sei alle Infamie und Niederträchtigkeit der Welt versammelt, und wer diesen Geruch einathmen könne, ohne des Teufels darüber zu werden, der müsse eine verstunkene Seele haben; man sollte solche Stinkseelen als Giftmischer beim Kopf nehmen, denn der Höllendunst, in den sie verliebt seien, sitze ihren Nebenmenschen heimtückisch auf die Brust und bringe Krankheiten hervor, von welchen Niemand ahne, wo sie herkommen, ja ganze Seuchen brüte dieser Unfug aus, weil er leider so sehr verbreitet sei. So konnte er Stunden lang fortwettern, und weil er in unserem Hause als Orakel galt, so ist diese seine Eigenheit an uns hängen geblieben, daher sich schon ein Manches über uns aufgehalten hat, daß wir so zarte Nasen haben. Es hilft aber Alles nichts, ich rieche eben lieber an einer Rose, als an einem ausgeblasenen Licht. Sie sagen, weißt du, wir haben ein „bordirtes Hütlein" auf; aber das rührt eigentlich von meinem Herrn Ehni her, vom alten Pugio, dem sie nachsagen, daß er als Senator einen solchen Hut getragen habe.

Nun, also der Herr Doctor Rieber hatte eine Tochter, Namens Salome, die an Gestalt keinem Mädchen in der Stadt nachstand. Freilich hielt man sie für stolz, denn sie kam wenig unter die Leute, und ob sie gleich nicht preußisch sprach wie ihr Vater, so lauteten ihre Reden doch etwas vornehmer als bei andern Leuten. Am meisten Aufsehen aber machte ihr Papagai, der allerdings in unserer guten Stadt eine große Seltenheit war. Sie hatte ihn von einem

Vetter, der eine Reise nach Holland und Ostindien gemacht und große Reichthümer mitzubringen versprochen hatte, zum Geschenk erhalten; das Glück war ihm nicht günstig gewesen, und um nur nicht mit leeren Händen zu kommen, brachte er seinem Bäschen den ausländischen Vogel mit. Eine Kiste voll Goldwaaren hätte ihr keine größere Freude machen können. Sie gab sich Tage lang mit dem Vogel ab, dessen Käfig unter dem Fenster hing und der allerlei wunderliches Zeug von ihr krächzen lernte. Bald rief er sie bei ihrem Namen und wünschte ihr guten Morgen, bald schalt er die Vorübergehenden oder kauderwälschte einige lateinische Brocken, die er dem Doctor abgelernt hatte. So oft ich unter ihrem Fenster vorüberging, blieb ich stehen wie andere Leute auch und schaute nach dem Papagai. Niemand konnte daran ein Aergerniß nehmen, aber Salome, die fast immer neben dem Käfig stand, mochte glauben, ich gucke nach ihr, denn sie verzog den Mund schelmenmäßig, wenn ich so vorüber ging und hinaufsah; wenn ich sie aber so lächeln sah, da kamen mir doch auch diese und jene Gedanken.

Als ich nun des Vogels ansichtig wurde, sagte ich zu mir: „Wie wird sie betrübt sein, daß ihr der Vogel entflohen ist! Du mußt ihn aus dem Salate holen, und wenn auch ein paar Länder darüber Schaden leiden sollten."

„Salome!" rief er, „Bomben und Granaten, wo steckst du denn?"

Ich ging auf ihn dar, er that sehr bös und krächzte: „Manum de tabula!" aber es half ihm nichts, daß er den Lieblingsausdruck seines Herrn so passend anwandte. Ich ergriff ihn, in der Schnelligkeit jedoch mußte ich ihm den Schnabel freilassen, und er hieb mich tüchtig in den Finger. Ich verbiß den Schmerz, hielt den Papagai an Kopf und Flügeln fest und trug ihn nach seinem Gefängniß zurück, wobei er aus Leibeskräften schrie und schimpfte.

Salome war in großen Freuden, als sie den Ausreißer in meinen Händen sah. Auf ihren Ruf kam auch ihr Vater herzu und sagte: „Er ist ein braver Bursche, hört Er? Und couragirt! Denn die kleine Bestie hätte Ihn

übel zurichten können; doch das hat Er vielleicht nicht gewußt."

„Nein, sehen Sie, Papa," rief Salome, „der Vogel hat ihn gewiß gebissen, er hat ja sein Taschentuch um die Hand gewickelt. Warum hat Er denn die Hand verbunden?" fragte sie mich. „Laß Er sehen!"

„O incommodir' Sie sich nicht," sagte ich, „Sie kann nichts daran sehen."

„Freilich! Was ist es denn?"

„Nun, der Vogel hat ein wenig nach mir gehackt."

„Laß Er sehen! Laß Er sehen! Ach Gott! Das sieht ja schrecklich aus, wie der Finger zugerichtet ist! Ich will ihn verbinden."

„Manum de tabula!" rief Herr Doctor Rieber und hinkte mit seiner Krücke herzu: „Was verstehst du von einer Wunde, Naseweis? Wie, laß 'mal sehen, ja, ja, Er hat eins abgekriegt, der Papagai führt keine schlechte Waffengattung; aber sei Er nur ruhig, es hat nichts zu bedeuten, das wollen wir bald wieder im Reinen haben. Salome, geh' und hol' mir meinen Wundbalsam, du kennst ja das Glas. Salome! Bomben und Granaten, wo steckst du denn?" rief er, als sie nicht sogleich wieder zurückkam. Endlich brachte sie den Balsam. „I der Satan, Mädchen, ich glaube, du hast geweint? Warum hast du geweint?"

Sie zögerte mit der Antwort.

„Du hast rothe Augen; was ist dir geschehen? Warum hast du geflennt?"

„Weil der Papagai dem" — sie stockte.

„Dem? Was dem?"

„Dem" — sie sah auf mich.

„Dem da was zu Leide gethan hat?"

„Ja," schluchzte sie und brach wieder in Thränen aus.

„Dummes Mädel," brummte der Vater, „es hat ja gar nichts zu sagen! Gib her, mein Balsam wird mehr helfen als deine Thränen. So, jetzt halt Er die Hand her, 's thut nicht weh, brennt nur ein wenig."

Ich hielt still, um das mitleidige Mädchen nicht noch mehr zu betrüben.

„Nun ist's fertig, jetzt, Salome, kannst du ihm die Hand verbinden."

Ich kam ganz in Verlegenheit, wie sie mit ihren kleinen Fingern meine Hand anrührte. Als es geschehen war, sagte Herr Doctor Rieber: „Komm' Er morgen wieder her, hört Er? daß ich nach der Wunde schauen kann. Adieu! Nun, Salome, bedankst du dich nicht?"

Sie dankte mit einem zierlichen Knix und sagte: „Adieu, komm' Er morgen wieder her."

Als ich Abends nach Hause kam, fiel meine verbundene Hand Allen auf. Sonntags aßen nämlich alle Söhne und Söhnerinnen bei den Eltern zu Nacht. Sie fragten, was mir geschehen sei, und ich mußte die ganze Geschichte erzählen, wobei ich tüchtig roth wurde. Die Mutter lächelte und gab dem Vater die Hand. Ich wußte nicht, was dies bedeuten sollte; aber die Andern lachten ebenfalls, und meine Brüder hießen mich von Stund an den Vogelsteller.

Am andern Tag kam ich wieder zum Herrn Physikus, am dritten und vierten ebenfalls und so fort, bis mein Finger geheilt war. In dieser Zeit war ich so bekannt im Hause geworden, daß er mich einlud, ich solle immerhin wieder kommen, wenn ich ihn jetzt auch nicht mehr nöthig habe. Ich war froh, daß er dies sagte, denn ich hätte mich an der andern Hand auch verwundet, wenn mir die Gelegenheit, in's Haus zu kommen, ausgegangen wäre.

Von da an ging ich häufig hin, und Herr Doctor Rieber schien das nicht ungern zu sehen. Wenn der Vater nicht zu Hause war, traf ich die Tochter. Natürlich war der Papagai fast immer der Gegenstand unserer Unterhaltung. Sie erzählte mir, wenn ich kam, wie er sich in der Zwischenzeit befunden und was er für Schelmenstreiche ausgeübt habe. Ich steckte ihm den Finger in den Käfig, dann rief er: „Manum de tabula!" und hackte nach mir. Wenn ich nun nicht schnell genug zurückfuhr und noch ein wenig von seinem Schnabel getroffen wurde, so neckte sie mich, und ich ließ mich oft absichtlich von ihm zwicken, nur um von ihr geneckt zu werden.

Einmal hatte sie in meiner Abwesenheit einen Scherz

ausgedacht und den Vogel die Worte „ungeschickter Hans!“ gelehrt. So wie ich nun in's Zimmer trat, fuhr der Vogel wie besessen im Käfig umher und schrie an einem fort: „Ungeschickter Hans! Ungeschickter Hans!“ Ich wußte wohl, daß sie sich irgendwo verborgen hatte, um den Spaß mit anzuhören, und drohte dem Vogel, ich schlage ihn auf den Schnabel, wenn er nicht still sei. Als ich ihm hierauf wirklich eins versetzte, rief er um Hilfe: „Salome! Bomben und Granaten, wo steckst du denn?“ — „Ungeschickter Hans!“ erscholl es aus einem großen Kasten, der im Zimmer stand. Dadurch ermuntert, fing der Vogel sein Spottlied wieder an. „Wenn du nicht still bist,“ rief ich, „so will ich den rechten Vogel auf den Schnabel treffen!“ und machte den Kasten auf. Salome warf mir eine von ihres Vaters Perrücken in's Gesicht, daß ich in einer Staubwolke stand, und sprang aus dem Kasten hervor. Ich lief ihr nach und jagte sie im Zimmer herum, sie schrie, der Papagai tobte, und ich lachte, so daß es einen schönen Lärmen gab. Endlich erwischte ich sie und war eben im besten Zuge, meine Drohung in's Werk zu setzen, da rief es hinter uns: „Manum de tabula!“

Aber es war nicht der Papagai, der sich drein legte, sondern es war der Papa. Der war so eben nach Hause gekommen und von dem Lärmen in's Zimmer gezogen worden. „Firsternelement!“ rief er, „was soll das heißen von einem ehrbaren Junggesellen in einem fremden Haus?“

Ich stand da wie Butter an der Sonne. „Ungeschickter Hans!“ rief der Papagai, wie wenn der kleine Spitzbube wirklich Menschenverstand gehabt hätte.

„Wer hat den Vogel das gelehrt?“ fragte Herr Rieber.

Salome senkte die Augen.

„Aha, ich habe mir's gedacht. Und Er hat Satisfaction nehmen wollen? Nicht wahr?“

„Ja,“ stotterte ich, „ich wollte —“

„Was Er gewollt hat, braucht Er mir nicht zu sagen, ich hab's wohl gesehen. Hat Er sie denn lieb?“

„Freilich!“

„Will Er sie heirathen?“

„Wenn Salome nichts dagegen hat."

„Nun, Mädchen, was sagst du dazu? Willst du ihn?"

Sie schwieg verschämt.

„Höre, wenn du nicht antwortest, so kriegst du ihn auch nicht. Oder willst du ihn nicht? Sag' Nein!"

Salome lachte und rief: „Bewahre, Nein sagen thu' ich um Alles in der Welt nicht!"

„Duplex negatio affirmat!" sagte Herr Doctor Rieber. „Nun, da hat Er sie, halt' Er sie wohl und warm, es ist mein einzig Kind! Und lass' Er ihre eigensinnigen Launen nicht aufkommen! Sie bedarf einer guten Zucht, aber in Sanftmuth und Liebe! Hört Er?"

Ich versprach alles Liebe und Gute. „Aber," sagte ich, „jetzt muß ich nach Hause und die Einwilligung meiner Eltern holen."

„Die hat Er schon," sagte mein Schwiegervater. „Meint Er denn, Er hätte sonst so ungenirt zu mir kommen dürfen? Ich und Sein Vater haben schon längst mit einander gesprochen. Ich werde daher Seine Eltern sogleich holen lassen, um die Verlobung zu feiern."

Meine Eltern kamen und gaben mit Freuden ihr Wort. Da nichts im Wege stand, so wurde festgesetzt, die Hochzeit solle in vier Wochen sein.

Aber diese vier Wochen wurden mir sauer. Kaum war Salome meine Braut geworden, als sie sich völlig gegen mich veränderte. Wo sie mich vorher geneckt hatte, da quälte sie mich jetzt. Immer wußte sie etwas an mir auszusetzen, meine Kleidung, mein Betragen, mein Gehen und Kommen, Alles zog ihren Tadel auf sich. Dazu hatte sie ewig zu befehlen, bald mußte ich etwas thun, bald etwas lassen, bald etwas bringen, bald etwas forttragen, und nichts konnte ich ihr zu Danke machen. Am meisten aber peinigte sie mich mit einer unbegreiflichen Eifersucht, sie wußte doch gewiß, daß ich für keinen Menschen in der Welt Augen hatte als für sie, und doch, so oft wir von einem Spaziergang nach Hause kamen, warf sie mir vor, ich hätte nach dieser oder nach jener gesehen. Dann schalt sie mich und weinte. „Ich bin doch

recht unglücklich," sagte sie, „einen so ungetreuen Mann zu bekommen! Noch ehe wir verheirathet sind, sieht er schon nach andern."

Ich gerieth oft in Verzweiflung, denn ich sah nur zu sehr, daß es ihr mit ihrer Eifersucht der bitterste Ernst war, aber ihr Vater tröstete mich.

„Laß Er sie ganz machen," sagte er, „sie weiß sich in ihren neuen Zustand noch nicht zu finden; das wird schon Alles anders werden. Bleib' Er für jetzt nur, wie Er bisher gewesen ist, aber nach der Hochzeit muß Er ihr die Zügel etwas straffer anziehen. Ich habe sie verzogen, denn sie ist mein einziges Kind, und wenn ich auch fluchte und wetterte, so wußte das unartige Ding doch wohl, daß es nicht mein Ernst war."

Ganz kurz vor der Hochzeit, als ich bei meiner Braut saß, geriethen wir halb im Scherz in einen Streit über ihr Brautkleid. Es war damals die Zeit, wo die Reifröcke nach und nach aus der Mode kamen, und ich war über diese Veränderung sehr erfreut, weil ich das häßliche bauschige Wesen nie hatte leiden können. Wunderlicher Weise aber bildete sich Salome ein, diese Tracht stehe ihr besser als ein anliegendes Kleid, das doch ihre zierliche Gestalt viel mehr gezeigt hätte. Wir stritten hin und her, bis ich endlich den Haupttrumpf auszuspielen vermeinte und zu ihr sagte: „Du hältst doch mehr auf die Mode als ich, wie magst du nur so hinter der Mode zurückbleiben?" — „Seht doch!" erwiderte sie, „was schwatzt Er da von der Mode! Was weißt denn du von der Mode, du ungeschickter Hans?" — Kaum hatte sie das gesagt, so fiel auch der Papagai ein und rief unaufhörlich: „Ungeschickter Hans! Ungeschickter Hans!" — Wie wir nun einmal im Scherze waren, drohte ich wieder, den Vogel auf den Schnabel zu schlagen; sie wollte mir abwehren, und indem wir mit einander um den Käfig kämpften, stieß eines von uns Beiden — ich weiß heute noch nicht, wer es war — das Thürchen auf, der Vogel schoß wie ein Pfeil heraus — „Das Fenster zu!" rief Salome, aber es war schon zu spät, der Vogel hatte das offene Fenster bemerkt,

und ehe ich mich umsehen konnte, welches Fenster offen sei, war er draußen.

Nun ging der Jammer an, und nachdem der Jammer zu Ende war, brach der Zorn aus, natürlich über mich, ich war an Allem schuldig, ich hatte den dummen Einfall gehabt, nach dem Vogel zu schlagen, und ich war es natürlich gewesen, der die Thüre absichtlich aufstieß, der schon vorher das Fenster geöffnet hatte, um ihr diesen Possen zu spielen. Ich mochte sagen, was ich wollte, sie nahm keine Vernunft an; ich betheuerte, ich bat, ich schalt — Alles vergebens! Ich versprach, nicht eher zu ruhen, als bis ich den Vogel wieder habe; er werde doch noch zu fangen sein. „Das rath' ich dir," sagte sie, „denn ich versichere dich, eh' du mir den Vogel wieder zur Stelle schaffst, darfst du nicht daran denken, mich zur Frau zu bekommen."

Ich ging trübselig fort. Sie war seit vielen Tagen zum ersten Mal wieder guter Laune gewesen, und nun mußte die Freude solch' ein Ende nehmen!

Ueberall erkundigte ich mich vergebens nach dem Papagai. Erst den andern Tag erfuhr ich, ein Bürger habe ihn im Weinberg gesehen und ergriffen, da ihn aber der Vogel ingrimmig gebissen habe, sei er nicht im Stande gewesen, ihn länger zu halten; darauf sei der Vogel fortgeflogen, man wisse nicht, wohin? Salome that nicht mehr böse, als ich ihr dies hinterbrachte, behandelte mich aber mit einer so kränkenden Gleichgültigkeit, daß ich mir fest vornahm, Alles anzuwenden, um den Papagai wieder zu bekommen. Nach einigen Tagen wurde ich wieder auf eine Spur geleitet; von einem benachbarten Dorfe kamen Leute in die Stadt und erzählten gelegentlich, es sei daselbst ein wunderſamer Vogel mit ganz buntem Gefieder aufgefangen worden. Ich sagte dies meiner Braut sogleich und machte mich am selben Tage noch auf den Weg. „Wenn du ihn mitbringst," sagte sie beim Abschiede, „so soll dir etwas Gutes widerfahren und eher, als du denkst." Ich wußte nicht, was dies zu bedeuten habe, wollte sie mir vielleicht entgegengehen?

Ich war noch nicht weit im Walde gegangen, auf dem

Wege nach der Ortschaft, wo der Flüchtling gefangen sitzen sollte, da begegnete mir ein Bauernmädchen, das mir auf meine Frage, woher? berichtete, sie sei von eben diesem Dorfe.

„Dann kannst du mir vielleicht einen Gang ersparen," sagte ich, „denn ich suche dort etwas."

„Und was?"

Ich beschrieb ihr den Vogel und sagte ihr, er sei aus fernen Landen und gehöre meiner Braut. „Ich will dir ein gutes Trinkgeld geben," setzte ich hinzu, „wenn du mir wieder zu ihm verhilfst."

„Ja, das wird schwer halten," erwiderte sie.

„Warum denn? Wie steht's denn mit ihm?"

„Ha, 's steht gar nicht mehr mit ihm, 's liegt!"

„Wie?"

„Ja, unter dem Boden! Es werden ungefähr drei, vier Tage sein, da hat ein Bube aus unserem Dorf selbigen Vogel gefangen, mit großer Mühe, denn er hat ihm die Finger tüchtig zerhackt. Darauf hat er ihn zu meinem Vetter, dem Schulmeister, gebracht und hat ihn gefragt, was denn das für ein Thier sei. Der Schulmeister hat's nicht gewußt, und Niemand im Dorf hat's gewußt, aber Alles ist zusammengesprungen, um den scheckigen Vogel zu sehen. Endlich hat der Schulmeister gesagt, der Vogel werde nicht von Natur so aussehen, er werde gefärbt sein. Nun hätten wir aber gar zu gern gewußt, wie er denn eigentlich aussehe; also haben wir ihn in eine Schüssel mit kaltem Wasser gesetzt und haben ihm die Federn eifrig abgerieben, aber es ist nichts runtergegangen. ‚Das ist noch nicht genug,' hat der Schulmeister gesagt, ‚versuchet's einmal mit warmem Wasser.' Wir haben recht warmes Wasser in die Schüssel gethan und haben den Vogel eingeseift und gerieben, wie 'n Strumpf, aber 's ist Alles nichts gewesen. Dann haben wir's noch einmal im kalten probirt, aber der Vogel hat die Farb' nicht hergeben wollen. Nun ist er so pfludrig 'worden und hat den Kopf hängen lassen und hat kein Futter genommen, und wir haben ihm doch ein groß Stück schwarz Brod vor den Schnabel gehalten. Kurzum, ich glaub', das Bad ist ihm

nicht gut bekommen, und er ist noch am nämlichen Tag krepirt. Da hat er uns doch erbarmt, weil er so ein schöner Vogel gewesen ist, und wir haben ihm ein Gräblein gemacht und haben ihn in's Schulmeisters Garten vergraben."

Das hörte ich sehr ungern, und doch mußte ich lachen. „Ihr seid recht dumme Leute," sagte ich zu dem Mädchen, „und besonders Euer Schulmeister ist mir ein sauberer Gelehrter. Der Vogel hat von Natur so ausgesehen, und Ihr habt nun meine Braut darum gebracht. Hättet Ihr Euch vorstellen können, wie viel der Vogel werth war, so hättet Ihr ihn nicht so behandelt. Einen Papagai waschen und anbrühen! Das ist doch gar zu toll!" — Ich mußte immer wieder lachen, aber das Mädchen nahm mir's sehr übel und ging mit vielen Scheltworten davon. Ich wunderte mich, daß diese Leute so einfältig sein konnten, denn sie ziehen mit einem Blumenhandel in ganz Europa und halb Asien herum und hätten eben deßwegen mehr Erfahrung haben sollen als andere Bauern in der Gegend.

Unter diesen Gedanken kam es mir auf einmal vor, als sehe ich einen gelben Strohhut mit einem grünen Bande durch die Bäume schimmern. Salome trug einen solchen; ich ging auf den Ort zu, sah aber nichts. Ich suchte in den Gebüschen und rief, aber sie kam nicht zum Vorschein, und ich ging nachdenklich in die Stadt zurück.

Wie ich zu ihr kam, um ihr das Unglück zu erzählen, machte sie ein paar Augen gegen mich, so wunderlich, daß ich nicht wußte, wie mir geschah. Sie ließ mich ruhig reden und machte nicht viel aus der Sache, auch sprach sie nur ein paar Worte, nicht freundlich und nicht unfreundlich, auch nicht gleichgültig, wie sonst; ich wußte gar nicht, wie ich sie nehmen sollte. Aber ich hielt mich nach ihres Vaters Worten, ich dachte, es werde schon Alles anders kommen, und beschloß, indessen ruhig zuzusehen.

Der Hochzeittag kam heran. Nach der damaligen Sitte konnten Braut und Bräutigam an diesem Tage wenig bei einander sein, die Braut mußte, bis man in die Kirche ging, bei den Weibern bleiben und ihre Glückwünsche annehmen;

der Bräutigam trank ein Glas Wein mit den Männern; erst bei Tische wurden sie zusammengesetzt, hatten aber auch hier wenig Zeit, mit einander zu reden, weil sie beständig herumgehen und den werthen Gästen zusprechen mußten. Ich konnte also an diesem Morgen meine Braut wenig beobachten, war aber sehr beruhigt, da ich sie so gelassen sah. Doch hatte sie es durchgesetzt, ihren Reifrock anzuziehen. Ihr Vater sagte deßhalb zu mir: „Laß Er ihr in Gottes Namen ihren Willen, den Reifrock kann Er ihr ja heut Abend in den Kasten hängen und dann dafür sorgen, daß sie ihn nicht wieder ankriegt."

Die Glocken läuteten zur Kirche, wir gingen stillschweigend neben einander her. Es war eine große Gemeinde versammelt, denn man nahm es für eine Merkwürdigkeit, daß ich vieljähriger Junggeselle mich doch noch in's Joch der Ehe spannen lassen wolle. Der Herr Hauptprediger trat in den Altar, und die Trauung begann. Als er mich fragte, ob ich gegenwärtige Salome zum Weibe haben wolle, sagte ich mit lauter freudiger Stimme „Ja" und war in meinem Herzen nur begierig, ob sie es auch laut sagen werde, denn gewöhnlich sprechen die Bräute dieses entscheidende Wort nur mit halber zitternder Stimme aus. Aber als der Geistliche seine Frage an *sie* richtete, vernahm ich ein eben so lautes und herzhaftes „Nein!"

„Pugio!" rief ich in meinem Schreck und Grimm, „was hat das zu bedeuten?"

Der Herr Hauptprediger verwies mir diesen unkirchlichen Ausruf mit strengen Worten und fragte dann die Braut, was sie zu ihrem ungewöhnlichen und unziemlichen Beginnen getrieben habe?

„Ich werde mich nachher erklären," sagte Salome; sie sah jetzt bleich und erschrocken aus. Die Handlung war gestört, die Versammlung ging verwirrt aus einander, und ich kam halb unsinnig vor Zorn und Scham nach Hause.

Meine Eltern waren nicht weniger bestürzt über diesen unerhörten Vorfall; sie fragten mich, was ich denn dabei verschuldet habe, aber ich konnte ihnen nichts sagen, denn der

Tod des Papagai's schien mir doch eine gar zu geringfügige Ursache zu sein. Während wir so in aller Noth uns unterredeten, hinkte der Doctor Rieber mit feierlichem Anstand zur Thüre herein und sprach: „Ich würde nach dem heutigen Vorgang nicht das Herz haben, vor dieser ehrbaren Familie zu erscheinen, wenn ich nicht dächte, hier müssen Sonde und Messer her. Meine ungerathene Tochter hat mir nämlich gestanden, sie habe den heutigen Spektakel deßwegen angefangen, um ihren Bräutigam für eine haarsträubende Untreue zu bestrafen. Nun bin ich zwar selber weit entfernt, ihrem Vorgeben so geradezu Glauben beizumessen, und würde auch im schlimmsten Falle ihren heutigen Streich nicht um ein Haar breit verzeihlicher finden, aber die Ehre des jungen Mannes sowohl als meine eigene erfordert eine nähere Untersuchung der Sache."

Ich hatte ein gutes Gewissen und sagte: „Reden Sie, Herr Doctor! Was hat sie gegen mich vorgebracht?"

„Sie behauptet," versetzte er, „Ihr habet eine Liebschaft mit einem Bauernmädchen, und will sogar wissen, Ihr seiet vor wenigen Tagen im Walde mit besagter Person zusammengekommen, wobei, wie sie von Anfang an geargwöhnt, Euer Ausflug wegen des Papagai's zum Vorwand habe dienen müssen."

„Also ist sie mir nachgegangen im Walde!" rief ich und erzählte, was daselbst geschehen war. Ehe ich aber noch geendet hatte, klopfte es an der Thüre, und siehe da! vor uns stand jenes Bauernmädchen und bot Eier und Butter feil. Kaum hatte sie mich erblickt, so rief sie ärgerlich:

„Wenn ich gewußt hätt', daß Er da wär', so hätt' ich das Haus links liegen lassen."

„Was hat er dir gethan, mein Kind?" fragte Herr Doctor Rieber, der alsbald das Wort ergriff und vor sie hintrat.

„Wüst hat er mir gethan!" erwiderte sie. „Zum Dank dafür, daß ich ihm das Maul gönnt hab' und hab' ihm Auskunft geben über seinen lumpigen Vogel, hat er mich eine dumme Gans geheißen."

„Also hat er dir nicht schön gethan?"

„Was?"

„Die böse Welt behauptet, er habe dir Flattusen gemacht."

„Das wollt' ich ihm vertrieben haben, beim Strahl! Ja, Flattusen! Grobheiten hat er mir gemacht. Und von Euch lass' ich mir auch keine gefallen. Wenn Ihr meine Eier nicht wollt, so brauch' ich auch Euer Geschwätzwerk nicht. Unser Eins läßt nicht mit sich reden, als wär' man Euer Unterthan. Wir sind nicht von Euren Dörfern, wir sind wirtenbergisch."

Damit trappte sie hinaus und schlug die Thüre hinter sich zu.

„Die hat Haar auf der Zunge," sagte Herr Doctor Rieber. Dann trat er auf mich zu und entschuldigte sich mit wohlgesetzten Worten wegen der Freiheit, die er sich hier genommen habe. „Da es nunmehr am Tage ist," fuhr er hierauf fort, „daß meine Tochter überdies nicht den mindesten Grund zu ihrem unverzeihlichen Schritte gehabt hat, so will ich nunmehr dem Herrn die Satisfaction proponiren, die ich für ihn ausgedacht habe. Er soll Gleiches mit Gleichem vergelten, ich komme so eben von dem Geistlichen her, der sich auf dringendes Bitten dazu verstanden hat, meinen Plan ausführen zu helfen. Morgen soll nämlich die Trauung noch einmal stattfinden —"

„Nein!" rief ich, „um alle Welt nicht —"

„Nehme der Herr Vernunft an und lass' Er mich ausreden; morgen, sag' ich, soll die Ceremonie wiederholt werden, und wenn ich die ungezogene Dirne mit Gewalt in die Kirche schleppen lassen müßte. Dann werdet Ihr zusammen vor den Altar treten, und damit für sie keine Ausflucht mehr übrig bleibt, so wird der Geistliche die Frage an sie zuerst richten; seid unbesorgt, sie wird nicht Nein sagen, dafür steh' ich Euch, sie hat meinen Ernst kennen gelernt. Sodann werdet Ihr, mein achtbarer junger Mann, zu ihrer Beschämung und Eurer Satisfaction hierauf von Eurer Seite mit Nein antworten und dadurch zu verstehen geben, daß Ihr

nichts von ihr wollt und sie nicht werth achtet, Eure Frau zu werden."

„Herr Doctor," sagte ich, „das bring' ich nicht über's Herz!"

„Junger Mann!" rief er hitzig und griff an den Degen, „nichts für ungut, aber das versteht Ihr ganz und gar nicht! Es ist ein Schimpf, denn Ihr nicht auf Euch sitzen lassen könnt, und wenn Ihr für Euch selbst nicht Manns genug sein solltet, ihn abzuwaschen, so ist es Eure Pflicht gegen Eure Eltern und auch gegen mich als ehrlichen Mann, meine Satisfaction anzunehmen."

„Geht zu Eurer Tochter, lieber Herr," versetzte ich, „und sagt ihr, sie habe nicht wohl an mir gethan, aber ich trage keinen Groll gegen sie und sei nicht im Stande, sie zu beschimpfen."

„Bomben und Granaten!" schrie er, „Ihr müßt, Ihr mögt im Stande sein oder nicht, und wenn Ihr nicht wollt, so habt Ihr's mit mir zu thun."

„Eine Execution in der Kirche!" sagte ich. „Das geht ja gar nicht an."

„Wird schon angehen, wenn's morgen angeht! Wir sind reichsfrei und haben unser eigenes Consistorium; wer fragt viel nach uns? So viel Macht haben wir schon, um eine widerspenstige Dirne gehörig zu züchtigen!"

Nun trat mein Vater hervor, in dem sich etwas vom alten Pugio regte. „Herr Doctor," sagte er, „es thut mir leid um Ihre Tochter, aber ich muß Ihren Antrag annehmen, denn der Unglimpf wäre in der That gar zu groß, wenn er nicht in etwas vergolten und vertheilt würde. Wie gesagt, es thut mir leid, und es sollte mir lieb sein, wenn sich ein anderer Ausweg finden könnte."

„Das heißt gesprochen wie ein Ehrenmann," sagte Herr Doctor Rieber, „aber einen andern Ausweg gibt es nicht, und somit bleibt's bei der Verabredung."

Er ging, nachdem Alles besprochen und festgesetzt worden war.

Mich fragte man gar nicht weiter bei der Sache, man

betrachtete mich eben als den, der den Schimpf der Familie rächen müsse. Nur meine Mutter war theilnehmend gegen mich und stimmte mir bei, daß hier aus Uebel nur Aerger gemacht werde. „Es ist jammerschade um das Mädchen," sagte sie. „Ich will ihr gewiß nicht das Wort reden, aber die Bräute sind nicht immer ganz zurechnungsfähig. Das ist ein Stand, in dem nicht jede gleich daheim ist, und wenn man vollends in so kurzer Zeit, wie sie, mit einem Sprung in ein völlig neues Leben hinein soll, so verliert man leicht den Kopf, und dann kann die Gescheidste oft die dümmsten Streiche machen. Ich glaube fest, daß sie den ihrigen bitter bereut und nicht blos wegen seiner Folgen; denn ihre Eifersucht beweist, daß du ihr doch nicht gleichgiltig warst. Doch vielleicht besinnen sich die Väter bis morgen auf etwas Besseres."

Aber dem war nicht so. Die Mutter versuchte umsonst den Vater anders zu stimmen, er drohte mir mit seinem höchsten Zorn, wenn ich nicht gehorchen würde. Ein Angriff auf Herrn Doctor Rieber war ebenfalls vergeblich, er blieb viel zu sehr auf seine Ehre, wie er's hieß, versessen, als daß er nachgegeben hätte. „Gib dich in Gottes Namen drein, es ist nicht zu ändern," sagte meine Mutter endlich, und ich ging zur festgesetzten Zeit in die Kirche.

Eine große Menschenmenge hatte sich eingefunden, denn Herr Doctor Rieber gedachte, wie er sich ausdrückte, nicht ein bloßes Manöver, sondern eine Hauptaction zu liefern, öffentlich, wie der Frevel gewesen sei, sagte er, müsse auch die Buße sein. Die Meinigen begleiteten mich in die Kirche. Salome wurde mir erst dort von ihrem Vater zugeführt. Sie sah blaß wie der Tod und verweint aus und wagte nicht, die Augen gegen mich aufzuschlagen, aber doch glaubte ich in ihrem Gesicht etwas Anderes als bloße Demüthigung zu lesen. Der Geistliche trat wieder in den Altar; Alles war neugierig und mäuschenstill. Er hatte kein Buch mitgenommen, um die Trauungsformel zu lesen, sondern sagte nur: „Es sind hier zwei Brautleute erschienen, um vor Gott und dieser christlichen Gemeinde ihren Willen und Meinung

gegen einander auszusprechen." Darauf winkte er uns zu sich und fragte Salome zuerst, ob sie mich zum Manne haben wolle. Ich mußte meine Leidensgefährtin heimlich anblicken; sie sprach das Ja mit demüthiger Ergebung aus, weder zu laut noch zu leise. Da überkam mich ein unaussprechliches Erbarmen mit uns Beiden, und als der Geistliche mich anredete und fragte, ob ich sie zum Weibe haben wolle, sprach ich mit fester Stimme ein getrostes Ja.

Dieses Ja ging wie ein elektrischer Schlag durch die Kirche, denn ich hörte hinter mir eine Bewegung — wenn man von einem stillen Windstoß reden könnte, so wäre der Ruck bezeichnet, der die Versammlung durchlief. Aber ich hatte für Niemand Augen als für meine Braut. Sie war wie vom Donner gerührt und wäre niedergesunken, wenn ich nicht den Arm um sie gelegt hätte. Nun sah ich sie erst recht an, und auch sie schlug jetzt die Augen gegen mich auf; aber ich könnte nicht sagen, daß ich in ihren Blicken etwas von einem Vorwurf gefunden hätte. Ich bot ihr, als sie sich wieder gefaßt hatte, die Hand, sie schlug willig ein, und nun sagte ich leise: „Halte fest an mir, ich werde dich nimmermehr verlassen."

Der Herr Hauptprediger war über meine unerwartete Antwort einen Augenblick betroffen gewesen, aber jetzt erhob er beide Hände und rief: „Gott segne dich, junger Mann, du hast das beste Theil erwählet." — Darauf segnete er uns ein.

Soll ich noch weitläufig erzählen, wie es weiter ging? Unsere Verbindung war nun einmal fest geschlossen und nicht mehr rückgängig zu machen. Mein Vater wollte sich anfangs nicht recht darein finden, wich aber doch endlich dem Zureden meiner Mutter. Diese war von ganzem Herzen vergnügt. Sie küßte meine Braut und sagte lachend: „Gestern glaubte ich noch, ich könne dir nicht verzeihen, heute aber soll dir verziehen sein, weil ich nun doch meine Hochzeitkuchen nicht umsonst gebacken habe."

Wer zuletzt einwilligte, war der Herr Doctor Rieber. Er schalt mich einen Hasenfuß, sagte, ich habe mit seiner Ehre

Komödie getrieben und dergleichen mehr, aber zuletzt ließ er sich doch besänftigen und war im Stillen froh, daß es mit seinem einzigen Kinde noch so gut abgelaufen war.

Salome hat mir nachher gestanden, sie hätte sich schier die Zunge abgebissen über ihr Nein, aber sie sei wie im Fieber gewesen und hat mir mein Ja durch Liebe und Treue vergolten ihr ganzes Leben lang.

So erzählte mir der Großvater, und wenn ich im Nacherzählen etwas mehr gesagt habe, als ich aus seinem Munde vernahm, so kommt dies nicht auf Rechnung einer am Horn des Ueberflusses leidenden Gedächtnißkraft, sondern daher, daß mir die Geschichte auch später noch manchmal von Andern, denen er sie vielleicht anvertraut und ausführlicher, als er selbst sie dem Knaben erzählen mochte, mitgetheilt worden ist.

Manche alte Geschichte erzählte er, wenn er mit mir im Feld oder Garten beschäftigt war. Wir setzten uns dabei auf eine Bank oder auf einen Rain und ruhten aus; wenn er dann genug erzählt hatte, gingen wir wieder an die Arbeit. Seine Habe bestand nämlich, wie fast der ganze Reichthum der Stadt, in Grundeigenthum, und so war ich zu jeder freien Stunde mit ihm im Garten, auf einem Baumgut oder einem Acker, lernte von ihm die Früchte kennen und die Bedingungen ihres Wachsthums, durfte auch nach Herzenslust mit Hand anlegen, Aepfel, Birnen, Nüsse schütteln oder sammeln, in den Heuhaufen springen, auf dem Garbenwagen fahren, Kartoffeln herausthun und Trauben nicht blos schneiden, sondern auch treten. Besonders lustig war die Obstlese in den bucklig gelegenen Baumgütern, an deren Fuße der kleine Fluß vorübereilte; da mußte man sich unten am Ufer aufstellen und

die den Abhang herabrollenden Aepfel wie Bälle auffangen, ehe sie in's Wasser hüpften. In seinen letzten Tagen versprach er mir noch, sobald die geeignete Jahreszeit gekommen sein würde, mich das Impfen der Bäume zu lehren. Ich freute mich unbeschreiblich darauf, aber er hielt mir nicht Wort, er starb, ehe die Zeit des Impfens gekommen war.

Sein Lieblingsaufenthalt war sein großer Garten, wo er mich in der Behandlung seines Blumenflors unterrichtete, der jedoch nicht sonderlich vornehm war, sondern aus einfachen Rosen, Nelken, Tulpen, Sternen, Sonnenblumen, Astern und Aurikeln bestand. Sonst sah der Garten schlicht und altfränkisch aus, wie der „Herr Ehni" selbst; denn so nannten wir Enkel den Großvater. Ein etwas schief hängender, von der Witterung entfärbter Bretterzaun umgab den Garten auf drei Seiten; die vierte war durch eine graue Mauer geschlossen, an die sich in der Ecke ein alter Hollunderbaum lehnte; der Brunnen war aus einem rohen Stamm gemacht; einen verwandten Baustil trug das alte Häuslein mit dem Immenstande, nicht weit von der Eingangsthüre. Dort hat mich einmal eine Biene so unversehens und heftig gestochen, daß ich von dem fast stockhohen Gartenstuhle, auf dem ich saß, herunterfiel und beinahe den Hals gebrochen hätte. In diesem Fall wäre die Ermahnung zum Fleiße, wofern die industriöse Brummerin eine solche beabsichtigte, rein überflüssig gewesen.

An Tagen, wo man nicht in's Freie gehen konnte, saß der Großvater gewöhnlich in seinem grün gepolsterten Lehnstuhl am Fenster vor dem kleinen Tische mit den geschweiften Füßen und las durch das große Brennglas, das er über die Zeilen hin und her führte, halblaut in seiner Foliobibel von 1608, wobei ihm die Haare von den Seiten her, denn die Stirne war zunehmend kahler und kahler geworden, wie Schneeflocken in das Buch herabfielen. Seine alten Augen mußten wohl sehr der Nachhilfe benöthigt sein, daß er sich des Vergrößerungsglases bediente, denn die Bibel war mit mächtigen Buchstaben gedruckt. Doch war es ihm vielleicht auch um die Randglossen zu thun, die in etwas kleinerer

Schrift steilrecht an dem Text herunterliefen und dem Leser manche wissenswürdige Dinge sagten, mitunter in einer sehr anheimelnden Art, denn ihr Verfasser hatte eine besondere Liebhaberei, hebräische Ortsnamen durch deutsche von bekannten Klange zu erklären, wie er denn unter andern zum Beispiel zu verstehen gab, „Eben-Ezer" das sei gerade so viel wie „Helfenstein".

Kurze Zeit vor seinem Tod erlebte der Großvater noch einen ungewöhnlichen Triumph. Es war ein Scheibenschießen angekündigt, und er ging mit mir nach dem Schießhaus, um zuzusehen. „Schießen kann ich nicht mehr," sagte er, „mein Auge läßt mich im Stich, und meine Hand zittert; aber ich bin allezeit ein Liebhaber vom Schießen gewesen, und so will ich wenigstens sehen, wie's Andere machen." Kaum waren wir auf dem Schießplatz angekommen, so empfingen ihn viele Bekannte. Er wünschte ihnen Glück und sah aufmerksam zu. Als er sich erheben wollte, um nach Hause zu gehen, trat ein ebenfalls bejahrter Mann mit einer geladenen Büchse auf ihn zu und sagte: „Wie, Herr Senator, Sie, der beste Schütze zu Ihrer Zeit, wollen wieder so fortgehen, ohne uns mit einem Schuß beehrt zu haben?" — Der Großvater lachte treuherzig und sagte: „Da käm' ich schön weg, ich glaube, ich würde kaum die Scheibe mehr treffen; ja, ich gehöre eben unter das alte Eisen." — „Versuchen Sie's nur," bat ihn Jener, „nur einen einzigen Schuß!" — Die Andern kamen ebenfalls herbei und drangen in ihn, wenigstens Einen Schuß zu thun. Vergebens wandte er ein, er habe schon seit Jahren nicht mehr geschossen, es half Alles nichts, die Gesellschaft setzte ihm zu, bis er endlich die Büchse ergriff. Er nahm seinen Stand und zielte lang; trotz dem daß er zitterte, gaben diejenigen, die ihm über die Schulter sahen, den Andern durch beifällige Zeichen zu verstehen, daß er scharf auf die Scheibe halte. Endlich fiel der Schuß, und — ein allgemeines Jubelgeschrei entstand! Er hatte den Zweck hinausgeschossen. Er behauptete zwar, es sei Zufall gewesen, aber Keiner ließ ihm dies gelten. Sie riefen, er habe den besten Schuß heute gethan, und ließen ihn hoch leben. Nun

trank er auch einen Schluck auf das Wohl der Gesellschaft und ging wieder mit mir hinweg, wobei er sehr vergnügt vor sich hin lächelte. Ich aber ging stolz wie ein König neben ihm her, indem ich, wie Knaben zu thun pflegen, seinen Ruhm frischweg mir zueignete. „Es ist sonderbar," sagte er unterwegs zu mir, „ich sehe in die Ferne besser als in die Nähe." Zu Hause angekommen, blickte er lang mit einem eigenthümlichen Lächeln auf das Bild der „Frau Ahne", die manchen solchen Ehrentag mit ihm erlebt haben mochte. Das Bild hing seinem Lehnstuhl gegenüber, ein mildes, stilles, feines Gesicht, dem man nicht ansah, daß je eine leidenschaftliche Mädchenlaune darin gewohnt haben könnte. Freilich stellte es die Großmutter nicht in ihrer Jugend dar, und sie war dem Maler nicht einmal gesessen, sondern er hatte sie, im Hochzeitkleide zwar, aber auf dem Todtenbette gemalt.

Etwa vier Tage nachher begleitete ich ihn nach einem seiner Weinberge; wir wollten nach seiner Lieblingsfrucht, den Pfirsichen, sehen, die er daselbst im oberen Theile zwischen den Reben gepflanzt hatte. „Ich bin zu müd, um den steilen Weg hinaufzukommen," sagte er, „geh' du und sieh' nach dem Bäumchen, wie's mit ihm steht; wenn du ein paar reife findest, so brich sie und bring' sie herunter, ich will mich unterdessen auf die Ladstatt setzen und dich erwarten." Mit diesen Worten ließ er sich auf einen berasten Hügel aufgeworfener Erde nieder, der dazu diente, im Herbste die Kelterfässer auf den Wagen zu laden, und ich stieg die unregelmäßigen, in ihr lichtes Grün gehüllten Terrassen empor und freute mich auf die Freude des Großvaters, wenn ich ihm einen reifen Pfirsich bringen würde. Ich fand deren drei und rannte athemlos wieder hinunter. „Drei!" rief ich ihm frohlockend schon von weitem zu. Er antwortete nicht. Als ich näher kam, sah ich ihn nicht mehr an dem Orte, wo ich ihn verlassen hatte. Eine bange Ahnung flog mir durch die Seele, ich eilte hinzu und sah ihn, von seinem Sitz herabgesunken, regungslos in Gras und Feldblumen liegen. Angstvoll lief ich hin und her, und als ich endlich einen Arbeiter in einem benachbarten Weinberge erblickte, winkte ich ihm

und rief um Hilfe. „Was ist dem Herrn Senator?“ fragte er und kam eilig herbei. „Tröst' Er sich, junger Herr,“ sagte er, nachdem er ihn vergebens aufzurichten versucht hatte, „er hat sein Leben in Ehren hoch gebracht, und nun ist er sanft gestorben. Wer so stirbt, der stirbt wohl!“

Aber er lebte noch; es war nur ein Schlaganfall gewesen, von dem er sich schon unterwegs im Wagen wieder erholte. Er konnte sogar, in der Stadt angelangt, die Treppe hinaufgehen; droben aber mußte er sich sogleich in's Bett legen, das er nicht mehr verließ. Sein Lebenslicht wurde von Tag zu Tage schwächer, und wenn man ihn fragte: „Wie geht's?“ so antwortete er lächelnd: „Wohl! und bald noch wohler.“

Eines Abends, die Dämmerung brach eben herein, war er zur Verwunderung aller Anwesenden kräftig und heiter, er sprach viel und sagte, er fühle sich wieder ganz gesund und gedenke morgen aufzustehen. Auf einmal jedoch hielt er inne und blickte wie erstaunt vor sich hinaus, dann richtete er sich auf und breitete mit leuchtenden Augen die Arme aus einander, ein freudiger Ausruf entfuhr seinen Lippen, er machte eine Bewegung, als wollte er aus dem Bette springen, zugleich aber sank er in das Kissen zurück, und die Augen fielen ihm zu.

Das weiße Hemd.

Es war zu einer Zeit, da wunderbare Dinge in der Welt geschahen, da die abendländische Menschheit wie ein Strom, der gegen seine Quelle fließt, auf das Zauberwort eines armen Einsiedlers nach dem Morgenlande zurückwallte, Löwen schlug oder zu Hunden zähmte, auf Einen Streich Mann und Roß in zwei Stücke hieb, oder auch mit schönen Sultanstöchtern aus der Gefangenschaft entfloh, um eine heidenchristliche Doppelehe zu schließen: zu jener Zeit, berichtet die Sage, zog ein edler Ritter aus einer deutschen Reichsstadt mit Kaiser Friedrich dem Rothbart in das heilige Land. Er war vom Reichstage zu Mainz, wo der Kreuzzug beschlossen wurde, nach Hause geritten, um seiner Verlobten dieses Vorhaben zu verkündigen und Urlaub von ihr zu nehmen. Dieselbe war Frau Florentina geheißen, was jedoch nicht besagen will, daß sie zuvor eines Andern eheliche Hausfrau gewesen wäre; sondern die Sitte nannte damals, wie es die Sprache jetzt noch thut, jede Jungfrau eine Frau, das unvermählte Weib galt so gut für ein Weib als das vermählte, und die Tochter einer Frau Königin wurde eben so wie ihre Mutter angeredet, nur hieß man sie, zum Unterschiede von dieser, Frau junge Königin.

Auch ging es nach dem Mainzer Reichstage zwischen den Verlobten in Einem Dinge nicht anders denn zwischen den Ehegatten, und war das beinahe allenthalben im Reiche dasselbe Ding: nämlich die Frauen sahen es ungern, daß die Männer sich von ihnen hinweg auf eine so ferne und weit aussehende Fahrt begeben wollten. „Mein Herr Alexander, edler herzlieber Mann," sagte Frau Florentina, „müsset Ihr denn bis gen Aufgang ziehen, um Eure Gottesminne und Ritterschaft zu erzeigen? Wir haben ja Kirchen in Stadt und Land, wo Ihr Eure Andacht halten könnet, an Gelegenheit zu Almosen fehlt es leider nirgends, und wenn es Euch gelüstet, Eures Armes Kraft, Eures Schwertes Schärfe zu versuchen, so habt Ihr in der Nähe der Feinde genug. Wollt Ihr mich, die ich doch eine Waise bin, allein in der Welt lassen?"

„Meine Frau Florentina, schönes tugendreiches Weib," sprach Herr Alexander dagegen, „mein ganzes Herze klebt Euch an, und ich weiß nicht, wie ich ohne Euch leben soll, aber dennoch müssen wir uns scheiden, denn ich habe dem gekreuzigten Gotte die Wallfahrt gelobt und dem römischen Kaiser mein Wort zum Pfande gegeben; ich kann jene nicht wenden und dieses nicht brechen. Euch will ich dem Schutze der Gottesgebärerin und dem Schirme meiner Freunde anbefehlen. Gedenket nun allezeit, süß reines Lieb, daß Euer Leben das meine ist, und bewahret mir Eure Treue, Eure Ehre, Eure Keuschheit, derweil ich zum Ruhme Gottes und der werthen Christenheit diese ungläubigen Hunde verderben helfe."

Die edle Frau trug großes Leid, da sie sah, daß sie ihren Bräutigam in seinem Willen nicht wankend machen konnte, auch gefiel es ihr nicht, daß er sie der Tugenden und Würden gemahnte, deren sie doch ungemahnt aus freien Stücken wahrgenommen hätte. Doch schwieg sie still, setzte sich an ihre Rahme und wirkte ihm ein schneeweißes Hemde mit meisterlicher Kunst; denn es war insgemein der Glaube, sie stamme vom Geschlecht der alten Schwanfrauen, die so wunderbar zu spinnen, zu weben und zu wirken verstanden.

Manche Thräne ließ sie auf das Gewirke fallen, manches Lied von Lieb und Treue sang sie mit ihrer klaren Stimme dazu, und als sie es vollbracht hatte, gab sie es ihm und bat ihn, es zum beständigen Andenken an ihre treue Liebe zu tragen. Er verhieß ihr das, herzte und küßte sie und zog auf den gebotenen Tag von dannen. Nun verlebte die schöne Frau viele Tage und Nächte in banger Traurigkeit und wartete ihres Freundes. Sie mußte aber lange Zeit warten.

Herr Alexander kam mit dem Kaiser in das Morgenland, wo die Dinge anfangs trefflich wohl gingen. Die Saracenen wurden besiegt, wobei ein einziger Kriegsmann, einer von Ulm, in Einem Angriff zehn Feinde schlug, und der Kaiser eroberte die Stadt Iconium. Bald aber wandte sich Alles anders, so daß es ein Feldzug wurde, aus welchem Wenige zurückkamen, ja so Wenige, daß man in der Heimath nicht einmal recht vernahm, welches Ende der Kaiser genommen hatte. Der Rothbart, begierig, sich mit Saladin, dem Stern des Ostens, zu messen, hatte unter unerhörten Mühsalen des Kreuzheeres schon den Taurus überstiegen, da kühlte ihm ein Fluß in den ciliciſchen Gefilden das Heldenfeuer mit sammt dem Pilgerschweiße, denn in dem eisigen Bade fand sein Leben und alle seine Kreuzfahrt ein Ziel. Das Christenheer war wie eine Heerde ohne Hirten, und unter der Zeit, daß Herzog Friedrich von Schwaben die Gebeine seines Vaters, denen die heilige Stadt verschlossen war, zum Begräbniß gen Antiochien geleitete, fielen die Saracenen über eine Abtheilung der christlichen Schaaren her, tödteten und fingen deren Viele und führten die Gefangenen ihrem Sultan zu. Unter diesen war auch Herr Alexander.

Saladin aber trug um jene Zeit den Christen keinen holden Sinn. Sie hatten, noch vor des Kaisers Ankunft, während eines beschworenen Waffenstillstandes Friedensbruch und Unfug verübt, auch seine Mutter überfallen und beraubt; darum achtete er sie für ein treuloses Volk. Ihn verlangte nach einem Feinde, den er ehren mußte; aber wie hätte er dies vermocht, da er wußte, daß sie durch ihre Entzweiung

und Verrätherei den Fall Jerusalems, das in seine Gewalt gekommen war, verschuldet hatten. Hieraus erwuchs den Gefangenen manche bittere Frucht. Der Sultan vertheilte sie unter seine Kriegsobersten und Landherren, die er nach Gutdünken mit ihnen verfahren hieß. Herr Alexander wurde nebst andern Leidensgenossen einem Emir geschenkt, der bei dem Sultan in Gnaden stand. Derselbe hatte viel Land und Feld und trug nach saracenischer Sitte Gefallen am Acker- und Gartenbau. Weil er aber seine edlen arabischen Rosse nicht zu schlechtem Dienst erniedrigen wollte, und des Zugviehs ein großer Theil von den Christen bei einem Ueberfall gesotten und gebraten oder hinweggeführt worden war, so hieß er die ihm übergebenen Christen, meist adelige Herren, gottwillkommen, so mit Worten als mit Werken: er gebot, sie alsbald in den Pflug zu spannen, und unter harten Geißelhieben mußten sie das Feld ackern, so daß oft das Blut von ihren Leibern lief. Waren etwa Leutschinder unter ihnen, die vordem ihre Leibeigenen im Abendlande mit unbarmherzigen Frohnen gedrückt hatten, so haben sie zweifelsohne bei diesem Pflugziehen zu allen Heiligen gelobt, sich solcher üblen Gewohnheit nach beglückter Heimkehr für immer abzuthun.

Die armen Herren hatten schlimme Tage, und mancher, der einst stolz aus seines Schlosses Pforte auf den Reichstag oder zum Turnier geritten war, sah jetzt schlechter aus denn sonst der geringste seiner armen Leute. Sie magerten zu Gerippen ab, Bart und Haare hingen ihnen ungeschoren, verfilzt und struppig im Gesicht, ihre Gewande verdarben durch Regen, Schweiß und das Blut der Geißelhiebe und fielen ihnen allmählig vom Leib. Nur Einer unter ihnen ging aufrecht in einem reinen weißen Hemd einher: es war Herr Alexander, der mit freudigem Staunen sah, wie das Geschenk seiner Freundin den Unbilden des Wetters und des Schicksals widerstand. Der Gedanke an ihre herzinnige Liebe und ausdauernde Treue hielt ihm den Kopf empor; in all seinem Ungemach umschwebte und tröstete ihn das gegenwärtige Bild seiner Getreuen, und obwohl ihm die von der

syrischen Sonne verbrannten Wangen nicht minder einfielen als die seiner Mitsklaven, so verrichtete er doch mit ungebrochenem Muthe sein hartes Tagwerk und behütete dadurch sein Hemde vor blutigen Flecken, indem er wenigstens den unmilden Hieben der Geißel entging.

Die Reinheit des Hemdes fiel nach und nach sowohl den Sklaven als ihren Treibern in die Augen, und diese thaten das seltsame Wunder endlich auch dem Emir zu wissen. Von ihm erfuhr es der Sultan, der einst zu ihm kam, um die Dienste, die er kürzlich in einem Treffen wider Richard Löwenherz geleistet hatte, durch die Ehre seines oberherrlichen Besuchs zu lohnen.

Saladin ließ alsbald den Sklaven vor sich führen. „Wer bist du und wie heißest du?“ fragte er, indem er seine durchdringenden Augen auf ihn heftete.

„Mit Namen heiße ich Alexander und bin ein Ritter aus dem Heerbann des großen römischen Kaisers.“

„Des Melek Alaman? Vergebens habe ich mich darauf gefreut, ihm zu begegnen.“

„Gott hat ihn von uns genommen und uns den Kelch der Trübsal gereicht.“

„Wo hast du dieses Hemde her? Man sagt, es habe eine wundersame Eigenschaft.“

„Das Hemd, Herr Sultan, habe ich von einem wonniglichen Weibe; daß es so weiß bleibt, das zeigt mir ihre unwandelbare Treue und Keuschheit an.“

Unter dem ergrauenden Barte, der Saladin's Mund beschattete, zuckte es wie ein wunderliches Wetterleuchten. „Eure Weiber,“ warf er hin, „müssen aus besserem Thon geschaffen sein als Ihr.“ Nachdem er seine Herkunft und Heimath näher erfragt hatte, gab er einen Wink, den Sklaven abzuführen. „Wir wollen doch eine Probe machen,“ sagte er hierauf, „ob der Christ nicht sein Hemd am Ende waschen muß.“

Er rief einen seiner Emire, der durch Jugendschönheit und eine beredte Schmeichelzunge Allen vorging. Mit diesem berieth er sich und entließ ihn reich mit Gold und Kleinodien

ausgestattet. Ali reiste auch zur Stunde ab, während sein Gebieter abermals gegen den Löwenherz zu Felde zog.

Drei Jahre nahezu war Herr Alexander von Hause fern gewesen, da erschien daselbst ein italischer Kaufherr, der kostbare Juwelen zur Schau trug und in königlicher Pracht lebte. Er fand leichten Zutritt bei den Geschlechtern der Stadt, bei denen er auch die edle Florentina kennen lernte, und wußte sich hiedurch auch Eingang bei dieser selbst zu erwirken, die ihn, wie es ihr geziemte, stets von ihren beiden Dienerinnen umgeben, empfing. Da erzählte er ihr nun, wie ihn seine Kaufmannschaft weit herum in den Landen führe, so daß er auch in's Morgenland gekommen sei und da mit Christen und Heiden verkehrt habe; er berichtete von der letzten Kreuzfahrt; von des Rothbarts Kriegstugend und eiserner Mannszucht, die auch seinen Feinden Grauen machte, fast mehr noch als seine Waffenthaten; von seinem Tod und Begängniß, wie ihn nämlich die Seinen im Essig kochten und das Fleisch an der Stätte, wo er gestorben war, begruben, die Knochen aber in einem Schreine weiter führten, um sie, wenn es hätte sein mögen, am heiligen Grabe beizusetzen; vom großen Harlemer Schiff, das, den Kiel mit Sägezähnen bewaffnet, in den Hafen von Damiate einlief und die vorgezogenen Ketten zerschnitt; er pries die Heldenthaten der Christenritter, schwieg aber auch nicht von dem bittern Leben derer, die, vom Muth getrieben und vom Glück vergessen, in Sarazenenhände gefallen seien. Nach diesem Vorspiel nannte er zögernd und lauernd unter andern Namen auch den des Herrn Alexander. Die edle Frau erbleichte; sie hatte kein Hehl, daß dies ihr Verlobter sei, und bat den Fremden weinend, ihr zu seiner Lösung zu helfen; alle ihre Schätze wolle sie dem Heidensultan bieten.

„Saladin nimmt kein Geld, auch seine Getreuen nicht!" antwortete da der Fremde, und es klang bei diesen Worten etwas so Stolzes und Höhnisches aus seiner Stimme heraus, daß die schnellsinnige Frau alsbald errieth, dies müsse ein Sarazene sein und keiner von den Geringsten.

Was ihn zu dieser Verkleidung bewogen, konnte sie sich

freilich nicht einbilden; aber ihr erster Gedanke war, ihn auf der Stelle handfest zu machen, um ihn dem Sultan zur Auswechslung gegen ihren Herrn anbieten zu können. Allein sie wußte nicht, wem sie diese weitschichtige Verrichtung anvertrauen sollte: der Rothbart war todt, der neue Kaiser waltete in Apulien, und in Deutschland wußte sie, auch unter Herrn Alexanders Gefreundschaft, Niemand, den sie für fähig gehalten hätte, eine solche Sache nach Gebühr an die Hand zu nehmen. Sie achtete es also für besser, ihr Gemüth zu verbergen und den Fremden weiter auszuforschen. An eine Auslösung des Gefangenen, wiederholte dieser, sei nicht zu denken; nur durch listige Anschläge und durch Bestechung des Sklavenaufsehers, sagte er, möchte es gelingen, ihn heimlich zu befreien und auf das Meer zu entführen. Zu diesem Wagestück erbot er sich selbst, da er als Kaufmann in der Heidenschaft Zugang habe, auch alle Tritte und Schliche daselbst kenne, und wie die hocherfreute Florentina ihm Alles, was er nur begehren möge, als Preis versprach, so meinte er mit einem losen Lächeln, über den Preis könnte sie leicht mit ihm einig werden, da schon ein freundlicher Blick ihrer Augen ihm höher als alle ihre Schätze dünke. Die edle Frau erröthete, verschloß aber ihren Unmuth, so gut sie vermochte. Der freundlichen Blicke, erwiderte sie, habe sie genug für ihn, da er ihr so trostreiche Aussicht eröffne; er möge daran ermessen, wie freundlich sie ihn erst nach vollbrachter Freundesthat ansehen werde. Eine Freundesthat sei es allewege, gab er ihr hinwieder zu bedenken, eine That, die er nur aus großer, Gut und Blut opfernder Liebe zu ihr unternehme; er malte ihr aus, wie viel er dabei wage, und unterstand sich endlich zu sagen, eine so heiße Liebe wäre wohl eines ebengleichen Lohnes werth, und wer sein Leben daran setze, einer schönen Frau ihren liebsten Freund aus der Gefangenschaft wiederzubringen, der sollte in ihrem Herzen nicht enger noch niedriger wohnen, als dieser selbst. Frau Florentina lächelte fein, indem sie entgegnete, wenn das Spiel so stehe, da möchte es ja gerathener sein, den Gefangenen in Syrien zu lassen, denn seine Befreiung würde im Grund dem Preise, um den

dieselbe erkauft sein sollte, zuwider laufen. Der Heidenritter sah ihr in die klugen Augen und wußte nicht, wie er sich diese schalkhaften Worte zu deuten habe; im Herzen gab er ihr vollkommen Recht und wünschte nur, daß es ihr Ernst sein möchte. Sie entließ ihn auf's Freundlichste, indem sie ihn wiederzukommen bat.

Der Heide, der sich solch Reden und Gebaren zu seinen Gunsten auslegte, betrat nun ernstlich der Minne Pfad. Er machte großen Aufwand und gab Feste, zu welchen er die ganze Stadt einlud. Frau Florentina erschien selten dabei, obwohl sie es geschehen ließ, daß er die Lustbarkeiten ihr zu Ehren veranstaltete; denn sie war Ursache von Allem, während sie ihn doch zu nichts verleitete. Wenn er sie besuchte, war sie niemals allein, empfing ihn aber stets mit so holdseliger Gastlichkeit, daß er, obgleich jedesmal in seinen Wünschen getäuscht, doch immer wiederkehren mußte. Die Thränen, die sie in der Stille um ihren Verlobten weinte, verbarg sie weislich und zeigte einen Tag wie den andern ein so heiteres Gesicht, daß der Sarazene in Zweifeln und Gedanken wie auf einem ungewissen Meere umgetrieben ward. Am meisten schien es sie zu erfreuen, wenn er ihr von der fremden Sitte und Weise des Morgenlandes, vor Allem von dem großen Sultan Saladin, dem unbesiegten Krieger, dem scharfsinnigen Weisen, dem Freund der Künste, des Saitenspiels und Gesangs, erzählte. Sie konnte nicht müde werden, ihn immer wieder zu neuem Schildern und Ausmalen anzureizen. Der Gast, von der anmuthigen Wißbegier seiner schönen Zuhörerin hingerissen, konnte gleichfalls nicht müde werden, immer wieder zu kommen und zu erzählen. Wochen und Monde verstrichen; da der Sarazene nicht wankte noch wich, so kam sie zuletzt auf den Gedanken, Herr Alexander möchte in der Gefangenschaft eines Tages von ihr gesprochen und ein so lichtes Bild von ihr aufgestellt haben, daß dieser Heide dadurch zu seinem wunderlichen Unternehmen entzündet worden sei — und damit hatte sie auch die Wahrheit nahezu getroffen.

Endlich kam die Stunde, die sie schon lang mit Sehn-

sucht erwartet hatte. Der Fremde sah den Boden seines einst so wohlgefüllten Geldschreins, ohne etwas anderes erlangt zu haben, als große Ehre und Würde, die ihm ohne Unterlaß von den edlen Geschlechtern der Stadt und von der benachbarten Ritterschaft erzeigt worden war. Seine Habe war so geschwächt, daß er keinen Tag länger weilen durfte, wollte er nicht zu Fuße heimkehren. Niemals in der ganzen Zeit seines Aufenthalts hatte ihm die schöne Frau so wonnesam gelächelt, wie bei dem Urlaube, den er von ihr nahm, so daß ihm ihre Huld zur Pein wurde, denn er hielt sich jetzt versichert, die Burg müßte, wenn er nur noch eine Woche die Belagerung fortsetzen könnte, unfehlbar in seine Hände fallen. Doch unternahm er eine letzte Berennung, stellte ihr vor, daß er eben jetzt mit seinem Kaufrath gerades Weges gen Syrien ziehe, und erbot sich abermals zur Befreiung des Ritters: er wolle keine Kosten sparen und keine Gefahren scheuen, sagte er, wenn sie nur endlich einmal aufhören wollte, so karg gegen ihn zu sein. Sie lächelte und wiegte das Haupt, ihm seine Raschheit verweisend, und als er ihr vorrechnete, wie oft sie ihn schon mit solchen Worten ermahnt und wie lang er nunmehr in Geduld ausgeharrt habe, so antwortete sie mit strahlenden Augen: „Geduld, Herr, überwindet Alles, das glaubt mir, die ich in meiner Verlassenheit einzig durch Geduld ein Großes gewonnen habe. Darum," setzte sie mit schalkhaftem Lächeln hinzu, „wenn Ihr, in Hoffnung, durch fernere Ausdauer Euer Ziel zu erreichen, noch länger weilen wollt, so sollt Ihr mir nun und immer unvertrieben sein." Da er ihr aber unmuthig erwiderte, daß seine Frist schon längst abgelaufen und kein längeres Verbleiben möglich sei, so erkundigte sie sich theilnehmend nach dem Wege, den er ziehen wolle, sagte ihm freundlichen Dank für die viele Zeit, die er an eine arme einsame Verlassene gewendet habe, und entließ ihn, da sie ihn nicht mehr zurückhalten zu können schien, mit tausend guten Reisewünschen und Segensworten. Er zog auch noch in derselben Stunde hinweg, indem er den Verlust an Zeit, Gut und Mühe verfluchte und doch im gleichen Athem zu

seinem Propheten schwur, er wolle alsbald wiederkehren, um auf eigene Gefahr eine zweite Glücksfahrt zu unternehmen.

Wie er nun in Genua ankam, wo er auf guten Wind warten wollte, fand er daselbst Abends am Hafen viel Volks um einen jugendlichen Pilger versammelt, der zu seiner Harfe sang. Bald wußte er so lustige und scherzhafte Lieder, daß Niemand aus dem Lachen kam, bald klangen sie so traurig, daß Allen die Thränen in den Augen standen. Seine Stimme war überaus süß, rein und reich: nun ließ er die Töne wie Perlen vom Munde fallen, nun wehten sie wie ersterbende Hornweisen hin, nun flatterten sie wieder wie muthwillig jauchzende Vögel umher. Er erschien jeden Abend mit seiner zierlichen Harfe, und da er keine Gabe begehrte, so fehlte es ihm niemals an Zulauf. Ja, er schlug alle Geschenke aus: sein einziges Trachten, sagte er, sei, an den Hof eines preiswürdigen Königs zu kommen und dem seine besten Lieder zu singen. Auch warben Viele um ihn mit lockenden Erbietungen, denn die Anländе wimmelte stündlich von fahrenden Leuten und Boten aus der ganzen Christenheit, und Mancher hätte ihn gerne, um Lob zu erwerben, seinem Herrn gebracht, aber der Sänger erzeigte sich sehr kostbar und that, als wäre ihm kein König noch Kaiser gut genug. Der Sarazene aber hatte kaum von seinem Vorhaben gehört, so kam ihm in den Sinn, daß dies eine gute Gelegenheit wäre, bei dem gesangliebenden Sultan die erlittene Scharte auszuwetzen. Behende trat er den Pilger an, warb ihn, wie er vorgab, für den Hof von Cypern, wo er mit großer Huld und Ehre aufgenommen werden würde, und der Jüngling sagte auch, zur Verwunderung aller Andern, die ihn so wählerisch gesehen hatten, ohne Verzug und Bedenken zu.

Auf dem Weg zum Gestade, nachdem der Wind umgesprungen war und die beiden Reisenden sich anschickten, an Bord ihrer Galeere zu gehen, hielt der Pilger inne und sprach: „Messere, Ihr sehet, daß ich mich mit gutem Vertrauen in Eure Hände gegeben habe; nun hoffe ich auch,

daß Ihr als ein redlicher Edelmann, aus dessen Munde kein falsch Wort geht, an mir handeln werdet."

Der Saracene erröthete, nahm seinen gestutzten Bart in die Hand und wandte sich dann mit Lächeln zu seinem Genossen: „Sieh, du hast Recht, lieber Sänger, der Mann muß dem Manne Treu und Glauben halten." — Bei welchen Worten der Pilger sein Angesicht, gar schelmisch lächelnd, auf die Seite wandte. — „Darum," fuhr jener fort, „will ich dir auch jetzt, wo du den Fuß noch auf dem Lande hast, die volle Wahrheit sagen. Ich führe dich nicht gen Cypern, und habe das auch nicht vorgegeben, um dich zu täuschen, sondern um von den Andern, mit denen wir im Kriege leben, nicht angefochten zu werden. Ich führe dich vielmehr, wenn es dir genehm ist, an den Hof des großen Sultans Almalich Alnasir, genannt Saladin, der Gesang und Harfe liebt und dich wie einen Fürsten empfangen wird."

„Den großen Sultan Saladin zu sehen und vor ihm zu spielen," erwiderte der Pilger freundlichen Antlitzes, „ist der Wunsch aller Wünsche. Nichts Besseres und Lieberes könnte mir werden. Aber Saladin haßt die Christen."

„Er haßt die Christen nicht, er haßt nur die Meineidigen, die Verräther, und als solche haben sich manche deiner Glaubensgenossen vor ihm erwiesen. In dir zumal sieht er nur den Sänger, und der steht unter seinem besondern Schutze."

„Schwöre mir denn bei der Ehre, an die ja auch die Sarazenen glauben, daß ich frei, wie ich gekommen bin, von Saladin's Hofe wieder gehen werde."

„Ich schwöre dir's," rief der Emir, indem er die Hand des Pilgers ergriff, „und verpfände meine Ehre, die dem Moslem so theuer ist wie Euch."

Unter diesen Reden gingen sie mit einander zu Schiffe, stießen ab und fuhren wohlbehalten gen Syrien hinüber.

Saladin empfing seinen Abgesandten sehr wohlgemuth. Er war soeben eines tapfern Gegners ledig geworden; denn der englische König hatte sich mit den andern christlichen Herren veruneinigt, und da er ohne die Deutschen und Fran-

zosen zu schwach war, den Krieg allein fortzusetzen, so hatte er mit dem Sultan Frieden geschlossen und das hohe Meer gesucht, um fortan seine abendländischen Händel auszumachen. Saladin aber konnte nach seiner Abfahrt wenig zweifeln, daß er nun auch die letzten Plätze, welche die Christen noch inne hatten, Joppe, Tyrus, Ptolemais, in seine Gewalt bekommen würde.

„Wie nun, Ali?" rief er neckend seinem Emir entgegen: „gestern noch ließ ich nach dem Christensklaven schauen, aber sein Hemd war weiß wie der Schnee des Libanon."

„Das glaube ich wohl, Beherrscher der Gläubigen," antwortete jener kleinlaut: „ich wenigstens habe es nicht schwarz gemacht."

Saladin lachte und hieß ihn Bericht über seine Reise erstatten. Der Emir erzählte. Am Ende seiner Rede war es ihm tröstlich, dem Sultan sagen zu können, welch eine Nachtigall er, um wenigstens nicht ganz vergebens in der Christenheit gewesen zu sein, für seinen Gebieter mitgebracht habe.

„Einen Sänger?" rief Saladin vergnügt. „Geschwind, Ali, führ' ihn herein. Wir wollen ihn unverzüglich hören."

Der Pilger trat ein; er verneigte sich tief vor dem Sultan und griff in die Saiten. Dann ließ er seiner Stimme den Lauf, und gleich bei dem ersten Liede strich sich der alte Held wohlgefällig den Bart, rief ihm in der Frankensprache zu und hieß ihn singen, so lang er einen Ton in seiner klangreichen Kehle habe. Nun strömten Lieder auf Lieder aus des Sängers Munde, die Lays und Chansons von Frankreich, die künstlich gefügten welschen Pastoralen und Rondaten, dann die leichten Weisen vom Rhein, die langgezogenen aushallenden Klagetöne des schwäbischen Gesangs und zuletzt, nach einem fröhlichen Fluge durch die Saiten, die keck quellenden, gemsenartig hüpfenden Liederbrünnlein, die den süddeutschen Hochgebirgen entsprungen sind. Der feinhörende Saladin begleitete alle diese Gesänge mit seinem scharfsinnigen Urtheil, von jedem Liede wollte er wissen, aus welchem Lande es stamme, und stellte seine Ver-

gleichungen darüber an. Nun folgte er spürsam den leise wandelnden Wendungen der Kunst, nun ergötzte er sich wieder an den ungezwungen sprudelnden Sangwellen, die der Pilger, wie er sagte, dem Volksmund abgelauscht hatte. Dann ließ er ihm sarazenische Weisen vortragen, um auch diese von seinem liedermächtigen Munde nachgesungen zu hören. „Seine Seele wohnt auf seiner Zunge!" rief er, als der Pilger sie noch reiner und schöner, als er sie vernommen hatte, wiedergab, und er überhäufte den Heimathlosen mit Ehre, Gunst und Liebe.

Der Pilger aber griff von Tag zu Tag tiefer in seine Harfe und in seinen Liederschatz, und eines Abends, als er das Glück und das Leid der Liebe sang, die Sehnsucht, die Geduld, die Hoffnung, die Treue pries, da drangen die bald zarten, bald starken Klänge der Harfe und des Liedes durch jedes Herz, auf manchem Barte schimmerte es wie frischgefallener Thau, und Saladin rief, nachdem er geendigt hatte: „Bei Allah sei es geschworen, Knabe! was du von mir begehren magst —"

Da stieß der Pilger seine Harfe zur Seite; ehe der Sultan die Rede vollenden konnte, kniete er vor ihm, seine Bitte auszusprechen, und seine hellen Augen waren von Thränen verdunkelt.

Saladin besann sich schnell. „Halt," sagte er vorsichtig, „wir müssen unser Versprechen im Voraus ein wenig beschränken. Du hast so schwärmerische Augen, daß du wohl gar im Stande wärest, Jerusalem von meinen Händen zurückzufordern. Darum, wenn dir nach meiner Schatzkammer gelüstet, so soll mein unterbrochener Schwur seine volle Kraft haben, ist es aber etwas Anderes, worauf dein Sinn gerichtet ist — und deine Augen scheinen mir nicht nach Gold zu funkeln — dann müssen wir uns vorher in Güte mit einander vertragen."

„Herr, gebt die armen gefangenen Christen frei!" rief der Pilger und drückte die Hände vor die Augen, um seine Thränen zu verbergen.

„Alle?" versetzte Saladin kopfschüttelnd. „Fürwahr,

es ist gut, daß ich den Schwur nicht vollendet habe. Nein, Freund Sänger, das geht nicht. Schon einmal habe ich es gethan, will aber nicht mehr meine Hände in Dornen und Disteln stecken. Ja, wenn sie Wort hielten, wie wir! Aber ihre Priester würden sie ihres Eides wieder entbinden, und ich werde doch nicht abermals ein Feindesheer wider mich selbst in's Feld stellen sollen. Bitte etwas Anderes, Knabe. Es ist mir leid, daß auch die Macht der Töne ihre Grenzen hat; aber sieh, diesmal hast du falsch gegriffen."

Der Pilger antwortete nichts, er blieb unbeweglich auf den Knieen liegen und sah den strengen Sultan flehend an.

„Hast du vielleicht einen Landgenossen, einen Freund darunter?" fuhr Saladin liebreich fort. „Einen will ich dir schenken, er sei hoch oder nieder, und will es seinem Herrn nach Gebühr entgelten. Geh' hin und sieh dich um, ob du einen unter ihnen erkundest. Du scheinst nun einmal deinen Sinn darauf gesetzt zu haben."

Der Pilger erhob sich in Freude und Trauer; zitternd legte er, ohne ein Wort zu sprechen, zum Zeichen seines Dankes die Hand auf's Herz. Der Sultan gab ihm einen seiner Diener mit, der ihm durch Vorzeigung des königlichen Befehls den Willen der Sklavenherren geneigt machen sollte.

Der Pilger ritt voraus, und es war, als ob er seinem Rößlein etwas in's Ohr geraunt hätte; denn es ging geraden Weges, ohne rechts oder links zu treten, durch die Ebene auf die Hügel zu. Vergebens unterwies ihn sein Begleiter, daß hier ringsum in der Landschaft Sklaven, junge und alte, zu finden seien. Der Pilger schüttelte den Kopf. „Gott hat mir meine Straße bereitet," sagte er, „und warum sollte ich ohne Noth so viele Hoffnungslose sehen, da ich doch nur Einen lösen darf."

Am Fuße des Gebirges, auf urbarem Boden, lag ein großes Ackergut, vor allen andern wohl gebaut. Dorthin lenkte der Pilger sein Roß und stieg mit dem Gewaltboten ab. Dann nahten sie sich den Sklaven, die unterschiedliche Felddienste verrichteten, zumeist aber im Pfluge gingen. Der

Pilger hatte seinen Muschelhut tief in die Augen gedrückt, als er herantrat, um sich unter ihnen umzuschauen. Mit weinendem Herzen mußte er zusehen, wie die Armen, voll Wunders und Freude, einen Christenpilger zu gewahren, die einen auf ihn zueilen, die andern im Ziehen innehalten wollten, aber von den Aufsehern gescholten und zu ihrem Tagwerk angetrieben wurden. Der Pilger ging bei ihnen umher, fragte sie nach ihren Namen und Begebenheiten, und sprach ihnen tröstlich zu, so gut er es vor Leid vermochte. Auf einmal aber schrack er zusammen, gab seinem Gefährten einen Wink und trat zu einem Rain, an welchem ein Mann in weißem Hemde den Pflug zog. Es war Herr Alexander, der, weniger hart gehalten als die Andern, seinem rüstigen Werke oblag; er sah verblichen und eingefallen aus, nur seine Augen hatten noch den alten kühnen Blick. Der Pilger senkte das Haupt mit dem Hute, so daß ihm Niemand in's Angesicht sehen konnte. „Diesen will ich," sagte er leise zu dem Sarazenen, „laß ihn mir losgeben." Er verweilte, nachdem er dies gesagt und noch einen fliegenden Blick auf den Sklaven geworfen hatte, nicht weiter mehr, sondern schlug sich hinter eine Palme und wurde eine Zeit lang nicht gesehen.

Der Ritter wußte kaum, wie ihm geschah, als man ihn aus dem Pfluge nahm. Erst als ihn der Bote zu dem Emir führte, dem er eigen war, und mit diesem über das Lösegeld handelte, wurde es ihm offenbar, daß er frei werden sollte. Der Emir hielt ihn nicht viel mit dem Urlaube hin; er sah ein wenig sauer dazu, daß er ihn missen sollte; doch ließ er sich nichts anmerken und gab ihm noch ein mageres Rößlein mit auf den Weg. Der Pilger war, nachdem er Geschenke unter die zurückbleibenden Christen vertheilt hatte, hinweggeritten; er hielt in der Ferne an einem Hügel, winkte den beiden Andern und trabte wieder schnell voraus. So blieb er immer im Vorsprung und ließ sie nicht an sich herankommen. Herr Alexander fragte den Sarazenen aus und wunderte sich nach dessen Bescheide sehr, wer wohl der Pilger und Sänger sein möge, der ihn losgebeten habe.

Als sie zu Saladin's Hoflager kamen, richtete der Sultan sein Auge zuerst auf den freigegebenen Sklaven, denn ihn verlangte zu wissen, wen sich der Sänger erkoren habe, und nicht lang, so hatte sein scharfer Blick denselben wieder erkannt. Lächelnd und forschend ließ er nun die Augen auf dem Pilger ruhen; dann rief er ihn näher zu sich, während dem Befreiten auf sein Geheiß ein Bad bereitet und reichliches Gewand gegeben wurde. Das Hofgesinde sah, wie der Sultan den Pilger mit schlauem Lächeln anredete, worauf dieser, das Gesicht mit den Händen deckend, betreten und verwirrt vor ihm in die Kniee sank. Der greise Saladin drohte ihm mit dem Finger, hob ihn auf, setzte ihn zu sich auf das goldgestickte Polster und legte ihm hold wie ein Vater die Hand auf das Haupt. So sah man Beide lang mit einander sprechen. Zuletzt wurde auf Saladin's Geheiß dem Pilger seine Harfe gebracht; die sarazenischen Herren, die bisher der Unterredung nur von Weitem hatten zusehen dürfen, traten, durch einen Wink des Sultans eingeladen, hinzu, und der Sänger begann noch einmal jenes Lied, das ihm alle Herzen gewonnen hatte. Er sang es, die Augen, je nach dem Laut der Worte und Töne, bald dankend, bald bittend, bald vertrauend auf den Sultan gerichtet. „Ich verstehe dich," sprach dieser, als das Lied zu Ende war: „du hast noch immer einen Wunsch auf dem Herzen. Nun, beruhige dich. Freilassen kann ich sie nicht, aber ich verspreche deinen Brüdern ein menschlich Loos, und damit will ich meinem unausgesprochenen Eide Geltung geben."

Bei diesen Worten trat die hohe Gestalt des deutschen Ritters, herrengleich wie je zuvor, in das Gemach. Er vereinigte seinen Dank mit dem des Pilgers, während ihm Saladin prüfend in die Augen sah. Dann reichte ihm der Sultan ein kostbares Schwert: „Brauche es wider deine Feinde," sagte er, „und vergiß nicht, daß du mich zum Freunde hast. Da ich jedoch weiß, daß bei euch keine Vergabung geschehen kann ohne Gegenleistung, so will ich dir für die Freiheit und Wehrhaftigkeit, die ich dir wieder geschenkt habe, gleichfalls eine Lehnspflicht auferlegen, doch mit

dem Recht, daß es bei dir selbst stehen soll, dich von ihr loszuzählen, wenn sie dir gegen deinen Glauben oder deine Ehre zu streiten scheint. Wenn es an der Zeit ist, wird dir ein Bote von mir sagen, was ich an dich begehre."

Der Ritter legte seine gefalteten Hände zwischen die Hände des Sultans und schwur ihm auf diese Bedingung den Lehenseid.

Der Pilger war indessen unruhig geworden, als ob seines Bleibens nicht länger sein könnte. Saladin sah es und erhob abermals den Finger gegen ihn: „Freund Sänger," sagte er, „es thut mir leid, daß sich Ali so stark mit Betheuerungen gegen dich herausgelassen hat; sonst würde ich euch Beide bei mir behalten." — Er erbat sich seine Harfe zum Andenken und ließ ihm dagegen eine andere bringen, deren Gestell aus arabischem Golde getrieben war und oben mit einem großen Edelstein geziert. Da es nun zum Scheiden kam, das der Pilger immer mehr beschleunigte, so schloß der Sultan diesen in die Arme und küßte ihn auf die Lippen. Die Sarazenenritter standen mit stummer Verwunderung dabei; selten hatten sie ihren Herrn so bewegt gesehen.

Nach der Abreise der beiden Deutschen ließ Saladin seinen Gesandten rufen. „Hast du mich wissentlich oder unwissentlich betrogen?" redete er ihn mit strengem Tone an.

„Beherrscher der Gläubigen, wessen hat sich dein Knecht schuldig gemacht? Ich will des Todes sterben, wenn ich dich verstehe."

„Hast du diesen Pilger gekannt oder nicht?"

„Ich sah ihn zu Genua und gedachte, Ehre bei dir zu erlangen, wenn ich dir ihn brächte, Gebieter."

Saladin sah ihn noch schärfer an. „Weißt du denn nicht, wen er sich aus den Sklaven erwählt hat? Wie, Ali, hast du ihm nicht ein einzigmal in die Augen geblickt? Solche Augen sieht man doch nicht alle Tage."

„Diese Augen!" rief der Emir, lauter, als es sich vor dem Angesichte des Sultans geziemte. „O, wo habe ich doch die meinigen gehabt!"

Saladin weidete sich an seiner Bestürzung. „Ich sehe

dir an, daß du unschuldig bist," sagte er. „Um so schlimmer für dich! Aber ihr alltäglichen Menschenkinder achtet auf jedes Merkzeichen eher, als auf die Augen, die treusten Spiegel des verborgenen Lebens; sonst hättest du schon in ihrem Frauengemache vorausgewußt, daß diese Taube dir mit verwandeltem Gefieder nachfliegen würde."

„Sie hat aber auch ihre Augenbrauen und Haare so dunkel gefärbt, daß ich wette, es wird eine gute Weile dauern, bis ihr eigener Verlobter sie erkennt, die doch der nie fehlende Blick meines Gebieters erkannte, ohne sie je gesehen zu haben. Mußte mir auch dieser zweite Betrug widerfahren! ach, und der zweite ist noch ärger, denn der erste war!"

Saladin lachte, dann ging er nachdenklich auf und ab. „Höre, Ali," hob er endlich an, „ich bin in Gefahr, ein Irrgläubiger zu werden."

„Beherrscher der Gläubigen?" rief Ali verwundert.

„Du weißt, die Christen haben mich noch nie in die Versuchung gebracht, nach einer Gemeinschaft mit ihnen zu verlangen. Wenn aber ihre Frauen dieser Einen gleichen, dann ist es ein Glück, daß meine Jahre mich schützen, sonst könnte ich leicht des Paradieses verlustig gehen."

„Herr," wagte der Emir zu bemerken, „hat nicht auch der große König Daud, da er älter und betagter war als du, an allen Enden nach einer Schönheit suchen lassen, auf daß sie seines Alters pflege? Und wenn du sie aus der Christenheit nimmst, brauchst du darum ein Christ zu werden?"

„Du wärest alsdann wohl der Erste, der sich bei mir um die Gesandtschaft bewärbe, nicht wahr, Ali?"

„Nein," rief der Emir und wehrte den Gedanken mit beiden Händen ab, „nein, Beherrscher der Gläubigen, verschone deinen Getreuen mit dem dornenvollen Amte! Denn, Herr, laß mich nicht vergessen, daß diese Tauben, da du sie einmal so nennst, die Klugheit der Schlange haben. Sende den weisen Musa Ben Maimun, deinen berühmten Leibarzt, oder den anschlägigen Bohadin Ben Sjeddab, deinen ver-

trauten Rath, sende, wen du willst, nur mich nicht, der ich bereits genug zu Schanden worden bin."

Abermals lachte Saladin, der noch oft hernach den armen blinden Ali neckte. Aus der Sendung aber wurde nichts; denn nicht allzulang nach dieser Begebenheit starb der hochgesinnte Sarazenenheld, dessen Hände an Freund und Feind so freigebig gespendet hatten, daß er in seiner Schatzkammer nicht mehr als siebenundvierzig Silberdrachmen und Einen goldenen Tyrier hinterließ. Sterbend gebot er, daß man ihn ohne Gepränge begraben und vor seiner Leiche weder Fahnen noch Siegeszeichen hertragen solle, sondern nur sein Todtenhemde, mit dem Ruf: „Saladin, der große Sultan von Aegypten und Syrien, Befreier des Morgenlandes, bringt von allen seinen Königreichen und Fürstenthümern nichts davon, als dies. Allah gebe, daß er es rein davonbringe."

Mittlerweile war Herr Alexander mit seinem Nothhelfer in die Lagunen von Venedig eingelaufen. Von da eilten sie vollends dem Festlande zu, wo sie auf Saladin's fürstlichen Rossen, der Pilger auf einem zarten Zelter, der Ritter auf einem hohen Renner, weiter zogen. Schon auf dem Schiffe hatte der Ritter den Pilger gefragt, warum er gerade ihn aus so Vielen erlesen habe. „Der Ruf von Eurem Hemde, der an des Sultans Hof erscholl, bewog mich dazu," hatte der Pilger geantwortet, und Herr Alexander hatte sich diese Antwort genügen lassen, wie es ihm auch gefiel, daß der Jüngling stets demüthig von ferne stand als ein fahrender Sänger, dem es nicht gebühre, mit einem hochgebornen Ritter, auch wenn er ihm noch so wohl gethan hätte, Freundschaft zu bauen. Er gedachte ihn daher mit nach Hause zu nehmen und als Diener zu behalten oder, wenn ihm dies nicht anstünde, ihn reich belohnt seine Straße ziehen zu lassen. Doch schwieg er noch davon, ließ es auch geschehen, daß der Knabe in den Herbergen, wo sie einritten, mit einem schlechten Nachtlager zufrieden war und nicht begehrte, seine Schlafkammer mit ihm zu theilen. Auf diese Weise sprachen sie wenig mit einander, denn der Ritter hatte alle seine Ge-

danken in der Heimath, und der Pilger ritt still neben ihm her, hatte den Hut in's Gesicht gerückt und trieb sein Thier beständig zur Eile an.

Als aber die Alpen hinter ihnen lagen, machte der Pilger auf einmal Halt. „Bruder," sagte er, „unsere Wege scheiden sich. Nun gebt mir zum Andenken ein Stücklein aus Eurem Hemde, von dessen Tugend ich so viel habe reden hören, damit ich das auch Andern erzählen und beglaubigen kann."

Herr Alexander, der sich des plötzlichen Scheidens nicht versehen hatte, bat ihn nun inständig, daß er mit ihm käme, und verhieß ihm größere Dinge, als er selbst ihm von Anfang zugedacht hatte. Aber der Pilger weigerte sich und sagte, er bedürfe keines Lohnes, außer der kleinen Gabe, woran ihm genüge. Der Ritter, der ohne Säumen nach Hause trachtete, willfahrte ihm zuletzt, schnitt ein Stück aus seinem Hemde, gab es ihm mit innigem Dank, wiewohl der Pilger, da er es nahm, wenig Dank und kühle Freude kund werden ließ, und so schieden sie, mit kurzem Gruße zwar, doch in Frieden und Güte von einander. Herr Alexander wunderte sich in seinem Herzen, während er allein fürbaß zog, warum doch dieser Jüngling, der erst so Großes an ihm gethan, sich darnach so sauertöpfisch gegen ihn erzeigt und alle angebotenen Ehren und Geschenke ausgeschlagen habe; doch dachte er, das Eine werde einem Gelübde und das Andere einer unlieblichen Sinnesart zuzurechnen sein.

Wie er endlich wieder in die Heimath kam und durch das Thor einritt, wurde er alsbald erkannt, und es erhob sich viel Freude und großer Zusammenlauf. Durch die ganze Stadt war es im Fluge lautbar geworden, daß Herr Alexander, der werthe Degen, aus der heidnischen Gefangenschaft wiedergekommen sei. Da drängten sich auch seine Gefreundten und Gesippen zu, um ihn zu begrüßen, und der Ritter umfing und küßte sie und hieß alsbald ihnen Allen ein fröhliches Gastmahl anrichten. Sie aber vergalten ihm nicht Gleiches mit Gleichem, denn noch ehe er sein Haus

erreichte, hatten sie ihm eine böse Märe in's Ohr geblasen. Seine Verlobte, sagten sie und wetteiferten mit einander und konnten es ihm nicht schnell genug zu wissen thun, — Frau Florentina habe sich nicht so gehalten, wie es einer ehrbaren Magd gebühre; vielmehr habe sie einen welschen Ami bei sich gehabt, und wenn sie ihm auch nicht öffentlich zugethan gewesen sei, so müsse dies doch im Geheimen geschehen sein; denn sie sei ihm nachgezogen und habe wohl in zwölf Monden, bis gestern, da sie unversehens heimgekehrt sei, nichts von sich vernehmen lassen. — So sprachen sie, und die mit dem verkappten Sarazenen am meisten geschmaust und geschlemmt hatten, die wußten nun am meisten Schande und Laster von ihr zu sagen.

Entbrannt von Zorn, kam Herr Alexander mit dem ganzen Gefolge von Nesselzungen in sein Haus, und als seine Braut aus dem ihrigen Botschaft sandte und ihn fragen ließ, ob sie allein von Allen ungeladen bleiben solle, so entbot er ihr, er gedenke sie fürder mit keinem Zwange zu beschweren, sondern stelle es ihr frei, in der Welt umherzufahren, wo und mit wem sie wolle. Aber die Dienerin kam eilends wieder zurück und verkündete, ihre Frau habe sich einen Bürgen erlesen, der dem edlen Herrn sonder Zweifel genehm sein werde, und der Bürge stehe auch schon vor der Thür.

Während nun Herr Alexander und seine Gäste sich über diese Rede wunderten, ertönte von draußen ein Harfenklang. „Das ist der Pilger!" rief er und sprang empor. „Oeffnet die Thüre, daß ich ihn empfange!"

Die Thüre wurde weit aufgethan, und herein trat Florentina. Sie hatte den Muschelhut aufgesetzt, über dem Arme hing ihr Pilgergewand, in der einen Hand trug sie die Goldharfe und in der andern das Stück, das der Ritter aus seinem Hemde geschnitten hatte. Alles dieses legte sie getrost vor ihm nieder und sprach: „Hier ist meine Beglaubigung, Herr. Nehmet Ihr den Pilger zum Bürgen an? Er ist Euch ja, bei all Eurem Stolze, so werth, daß es Euch

ein Kleines zu sein dünkte, ihm zu Ehren ein Werk meiner Hände zu zerstücken."

Sie konnte nicht weiter reden, denn schon lag ihr Bräutigam weinend zu ihren Füßen und umfaßte ihre Kniee. Es war ihm, wie Schuppen von den Augen gefallen, und er schämte sich bitterlich. Auch Florentina mußte weinen, doch trocknete sie schnell ihre Thränen, hob ihn auf und drückte ihn an ihre Brust.

Nachdem die Beiden sich geherzt und versöhnt hatten, trat der Ritter vor die Ankläger seiner Verlobten und erzählte, was sie in diesen zwölf Monden gethan hatte und wo sie gewesen war. Sie aber offenbarte ihnen, wer der italische Kaufherr war, mit dem sie so manchen Tag herrlich und in Freuden gelebt hatten. Da fielen auch sie ihr zu Füßen und baten mit großem Schall um Vergebung. Die wohlgezogene Frau verzieh ihnen Allen. Herr Alexander aber ordnete noch in derselben Stunde die Brautleite an und ließ das Mahl nicht eher auftragen, als bis ihm sein getreues Lieb zur Ehe bestätigt war.

Nachdem man nun zum Hochzeitmahle niedergesessen war, und die Gäste fröhlich aßen und tranken, und ihre tugendsame Wirthin priesen, zog er die minnigliche Frau an sein Herz und fragte sie, warum sie sich ihm nicht früher zu erkennen gegeben habe.

„Ich weiß nicht," antwortete sie, „warum ich's bei unserem ersten Wiedersehen nicht vermochte; ich meinte, ich müsse warten, bis Ihr im ritterlichen Gewand und Wesen vor mir stündet. Nachher aber hat mir's Saladin verboten. Ich habe ihm mein Wort darauf geben müssen, Euch auf dem ganzen Wege, dafern Ihr mich nicht von selbst erkennen würdet, fremd zu bleiben. Zürnet mir nicht, lieber Herr, daß ich das gethan habe. Ich hatte keine Wahl, denn der Sultan sagte, er habe mir als einem Manne geschworen, und sei mir nun nicht schuldig den Eid zu halten, außer auf neue Bedingungen. Wohl sagte er's mit Scherz und Glimpf, aber in seinen spielenden Worten gab sich sein ernstlicher Wille zu vernehmen."

„So habt Ihr Euch dem Sultan eher zu erkennen gegeben, denn mir?“ fragte Herr Alexander und zog die Stirne in Falten.

„Mit keinem Worte!“ betheuerte sie. „Erst als er mich mit Euch aus dem Gebirge zurückkommen sah, wußte er, wer ich wäre.“

Der Ritter schlug die Augen zu Boden. „So seid Ihr denn wohl auch der Bote, den er mir zu senden verhieß?“ hob er nach einer Weile wieder an. „Und was ist die Leistung die er mir angesonnen hat?“

Sie stockte, und ihre Botschaft wollte ihr nicht über die Lippen gehen. „Wenn ich nicht so eilig mit der Abfahrt gewesen wäre, so hätte er Euch wohl noch spitzere Räthsel ersonnen,“ erwiderte sie ausweichend.

Er aber ließ nicht ab und bat, sie wolle ihm nichts verhehlen, was es auch sein möge. Auch gab er ihr zu bedenken, sie habe ja dem Sultan ihr Wort verpfändet, und ein gegebenes Wort müsse gehalten sein.

Darauf nahm sie ihm das Versprechen ab, daß er ihr ob Saladin's Begehren nicht zürnen noch gram bleiben wolle, und als er ihr dies zugeschworen hatte, so that sie ihm mit niedergeschlagenen Augen und leiser Stimme des Sultans Willen kund. „Wenn es so verlaufen würde, wie es sich unterwegs und heute bei Eurer Heimkunft zugetragen hat,“ sagte sie, „so legt er Euch auf, zu thun, was Frauenhänden obliege, nämlich Euer Hemd zu waschen.“

Der Ritter fuhr empor und schlug an sein Schwert, daß es klirrte. Bläße und Röthe wechselten auf seinem Angesichte.

„Gedenket des Wortes, das Ihr mir so eben gabet, mein Herr und Gemahl!“ sagte die schöne Frau ein wenig erschrocken und fuhr dann mit lieblichem Lachen fort: „Merket Ihr denn nicht, daß Ihr Eurer Pflicht entledigt seid, denn wo habt Ihr je gesehen, daß Frauen reine Hemden waschen?“

Nun verstand er auf einmal des Sultans Meinung, und war so betroffen, daß er nicht reden konnte, sondern

beschämt in sich versank. Da sie aber seine Hand ergriff und ihm holdselig in die Augen sah, so schmolz ihm vollends alles Eis vom Herzen weg. „Krone der Frauen, herzliches Gemahl," sagte er, „wenn Ihr mich je wieder unweise und unhold sehet, so gemahnet mich nur des Lehens, das ich von Saladin trage, und Ihr werdet mich wie Euren Ermel umwenden, ja gar, wenn es Euch gefiele, in den Pflug spannen können."

Den Galgen! sagt der Eichele.

Item, einsmals hatten die Beutelspacher und die Bopfinger einen Span mit einander. Derselbige hatte sich erhoben wegen eines Zolles, mit welchem die Bopfinger den Beutelspachern den Weg verlegt hatten. Nun wäre es zwar das Beste gewesen, wegen solchen Zolles eine Einung mit einander aufzurichten; allein so viele Einungen auch dazumal gemacht wurden, so schoßen doch die Zweiungen reichlicher und lustiger in's Kraut. Auf beiden Seiten standen mannhafte und streitbare Helden, die ihr heißes Blut in etwas abkühlen wollten. Also beschloßen sie den Krieg und schickten einander Absagebriefe, die fein langsam und deutlich geschrieben waren.

Damals aber war in deutschen Landen ein sonderlicher Brauch: wenn zween Theile mit einander stößig wurden und ein Krieg zwischen ihnen anging, so griffen sie, ehe denn sie das Schwert zogen, zu mancherlei vorgängigen Thathandlungen, um warm zu werden und förderlich in Harnisch zu gerathen. Die Beutelspacher fingen's züchtig an: sie fuhren hin, hieben den Bopfingern ihre Bäume um und zogen wieder heim. Da gingen die Bopfinger auch nicht müßig, rückten her und schnitten den Beutelspachern die Weinberge

aus, trieben auch ihre Ziegen hinein, welche die jungen Schöße fressen mußten für's kommende Jahr; dann zogen sie gleichfalls wieder heim. Nun war es den Beutelspachern schon ein wenig heiß um die Leber geworden; sie machten sich auf, legten sich in einen Hinterhalt nicht weit von einer Aue, wo die Frauen und Töchter der Bopfinger lustwandelten, fielen in sie und schleppten dieselbigen gefangen hinweg, einen ganzen Schwarm; ihrer etliche aber ließen sie ohne Gürtel wieder ziehen, darum daß sie, wie sie fürgaben, böse Mäuler hätten. Solches verdroß die Bopfinger über alle Maßen sehr; sie brachen den Beutelspachern in ihre Landschaft und sengten und brannten, daß die Vögel aus der Luft gebraten herunter fielen und die Engel im Himmel ihre Füße hinaufziehen mußten. Dieses Fürnehmen war den Beutelspachern unleidlich, sammelten ihr Volk und jagten mit einem reisigen Zuge den Bopfingern nach, legten eine Wagenburg um ihre Stadt und Gezelte und begunnten sie zu belagern und schwerlich zu berennen.

Die Bopfinger aber hielten sich stattlich und ließen die Feinde nicht hinein, außer wen sie mit ihren langen Haken über die Mauern in die Stadt zogen, und Selbige wären lieber draußen geblieben bei den Ihrigen. Die Beutelspacher wurden auch nicht laß und wollten nimmermehr von dannen weichen, bis daß sie die Stadt bezwungen hätten. Am Ende gedieh es dahin, daß auf beiden Seiten Alles, was die Zähne brechen oder malmen konnten, aufgezehrt war und eine Wurst nicht für Gold zu haben gewesen wäre, weder im Lager noch in der Stadt. Da versah man sich wohl, wer den andern niederhungern könnte, würde Meister sein. Die Bopfinger aber waren gar zäh, schnürten sich Stricke um den Leib, auf daß sie den Magen, wenn er knurrte, in der Botmäßigkeit erhielten, und that ihnen der Hunger allzu weh, so machten sie grimmige Gesichter von ihren Mauern herunter, wie vor lauter Streitlust. Die Beutelspacher dagegen hatten größere Mägen denn die Bopfinger, darum geschah ihnen vom Hunger zwier so viel weh, konnten sich auch zuletzt nicht mehr fristen, sondern beschlossen, ihr Letztes zu wagen, einen

erschrockenlichen und sorgfältigen Sturm. So thaten sie auch, aber der Sturm gerieth ihnen übel, denn sie fielen aus Magenschwäche wie auch von den Stößen der Bopfinger haufenweise die Leitern herab und sahen, daß sie diese harte Nuß unzerschroten lassen müßten.

Da hielten sie einen Kriegsrath und wurden eins: weil die Feinde müde und hinfällig sein würden vom Streit, so wollten sie versuchen, ob sie dieselbigen nicht durch Schrecken und Ueberfahrung des Gemüths bezwingen könnten. Schickten also zween Herolde unter die Mauern und ließen sie auffordern, von Stund an ihre Stadt einzugeben, sonst wollten sie stürmen, daß man den Schall und Tos bis vor Gottes Thron hören müsse, wollten auch des Kindes im Mutterleib nicht schonen, und noch andere grausame Reden mehr. Die Bürger aber ließen sich nicht bedräuen, riefen von den Mauern herab, sie wollten die Stadt nicht übergeben, nicht einen Stein; und einer von ihnen, er hieß Eichele, ein kecker frohmüthiger Gesell, der allezeit gar fromm unter den Vordersten gestritten hatte, schrie spöttlich hinunter: „Ja, den Galgen, den könnet ihr han!"

Die andern riefens ihm nach und lachten die Herolde aus.

Damit ritten die Herolde wieder davon und berichteten im Lager getreulich, was ihnen abseiten der Stadt anbefohlen worden war. Die Beutelspacher konnten's nunmehr mit Händen greifen, daß sie für diesmal das Spiel verloren hätten, und schickten sich ohne fernere Umschweife zum Abzug an. Wie sie aber am Galgen vorüberkamen, der im freien Felde stund — die Bopfinger hatten vergessen, eine Schildwache bei ihm zurückzulassen — da gedachten sie der Antwort, die ihre Herolde überbracht hatten, und deuchte ihnen gerathen, solch ehrlich Erbieten nicht von der Hand zu weisen. Trugen also den Stock und Galgen ab, um doch nicht ganz unpreislich heimzukommen, sondern wenigstens ein Denkmal mitzubringen, und richteten ihn hernach in ihrem eigenen Gebiete wieder auf.

Nachdem sich aber beide Theile in etwas gestärkt hatten, brachen sie von Neuem gegen einander hervor. Die Bopfinger

hatten ihre Helfer versammelt, eine waidliche Schaar; die Beutelspacher hatten auch ihre Bundesgenossen um Hilfe gemahnt; und so trafen beide Heerhaufen auf einem Felde zusammen am Tage Allerseelen und stritten mit einander den ganzen Tag. Da gab es ein großes Geschläg. An diesem Tage kämpfte auch der Eichele mit, der den Beutelspachern den Galgen zum Schmerzengeld angeboten hatte, und ihm zur Seite stund ein Söhnlein seines Stadtmeisters, so nannte man den Bürgermeister; dasselbe hatte der Herr Stadtmeister ihm in seine Obhut und Fürsorge gegeben, weil er bekannt war für einen tapfern und zuverlässigen Mann. Das junge Herrlein war aber sehr unmüßig und fürwitzig und suchte sich allenthalben vorzudrängen in seinem grünen Wappenröcklein, so daß der Eichele seine liebe Noth, Mühe und Arbeit mit ihm hatte. Da wurde er mit eins von den zween Herolden angerannt, die er mit Unehren von der Stadtmauer fortgewiesen hatte, und während er sich gegen dieselben zur Wehr setzte, wischte das Herrlein von ihm weg, um auch mit Jemand auf dem Blachfelde anzubinden. Da stieß es auf einen langen Beutelspacher, der stand mitten im Feld allein, hatte Feierabend und sah dem Getümmel zu. Das Herrlein machte sich an ihn, begann höhnisch mit geschwungenem Schwert um ihn herumzutanzen und rief: „Du langes Krokodil, beiß' in mein Schwert und bück' dich nicht!" — diese Rede war dem Reisigen beschwerlich, und er hob seinen Streitkolben, der mit spitzigen Stacheln beschlagen war. „Du kleiner Grashupfer, küß' meinen Morgenstern und streck' dich nicht!" sagte er und schlug das Herrlein zwischen die Ohren, daß es erbärmiglich zappelnd auf den Boden fiel. Unterdessen entstrickte sich der Eichele seiner beiden Widerwärtigen und gedachte dem Stadtmeisterlein beizuspringen, aber er kam zu spät, seinen Freund, der ihm anvertraut war, zu erledigen, und konnte nichts weiter als den langen Schlagetodt zu ihm in den rothen Klee werfen, was er auch mit einem einzigen Hieb zuwege brachte. Das arme Herrlein reichte ihm vom Boden herauf die Hand, radbrechte noch ein paar Worte, befahl ihm einen letzten Gruß an seinen

Vater und löste sein Halsgeschmeide, um es seinem getreuen Schirmer und Rächer in Gedächtnißweise zu verlassen.

Dieser drückte ihm die Augen zu und eilte in das Getümmel zurück, wo er ungebärdig unter die Feinde schlug. Es war aber alles vergebens. Da der Tag sich neigte, neigte sich der Sieg auf die Seite der Beutelspacher, die Bopfinger sammt ihren Eidgenossen wurden auf's Haupt geschlagen und flohen eilends heim, ein Jeglicher in seine Hütte. Doch brachten sie ihre Todten ehrlich von der Walstatt mit hinweg und ließen den Feinden nichts denn einen alten wollenen Kappenzipfel, welchen ein Pfahlbürger auf der Flucht verlor. Der durfte wohl des Ferfengelds nicht sparen vor den Beutelspachern, denn wenn sie ihn gefangen hätten, so hätten sie ihm beide Augen ausgestochen, weil er ihnen zuvor verbürgert war und hatte ihnen geschworen, war aber ein unverrechneter Amtmann, der sich nicht getraute, seine Rechnung abzulegen, und hatte sich darum von ihnen entfremdet und war Pfahlbürger worden bei den Bopfingern. Die Beutelspacher aber hielten den erbeuteten Kappenzipfel gar hoch als ein großes Siegeszeichen, ja nicht weniger denn wie wenn sie ein ersiegtes Fähnlein zu Handen gebracht hätten, setzten ihn auf eine Stange und verwahrten ihn in der Kirche, wo sie ihre Todten begruben, und in der Inschrift zu deren Häuptern, worin Tag und Stunde geschrieben stand, wann diese Biedermänner ehrlich und ritterlich erschlagen worden, denen Gott eine fröhliche Urständ verleihen möge, gedachten sie auch des Kappenzipfels mit den Worten: „Und auf die Stund wurd dieser Kappenzipfel in Fähnleinsscham den Feinden abgewonnen."

Es waren aber bei der Geschichte auf beiden Seiten viele Gefangene gemacht worden. Und obwohl die Bopfinger feldflüchtig geworden waren, so war es doch nicht Noth, daß ihre Gefangenen mit ihnen geflohen wären, denn damals war es Brauch, wer im Streit zu Gefängniß gedrungen worden war, der leistete Feldsicherheit und konnte ohne Weiteres auf freien Fuß zu den Seinigen kehren. Nach der Schlacht aber wurden von beiden Theilen diejenigen, die sie

auf solche Weise gefangen und gesichert hatten, bei ihren Eiden eingemahnt und mußten sich bei dem Feinde stellen und in offener Herberge bei ihm verbleiben mit starkem Leidwesen und allda ihr Hab und Gut verzehren und durften ohne sein Wissen und Willen nicht von dannen kommen. Da erhub sich auf beiden Seiten groß Wehklagen der Weiber und Kinder von Armuths wegen, auch erkannten beide Theile, daß ihnen dieser Krieg in vieler Weise schädlich gewesen sei, und ließen es zu, daß Freunde dazwischen traten mit wohlbedachtem Muthe und gutem Willen, die schieden und verrichteten und vertrugen den Streit und machten zwischen beiden eine friedliche Stallung, und wurde auch zuletzt ein steter und fester und ewiger Friede geschlossen, mit dem Beding, daß sie ihn halten sollten, so lang es ihnen anstehen würde. Denn das war der Brauch in deutschen Landen dazumal.

Wer sich aber des Friedens wenig zu erfreuen hatte, das war der Eichele. Der wurde von dem gestrengen Herrn Stadtmeister gar übel empfangen und hart angelassen, darum daß er seines Söhnleins nicht besser gewartet habe. Er wollte ihm den Kopf vor die Füße legen lassen; da aber namhafte Zeugen gesehen hatten, wie er angegriffen wurde und ihm das Herrlein derweil entlief, so mußte der Stadtmeister von solchem Vorhaben zurückstehen. Er erdachte also einen andern Weg, um seinen unversöhnlichen Grimm zu sättigen, und da der Eichele das geschenkte Halsgeschmeide frei öffentlich sehen ließ, wie er auch mit gutem Gewissen thun konnte, so zog er ihn vor Gericht und klagte ihn an, daß er seinem Söhnlein freventlich einen alten unveräußerlichen Erbschmuck abgestohlen habe. Dagegen schwur zwar der Eichele hoch und theuer, das Herrlein habe ihm den Schmuck zu eigen gegeben, aber Niemand von seinen Freunden war zu der Stunde im Streit an seiner Seite gewesen, und der Stadtmeister wußte vieles vorzubringen, um seine Aussage unglaublich zu machen. Die Herren vom Rath, da sie sahen, daß der Stadtmeister von seinem Willen nicht lassen und dem Eichele an Leib und Leben gehen wollte, so ließen

sie der Sache ihren Lauf. In der Gemeinde dagegen hatte er viele Freunde, die auf seine Unschuld schwuren und mit Gut und Blut zu ihm stehen wollten. Es war ohnehin eine Spaltung zwischen der Bürgerschaft und ihrem Rath entstanden; denn die Zünfte, die bei den unaufhörlichen Kriegsläuften in Wehr und Harnisch freisam geworden waren, wollten sich die Herrlichkeit der Geschlechter, die im Gericht und Rathe saßen, nicht allewege mehr gefallen lassen. Die Mißhellung wurde je länger, je größer, und wußte man oft kaum mehr zu sagen, ob es ein Rechtshandel sei des Stadtmeisters mit dem Eichele oder eine Sache zwischen Rath und Bürgerschaft.

Darüber verzog sich der Entscheid, aber der Rath, der im langen Herkommen des Regiments gewitzt war, machte sich den Frieden zu Nutze, um sich zu befestigen, und wie er allmählig seine Macht wieder erlangt hatte, so wagte er's doch zuletzt und sprach das Todesurtheil, daß der Eichele wegen ehrbrüchiger Bestehlung eines Kampfgefährten zwischen Himmel und Erde an seinen Hals gehenkt werden solle.

Da nun das Armensünderglöcklein grillte, machte sich alles Volk auf und zog zum Thor hinaus, um den Eichele auf seinem letzten Gange zu begleiten. Niemand unterstand sich, ihm zu helfen, aber sie riefen ihm Abschiedsgrüße zu und sahen ihn traurig an, denn er war ein treuer, kühner, fröhlicher Gesell. Fröhlich und aufrecht schritt er auch bei diesem sauren Gang einher, also daß sich männiglich über ihn verwunderte; ja es schien zuweilen, als ob er sich Gewalt anthun müßte, um das Lachen zu verbeißen. Zu seiner Rechten ging ein Pfaffe, zu seiner Linken sein Procurator und Rechtsanwalt, der seine Sache vor Gericht geführt hatte.

Endlich, als sie zur Richtstätte gelangten, sah sich alles Volk um, still und verwundert; aber bald brachen sie in ein großes Gelächter aus, denn es war ihnen auf einmal klar, warum ihr Freund solche fröhliche Zuversicht blicken ließ. Die Bopfinger hatten, erst über dem Kriegslärmen, dann über dem Rechtshandel, ganz und gar vergessen, was mit

ihrem Galgen vorgegangen und wie ihnen derselbige von den Beutelspachern weggebrochen worden war. Nun erst, als sie im Eifer daherkamen und ihn nicht mehr auf seinem Platze sahen, gedachten sie daran, und waren die Gerichts- und Rathsherren fast sehr erbost und befahlen, daß alsbald ein neuer Galgen aufgerichtet werden solle. Da trat Eichele's Procurator hervor und sprach: Mit Nichten, edle Herren, das wäre wider Recht und Gesetz; habt Ihr den Galgen nicht mehr, so habt Ihr auch die Gerechtigkeit verloren, denn sonst könnte ein Jeglicher, der etliche Balken auf einander zu zimmern vermag, den Blutbann ausüben; wollet Ihr aber henken nach wie vor, so müsset Ihr entweder das Eurige bei den Beutelspachern oder aber einen neuen Freibrief für Galgen und Stock und alles Hochgerichte, auch was das Blut und Leib und Gut betrifft, bei dem Kaiser holen.

Was der Procurator gesprochen hatte, das wurde von dem ganzen Volke mit Einer Stimme für Recht erkannt, und der Rath mußte sich, wiewohl mit widerhärigem Herzen, darein fügen. Der Stadtmeister wollte zwar den Eichele als einen stinkenden Ruffianer, der den Blutbann meineidig, ehrlos, loblos, treulos an den Feind verrathen habe, von der ganzen Gemeinde zu Tode steinigen lassen, konnte aber nicht durchdringen, sondern der Eichele wurde dieser Schuld halber freigesprochen. Auch legten seine Freunde eine große Sicherheit und Bürgschaft für ihn dar, daß er bis zu Austrag der ganzen Sache auf freien Fuß gestellt werden mußte.

Nun wurmte es jedoch den Geschlechtern und Zünften und allem Volk und auch dem Eichele selbst, daß die Beutelspacher ihren Stock und Galgen haben sollten. Schickten demnach zu ihnen und ließen ihr dreibeiniges Eigenthum zurückfordern. Die Beutelspacher lachten und antworteten, sie seien nicht gewohnt, ein geschenktes Gut wieder herauszugeben; wenn man den Galgen mit Gewalt holen wolle, so sei solches nicht verwehrt; in Minne aber werden sie ihn nun und nimmer lassen. Dabei verwiesen sie auf den Richtungsbrief, der bei der Sühne aufgesetzt worden war, laut Urkund dessen die aufgewandten Kriegskosten jedem der beiden Theile an

seinem Part zur Last fielen, dagegen aber auch beide Theile alles das behalten sollten, was sie in diesen Spänen und Stößen, Zweiungen, Kriegen und Aufläufen mit Gewalt zu Handen gebracht und sich zugeeignet, und sollte auch aller Unwille ab und todt sein und kein Theil dem andern nichts geahnden noch geäfern, weder Mord, noch Brand, noch Raub und Nahme, weß Namens es auch sein möge, weder mit Worten, noch mit Werken, noch mit Rathen, noch mit Gethaten, weder heimlich, noch öffentlich, noch in irgend einer Weise, ohne alle Argliſt, ohne alle Gefährde.

Wäre es nun den Bopfinger Herren nach ihrem Sinn ergangen, so wäre abermals der Krieg entbrannt, und auch der Eichele hätte sich gern wieder frisch gehalten vor dem Feind, um die Scharte auszuwetzen, und hätte es ihn auch nachher den Hals gekostet; aber die Zünfte wollten keinen neuen Krieg und sagten, der vorige sei nur aus Eigennutz der Herren angesponnen worden, die die meisten Weinberge hätten und mit ihrem Zoll den Beutelspachern den Weinhandel hätten abstricken und für sich allein behalten wollen. Also waren die Herren genöthigt, von ihrem Fürnehmen abzustehen.

Da wurde der Rath des Sinnes, an den Kaiser zu gehen und eine neue Galgengerechtsame von Vollkommenheit kaiserlicher Macht und Gnade zu erwirken; denn der Kaiser war für alle Schäden gut, wenn man an ihn kommen konnte. Nur war er nicht leicht zu finden, denn er zog das ganze Jahr im Reich umher und war bald da, bald dort. Also rüsteten sie mit großen Kosten Gesandte aus, die zogen dem Kaiser nach und fragten allenthalben nach ihm. Es währte aber lang, bis sie ihn fanden. Und als sie ihn gefunden hatten, konnten sie nicht gleich vor ihn kommen, denn es waren Botschafter und Verordnete aus allen Landen da, und jeder wollte etwas von ihm und hatte ihm etwas zu klagen, also daß er viel zu richten und zu schlichten hatte. Da blieben sie einstweilen bei ihm, bis daß sie Gehör erlangen sollten, und zogen mit seiner Hofhaltung von Ort zu Ort durch das ganze Reich. Und weil sie auf solche Weise ihren

Reisepfenning verzehrten, so mußten sie jeweils einen aus ihnen gen Bopfingen heimschicken, um neue Wegzehrung für sie zu holen. Auch mußten sie Allen die Hände schmieren und salben vom untersten Diener bis zu den obersten Erzämtern hinauf, um endlich zu dem Kaiser durchdringen zu können; und auch vor dem Kaiser selbst durften sie nicht mit leeren Händen erscheinen. Solches dauerte Jahre lang, und haben die Bopfinger viel Gelds und Guts dabei zusetzen müssen.

Unter dieser Zeit begab sich's einmal, daß ein fremder Dieb zu Bopfingen auf handhafter That ergriffen wurde. Da saßen sie über ihn zu Gericht, und er bekannte ihnen frei, daß er um dieser und anderer Thaten willen den Galgen reichlich verschuldet habe. Sintemal sie aber nicht hatten, woran sie ihn henken konnten, schämten sie sich sehr, gaben ihm fünfzig Gulden und sagten, er solle sich anderswo einen Galgen suchen. Der Dieb meinte, sie hätten das aus Verachtung seiner gethan, ward sehr erbost, lief hin zu ihrer sauren Nachbarschaft, den Beutelspachern, und bot diesen die fünfzig Gulden, so sie ihm zu seinem Recht verhelfen wollten. Die Beutelspacher aber pochten und sprachen: „Was bedürfen wir eines Fremden? Dieser Galgen ist für uns und unsere Kinder." — Ließen ihn mit diesen Worten wieder laufen. Der zog auch lang umher im Reich und konnte nicht zu seinem Rechte kommen, bis er zuletzt nach Westphalen gerieth und der heiligen Vehme in die Hände fiel. Dieselbige erbarmte sich sein, henkte ihn an den nächsten Baum, wie es ihre Weise, Handhabung und Gewohnheit war, und steckte ihr Messer dazu. Denn dieses Gericht übte großen Fleiß, und nahm sich aller vehmwrogigen Missethaten an, die sonst in den Landen deutscher Zunge ihr Recht und ihren Strick nicht finden konnten.

Den Beutelspachern erwuchs inzwischen auch unmancher Segen von ihrem Galgen. Sie hatten ihn an einem ungereimten Ort aufgerichtet, und als sie auf einen Tag etliche Diebe, weiß nicht eigene oder fremde, daran gehenkt hatten, so trug es sich zu, wenn die Sonne dahinter stand, daß die Schatten der Gehenkten in die Häuser hereinfielen, an den

Wänden hin und wieder spielend, und die Weiber, die mit einem Kinde gingen, zum Schaden ihres Leibes an dem Schattenspiel erschracken. Da besorgten sie sich schwerer Gefahr für ihre Nachkommenschaft, ja sie fürchteten gar, es möchten von diesen Dingen mit der Zeit Erbdiebe unter ihnen aufkommen; brachen daher den Galgen wieder ab und führten ihn an einem gelegeneren Orte auf, also, daß er ihnen auch nicht wenig Unlust, Zeit und Geld gekostet hat.

Nachdem nun die Gesandten der Bopfinger viele Jahre mit dem Kaiser umhergefahren waren, erdrangen sie endlich einen Brief von ihm, worin ihnen die Freiheit und Gewalt ertheilt war, einen neuen Stock und Galgen aufzurichten und sich desselbigen zu gebrauchen. Und alsbald, da sie das Pergament mit dem kaiserlichen Siegel nach Hause brachten, ließ der Rath den Galgen zimmern und den Eichele hinausführen, um das vergilbte, aber noch rechtskräftige Urtheil nunmehr durch die Hand des Meisters Hämmerling an ihm zu vollstrecken. Und abermals zog die Gemeinde traurig mit und getraute sich nicht, ihren Freund zu erretten. Der aber war betagt und lebenssatt, und als sein Procurator im Hinausziehen zu ihm sprach, diesmal werde ihm nicht mehr zu helfen sein, so antwortete er, es liege ihm nicht viel daran, und doch, so lang er noch nicht von der Leiter gestoßen sei, könne sein Heil noch blühen und hätten seine Feinde keine Ursache, sich zu freuen. Da er nun auf der Leiter stund, so verlas ein Rathsherr mit lauter Stimme den kaiserlichen Freibrief vor der Gemeinde. Der Eichele hörte aufmerksam zu, und bei einer Stelle gab er seinem Procurator einen Wink; dessen Gesicht aber sah mit einmal ganz freundlich aus, wie ein Herbsttag, wenn sich das Gewölke verzieht. Der Rathsherr, da er zu Ende war, wollte den Befehl zur Hinrichtung geben, und der Henker griff schon zu; da trat aber der Procurator hervor und sprach: Edle, gestrenge, feste, wohlweise, fürsichtige Herren, Ihr habt zwar von kaiserlichen Gnaden die Freiheit erlangt, Holz im Walde zu fällen und einen Galgen daraus zu zimmern, selbigen auch aufzurichten, nebst Bewilligung andern Zubehörs an Eisen, Klammern,

Nägeln, Leiter und mehr, aber die Hauptsache ist von kaiserlicher Majestät übersehen und vergessen worden, nämlich die Gerechtigkeit, einen Strick an dem Galgen zu haben, da doch sonsten in dem Privilegio aller Punkten gar besonders gedacht wird und kein Jota mangelt, nur allein den Strick ausgenommen; bin derhalben gänzlich der Meinung, Ihr müsset den Kaiser noch einmal beschicken und des Strickes wegen um ein vollständiges Privilegium einkommen, anheute aber und bis auf ein Weiteres Euch vorhabender dieser Execution bemüßigen.

Ueber solchen Protest entstand ein unermeßliches Frohlocken in der Bürgerschaft, und der Eichele ward mit lachendem Munde von der Leiter herabgeholt. Der Rath wollte sich zwar dagegen setzen, aber er mußte die Satzung und den Rechtsbuchstaben ungescholten lassen, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als auf ein oberstrichterliches Erkenntniß anzutragen, bis zu dessen Findung und Fällung der Maleficant abermals gegen Bürgschaft seiner Freunde auf freien Fuß gesetzt werden mußte. Die Sache kam vor das löbliche Kammergericht, das jegliches Unrecht von Herzen scheute und darum ein Urtel in keinerlei Weise übereilte. Endlich aber erließ es doch sein Mandat und erkannte, daß der Rath allerdings den Kaiser erst um ein besonderes Privilegium, sich des Stricks zu bedienen, bitten müsse, und daß er, bevor ihm sothanes Privilegium ertheilt sein würde, sich eines peinlichen Halsgerichts, wobei auf den Strick erkannt werde, in alle Wege zu enthalten habe.

Da nun der Spruch, nach welchem der Verurtheilte den dürren Baum reiten sollte, nicht mehr zu ändern war, und seine Widersacher sich nicht unterstehen durften, ihn mit einer andern Strafe anzusehen, so zogen die Gesandten wieder dem Kaiser nach und mit dem Kaiser im Reich umher; weil jedoch der Herr bei dem großen Drang des Regiments nicht gern von derselbigen Sache zweimal hören wollte, so hatten sie nun mit dem Strick noch viel mehr Kummer, Aufhalt und Hindersal, denn sie zuvor mit dem Galgen gehabt hatten. Da sie aber zuletzt doch ihre Werbung vollbracht hatten und

mit der Gerechtigkeit des Stricks als alte eisgraue Männer nach Hause kamen, da fanden sie die Geschlechter vertrieben, die Zünfte in Rath und Gericht eingesetzt und die ganze Ordnung umgekehrt. Sie legten der neuen Obrigkeit Rechenschaft von ihrer Sendung ab, überlieferten die besiegelte Urkunde und erlangten freien Abzug, worauf sie eilends weiter reisten, um ihre alten Freunde aufzusuchen.

Der unversöhnliche Stadtmeister war am Tage, wo die Zünfte über den Rath obsiegten, vor Leid und Unmuth gestorben, und auch der Eichele schlief schon längst, aller Todesangst überhoben, unter einem schönen Grabstein, den ihm seine Freunde aus den Zinsen des Bürgschaftsgeldes hatten setzen lassen. Nach alter Sitte war der Inschrift beigefügt: Ascensionem exspectans, und heißt das zu deutsch: Er harret seiner Erhöhung.

Auf solche Weise sind die Bopfinger endlich wieder zu ihrem Galgen und Strick gekommen. Es hat sich aber davon viele hundert Jahre lang in Bopfingen und Beutelspach ein Sprichwort erhalten. Nämlich wenn Einer von einem Andern etwas Unbilliges, oder was diesem unbillig schien, begehrte, und der es ihm recht nachdrücklich abschlagen wollte, so schlug er's ihm ab mit den Worten:

„Ja, den Galgen!" sagt der Eichele.

Die Zaubernacht.

„Wir Petrus, Guardian und Johannes, Viceguardian in hiesigem Barfüßerkloster, Sanct Franciskenordens geweßt, bekennen öffentlich und thun kund männiglich mit diesem Briefe: Nachdem uns Gott der Allmächtige durch Verkündung des heiligen Evangelii aus der papistischen Irrsal gnädiglich geführt und mit dem Licht seines lebendig machenden Worts unsere Herzen erleuchtet, daß wir von unsern Ceremonien, Kleidung, Kutten, Kappen und Platten mit gutem Gewissen frei abgestanden und also mit gutem freiem Willen aus dem Kloster gangen sind, dasselbige auch nach gethaner Rechnung dem fürsichtigen, ehrsamen und weisen Herrn Bürgermeister und Rathe hiesiger des heiligen römischen Reiches Stadt, unsern günstigen Herren, mit aller seiner Zugehör, Nutzung, Renten, Gilten und Einkommen, frei übergeben und zugestellt haben; übergeben und stellen wir ihnen auch dasselbige zu, in Kraft dieses Briefes. Versprechen auch bei unseren wahren Treuen und Eiden, nun fürohin, dieweil wir im Leben seien, unser Leibgeding, so uns von gemeldten Klosters Pflegern jährlich gegeben wird, allhie in der Stadt zu verzehren, und sonst nindert anderswo an keinen Enden, Städten noch Flecken, allda wir unsere Wohnung haben

wollten, zu verbrauchen, sondern unser Leben allhie zu verschließen und zu vollenden. Wobei wir uns auch aller Gnaden, Privilegien, Freiheiten, Satzungen, Statuten, Constitutionen der geistlichen oder weltlichen Rechte, sonderlich unseres vermeinten Ordens, so uns von Päbsten, Concilien, Kaisern, Königen oder andern Fürsten und Herren, was Gewalts oder Herrlichkeit die wären, gegeben, gänzlich verziehen und begeben haben, in Kraft dieses Briefs" ꝛc.

Die beiden geistlichen Obern unterzeichneten diese Urkunde, nachdem der Stadtschreiber sie verlesen hatte, in Gegenwart einer Rathsdeputation und schickten sich hierauf an, der Obrigkeit die bisher bewohnten Räume zu übergeben. Hiemit hatte die Reformation in der Reichsstadt den letzten Boden erobert; sie war, von den demokratischen Zünften mit rascher Hand ergriffen, dem Magistrat bald über den Kopf gewachsen, so daß dieser an die Spitze der Bewegung treten mußte und auch in anfänglich kräftiger Einung mit den Fürsten und Städten sich bei diesen das Lob entschiedenen Beharrens erwarb. Die Stadt hielt fest, auch als nachher in Deutschland die Gesinnungen herüber und hinüber schwankten. Das alte Franciscanerkloster, mitten in ihr gelegen und von den Fluthen der neuen Zeit umrauscht, sah allmählig die alten geistlichen Dämme brechen. Der junge kecke Geist war auch in die festen Zellen gedrungen; selbst die schweigsamen Bewohner der nahe gelegenen Karthause konnten ihn nicht von sich abhalten, und von den Barfüßern trat bald einer um den andern aus, als Prädicant oder in andern rührigen Verrichtungen sich seinen Weg durch die Welt zu bahnen. Andere, welche treu an der Regel hielten, hatten sich in entferntere Klöster auf sicheren Boden zurückgezogen, und so blieb ein kleiner Rest der Bruderschaft, der jetzt mit den Vorstehern den letzten Schritt in die Welt hinaus zu thun sich bereitete. Es geschah mit jenem Ernst, mit welchem besonnene Männer einem neuen Leben und einer völlig veränderten Gestalt der Zeit entgegentreten. Auch die Rathspersonen, obgleich sie das vergnügliche Bewußtsein, für den gemeinen Säckel gesorgt zu haben, kaum verbergen konnten, ehrten

den Abschied der Bruderschaft von ihrem Stand und Herd. Die geistlichen Herren schwiegen; der Guardian gab von Zeit zu Zeit die nöthigen Anordnungen und Nachweisungen mit gehaltener Stimme. Er war ein frisch aussehender Mann in mittleren Jahren, dessen freimüthiges Gesicht den Ausdruck der Ueberzeugung trug. Seit Jahren hatte er sich innerlich dem neuen Lichte angeschlossen, dabei aber sein persönliches Meinen und Wollen von der ihm auferlegten Stellung wohl unterschieden und gewissenhaft für seine Gemeinde gesorgt, bis nichts mehr zu sorgen übrig war und er in Freiheit mit seinem eigenen Bekenntniß hervortreten konnte. Er hatte der Stadt seine Dienste als Lehrer angeboten, und sein Benehmen war so allgemein mit Wohlgefallen aufgenommen worden, daß ihm der Stadtschreiber seine Tochter, die er aus Anlaß vielfältiger Besprechungen in dessen Hause kennen gelernt und deren verständiges Gesicht Eindruck auf ihn gemacht hatte, von freien Stücken zur Ehe gab. An dem Tage, da das Kloster übergeben wurde, sollte zugleich die Hochzeit gefeiert und die neue Heimath eingeweiht werden.

Eben hatte er die letzten Schlüssel den Rathsherren übergeben, als sein bisheriger Amtsgenosse zu ihm herantrat. „Herr Guardian — Herr Petrus," sagte er etwas verlegen, „der Bruder Severin will nicht aus seiner Zelle weichen."

„Bruder Severin! Den hätten wir beinahe vergessen!" rief der Guardian, und auf die fragenden Blicke der Rathsherren erwiderte er: „das ist ein alter Laienbruder, der sich seit undenklichen Zeiten im Kloster befindet. Keiner weiß, wie er hereingekommen ist. Die älteren Brüder erinnerten sich noch seines Fleißes und seiner unabläßigen Dienstleistungen. Nun ist aber seit Jahren sein Körper und sein Geist in eine Art Schlummer versunken, aus welchem ihn Niemand stört. Die Zeit hat ihr Antlitz umgewandelt, ohne daß er es gewahrte, und es wäre schwer, ihm begreiflich zu machen, daß die alte Ordnung hier aufgehört habe und der Convent säcularisirt worden sei."

„Was fangen wir aber mit ihm an?" fragte der Viceguardian.

„Ich muß mich schelten," sagte der Guardian, „daß ich im Gedränge dieser neuen Sorgen und Geschäfte nicht an ihn gedacht habe. Wenn ich nur wüßte, wo man ihn unterbringen könnte. Er war mir immer gehorsam und sonderbar anhänglich, ich denke, wir schaffen ihn doch noch ohne Mühe hinaus."

Einer der Zunftrichter von der Rathscommission erbot sich, dem Gebrechlichen ein Hinterstübchen einzuräumen, welches einer Zelle nicht ganz unähnlich sehe. Der Guardian dankte sehr erfreut und schritt alsogleich zum Werke. Die Andern schloßen sich ihm an. Ueber mehrere lange Gänge, wo ihre Tritte öde und einsam wiederhallten, gelangten sie zu einer Zelle, welche der Guardian öffnete. Hier lag ein Greis in der Barfüßerkutte. Er schien zu beten. Unverständliche Worte durch den struppigen Bart murmelnd, warf er unter den buschigen Augenbrauen hervor einen scheuen Blick auf die Eintretenden.

„Bruder Severin!" rief der Guardian mit sanfter, aber ernster Stimme. Der alte Mönch erhob sich rasch, verbeugte sich vor seinem Obern, und als dieser fortfuhr: „Kommt und thut, wie ich Euch heißen werde —" so folgte er mit klösterlichem Gehorsam und wurde ohne Schwierigkeit hinausgebracht. Er schritt ruhig durch die Straßen mit, als ginge er in einer Procession. Der ehemalige Guardian verließ ihn nicht, bis er ihn in seiner neuen Wohnung einigermaßen eingerichtet sah. „Hier bleibt, Bruder Severin, bis man Euch anders weisen wird," sagte er beim Fortgehen, und der alte Mönch folgte ihm zwar mit verwunderten Blicken, blieb aber auf einen Wink des Guardians an der Thüre stehen und schien sich in das Unbegreifliche zu fügen.

Die Hochzeit wurde still, wie es sich gebührte, gefeiert. Der Ernst der Zeit, die bedenklichen Nachrichten von dem bundesverwandten Augsburg, die drohenden Rüstungen des Kaisers ließen nicht an Tanz und Lustbarkeiten denken, die auch der Sinn des Bräutigams bei einem so eigenen Uebergang von seiner bisherigen Lebensstufe auf die jetzige verschmäht haben würde.

Nach einem bescheidenen Mahle im Hause des Schwiegervaters saßen die Neuvermählten Abends in ihrer Wohnung. Die Verwandten, die sie heimgeführt, hatten sich entfernt, und die anbrechende Dämmerung brachte zum erstenmal das süße Gefühl des heimischen, traulichen Beisammenseins.

„Ihr habt so etwas Thätiges in Eurem Aussehen, lieber Herr, wie seid Ihr denn in's Kloster gekommen?" fragte die junge Frau, indem sie ihm freundlich in die Augen sah.

„Wie so mancher Andere auch. Ich war ein vater- und mutterlos Kind. Darum habe ich mich auch so lange zurückgehalten, weil es mir weh that, des Undanks beschuldigt zu werden."

„Ach, es muß traurig sein, wenn man Niemand in der Welt hat, keinen Freund und Versorger, wenn man abhängig wird und dann mit Pflichten und Gesinnungen in Widerspruch kommt."

„Und doch, liebe Hausfrau, wird es wenig Menschen geben, die nicht in solche Widersprüche gerathen. Eine Zeit, wie die jetzige, läßt Keinen ruhig seiner Wege gehen. Es hätte wohl manches bleiben können, unbeschadet der Wahrheit; aber die Einen wollen über alle Berge hinaus, die Andern hinter alle Maulwurfshügel zurück und diese Beiden kehren die Welt mit einander um."

„Wie ist's Euch in Eurer Jugend ergangen und wie habt Ihr Eure Eltern verloren?"

„Davon weiß ich wenig zu sagen. Ein wunderlicher Beschützer zog mit mir in der Welt herum, ein fahrender Schüler, der mit Künsten und Possen den Unterhalt für uns Beide erwarb und mich fast mehr noch wie eine Mutter denn wie ein Vater pflegte. Er war mit einer wahren Angst darauf erpicht, daß ich ihm anhänglich sein sollte, und erzählte mir oft, wie viel er für mich gethan habe. Aus dem Feuer habe er mich mit Lebensgefahr gerissen, als meine Mutter schon todt gewesen sei."

„Verbrannt? Um Jesu willen nicht!"

„Nein, sie war an der Geburt gestorben, und er schleppte mich mit ihrer Leiche aus den Flammen heraus. Aber ich

konnte nicht klug werden aus seinen Erzählungen. Bald wüthete er gegen meinen Vater, der in die weite Welt gelaufen sei und ihm die Sorge für mich arme fremde Brut überlassen habe — da konnte er dann thun, als ob ich eine schwere Last für ihn wäre, und doch lief er mir so ängstlich nach, wie die Henne ihren Küchlein — bald sagte er wieder, mein Vater sei unschuldig und ein Anderer habe den Jammer angerichtet; wenn ich aber nach diesem Andern fragte, so rief er mit strengem Blicke: ‚Schweig still, es ist dir besser, du erfährst es nie!‘ Dazwischen warf er sich auf die Kniee, rang inbrünstig die Hände und schrie an Einem fort: ‚O du Selige, du Heilige, bitt' für uns und vergib uns unsere Schuld.‘ Ich weiß nicht, ob das der Jungfrau Maria galt; es kam mir aber nach seinen wunderlichen Reden oft vor, als meinte er meine Mutter damit. Ich könnte nicht aufhören, wenn ich alle seine Seltsamkeiten erzählen sollte. Er war jeden Tag ein Anderer, das einemal leichtfertig und gugelführisch, dann wieder zerknirscht bis zur Todesangst. Den Leuten machte er Künste und Stücke vor, daß ich heute noch glauben müßte, er habe es mit dem Bösen gehalten, wenn es uns nur nicht oft so gar kümmerlich gegangen wäre. Denn wenn er etwas hatte, so brachte er's durch, und keine Sorge um mich, die doch gewiß groß war, konnte ihn vermögen, etwas zurückzulegen. So kamen wir eines Tages abgerissen und hungrig im hiesigen Barfüßerkloster an. Kaum hatte man uns ein wenig mit Essen gelabt, so verfiel mein Pflegevater in ein tödtliches Fieber. Die guten Franciscanermönche nahmen sich seiner und meiner an, konnten ihn aber nicht anders beruhigen als durch das Versprechen, mich im Falle seines Hinscheidens im Kloster zu behalten und geistlich werden zu lassen. Sein Tod war grauenvoll, er wälzte sich vor mir auf dem Boden und flehte mich unaufhörlich um Verzeihung an. So starb er, und ich weiß heute noch nicht, was ich von ihm denken soll. Wider meinen Willen stieg ich bis zum Guardian auf. Ich erfüllte treulich meine Pflichten, aber mein Herz war nicht im Kloster; lieber hätte ich als der geringste Knecht durch Schaufeln und Graben im

Schweiß meines Angesichts mein Brod erworben. Oft dachte ich, mein seltsamer Beschützer habe mich deßhalb auf dem Sterbebette so um Verzeihung gebeten, weil er vorausgesehen, daß er mir ein trauriges Leben bereite, und es doch nicht habe ändern können. Manchmal war es mir auch wieder, als stecke ein besonderes Geheimniß dahinter."

„Er hat vielleicht eine unrechte Liebe zu Eurer Mutter getragen und hat sie dadurch in's Unglück gestürzt."

„Meinst du, Magdalene? Der damalige Guardian, dem er vor seinem Tode beichtete, sagte mir in späteren Jahren, meine Mutter sei aus Angst und Schreck in den Wehen gestorben, weil ihr Mann, der sehr lang abwesend und sehr argwöhnisch gewesen, das Kind nicht habe für das seinige erkennen wollen. Ich sollte aber meiner Mutter, die einen unsträflichen Wandel geführt und als ein erbarmungswerthes Opfer einen wahren Martertod erlitten habe, wie einer Heiligen gedenken. Uebrigens zieme mir nicht, mehr zu wissen."

„Das ist eine traurige und geheimnißvolle Geschichte."

„Es ist gar keine," erwiderte er. „Liebe Hausfrau, nehmt an, ich sei durch einen langen finstern Gang, wo hin und wieder schaurige unsichtbare Fittige wehten, hindurchgewandelt, und die Höhle sei nun hinter mir verschüttet worden. Nun bin ich geborgen bei Euch und fange ein neues Leben im Licht und in der Wärme an; das vorige aber ist, als wäre es nicht gewesen."

Der erste Stern erschien über den hohen Häusern und sah freundlich in die Fensternische, worin die beiden Gatten standen. „Siehst du diesen Boten, Magdalene?" rief der glückliche Bräutigam und wollte eben liebreich sein junges Weib in die Arme schließen, als draußen geklopft wurde. Er öffnete, und eine dunkle Gestalt trat herein. Es war die Tochter des Zunftmeisters. „Ihr Vater," sagte sie, „lasse den Herrn Petrus bitten, doch in Eile zu ihm zu kommen, der alte Mönch sei sehr unruhig geworden und fast nicht zu stillen. Auch begehre er sehnlich nach seinem Guardian."

Der ehemalige Klostervorsteher brach alsbald auf. Das

Mädchen aber blieb, damit, wie sie sagte, ihrer Muhme nicht gleich am ersten Tage die Zeit zu lang werden möchte.

Der Zunftvorsteher empfing ihn auf dem Hausflur. „Es thut mir leid, würdiger Herr, daß ich Euch stören mußte," sagte er, „aber ich weiß nicht, was ich mit meinem Pflegebefohlenen anfangen soll. Ich besorge, er wird's nicht lang mehr treiben. Er hat sich ganz verändert und aus seiner stillen Stumpfheit aufgerafft. Erst tobte er in seiner Kammer umher, begehrte mit Gewalt in sein Kloster zurück, schrie, man habe ihn herausgelockt, man habe einen Anschlag auf sein Leben und dergleichen verwirrtes Wesen mehr. Dann fragte er sehnlich nach Euch, Herr, und sagte, er müsse Euch beichten, er könne ja sonst nicht sterben, und er habe es wider alle Klosterregeln bis jetzt verhalten. Da ich nicht mehr wußte, wie ich ihn beruhigen sollte, so habe ich heimlich nach Euch geschickt, ihm aber derweil eröffnet, das Kloster sei aufgehoben und es gebe keinen Guardian mehr. Das hat denn auch bei ihm gewirkt, er sah mich starr und vergeistert an und hat seitdem den Mund nicht mehr geöffnet. Hört Ihr? es ist ganz still in seiner Kammer. Kommt, Herr, wir wollen nach ihm sehen."

Sie traten mit der Lampe bei ihm ein. Der lange hagere Greis, immer noch mit der Klostertracht gekleidet, saß auf einem Stuhl in der Ecke, und seine Augen blitzten hervor wie die Augen eines Löwen, den man in seinem Nest besuchen will. Auf einmal erkannte er im Schein der Lampe das Antlitz des Guardians. Er fuhr auf, stürzte ihm zu Füßen und ergoß sich, bald murmelnd, bald schreiend, in einen Strom von Reden. Er schien zu glauben, das Kloster sei überfallen und sein Oberer gemordet worden. Dann versicherte er sich wieder seiner Gegenwart, weinte, bat ihn um Schutz und flehte, in seine stille einsame Zelle zurückkehren zu dürfen. Er war wie außer sich, und der Guardian, der ihn so lange Jahre kaum ein Wort sprechen gehört, erachtete wohl, daß dies Aufflackern ein nahes Erlöschen verkündige.

„Seid ruhig, Bruder Severin," sagte er sänftlich zu ihm. Der Ton der wohlbekannten Stimme wirkte wie ein

schmerzstillendes Mittel, indessen der Guardian ihn vom Boden erhob und fortfuhr: „Ihr seid in guten Händen, Niemand will Euch etwas zu leide thun, und ich werde Euch täglich besuchen, ob Euch nichts abgeht."

Der Alte hatte sich nach seinem Stuhle führen lassen und saß mit gesenktem Haupte da. „In's Kloster!" murmelte er wie ein Kind, das trotz aller Gegenreden auf seinem Willen beharrt.

„Ihr habt ja auch hier gemächliches Leben," versetzte der Guardian und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Der Alte schien dies wie einen Vorwurf zu nehmen, der ihn lebendig machte. „Gemächlichkeit," rief er und hob das Haupt, „Gemächlichkeit für einen alten wilden Kriegsknecht! Ich bin mit Maximilian gegen die Schweizer gezogen, ich habe Neapel und Mailand erobern helfen, mit dem großen Gonsalvo hab' ich mich herumgeschlagen. Aber im Kloster, da ist's still."

„Ihr habt vergossenes Bruderblut auf der Seele," begann der Guardian, um ihn bei diesem Gedanken festzuhalten. „Aber seid getrost, was Ihr im Kriege nach Gebot und Pflicht gethan habt, das kann vergeben werden."

Der Alte antwortete nicht. Sein Haupt war ihm wieder auf die Brust gesunken, jedoch nicht aus Schwäche oder Stumpfsinn. Man sah vielmehr, daß etwas in seiner Brust arbeitete, wie eine Macht, die durch alle Nerven wühlt. Langsam hob er das Haupt wieder, seine Augen wurden heller und immer heller. Er sah dem Guardian lang in das Angesicht, dann sank er mit gefalteten Händen in die Kniee, schaute innig zu ihm auf, und mit einer Stimme, ganz verschieden von seiner bisherigen, sprach er: „Mein Vater, höre mich, ich will und muß dir beichten."

Der Guardian sah sich nach dem Hausherrn um. Dieser nickte ihm zu, stellte die Lampe auf den Tisch und ging leise hinaus.

„Sprich, mein Sohn," erwiderte der Guardian, während er sich, ihn zu beruhigen, in der Weise eines Priesters, der da Beichte hört, auf dem Stuhle niederließ, und der Knieende

begann seine Beichte gefaßt und im Tone voller klarer Besinnung. Er war in wenigen Augenblicken ein ganz Anderer geworden.

„Ich war in meinen jungen Jahren ein ehrsamer Bürger. Ich hatte Geld und Gut, ein blühendes Gewerbe, ein schönes junges sanftes Weib."

Er hielt inne. Die Thränen strömten ihm über den struppigen Bart; es schien, als ob bei ihm nach langem Winterfrost ein mildes Thauwetter eingetreten wäre. Der Guardian hörte aufmerksam zu und ließ ihn gewähren.

Plötzlich umschlang der alte Mann mit Heftigkeit seine Kniee: „Mein Vater," rief er, „du weißest alle Dinge, sage mir, ob sie schuldig war! Ach, sie hatte so ein reines Herz, und doch, und doch!"

„Wie kann ich das wissen?" versetzte Herr Petrus. „Wodurch erregte sie denn deinen Verdacht? War sie vielleicht zu freundlich gegen andere Männer?"

„Das ist's, mein Vater! Sieh, du sprichst wahr! Ich hatte an ihrem Betragen nichts zu tadeln, als daß sie freundlich und liebreich wie ein Engel war gegen Jedermann, und das konnten die Leute ja mißverstehen. — Freilich," murmelte er dumpf, „ein Engel muß ja liebreich gegen alle Menschen sein."

„Du warst also eifersüchtig?"

„Lang war ich's nicht; nur wurde ich hie und da ein wenig unmuthig; denn sie mochte es wollen oder nicht, sie entzündete alle Herzen mit ihrer Freundlichkeit. Aber da kam ein fahrender Schüler."

Der Guardian machte eine rasche Bewegung und erblaßte.

„Der buhlte gar zu offen um sie und war so muthwillig und so arglistig und so höhnisch. Sie aber hatte eine Lust an seinen Gaukeleien und lachte fröhlich dazu, obgleich sie wohl hätte wissen können, daß sich das nicht gebührte und daß sie als eine ehrbare Ehefrau ihn stracks hätte abweisen sollen. Sie hätte wohl wissen können, daß mir bei solchem Unwesen ein Stich um den andern durch das Herz fuhr."

„Ist das ein Grund, mit einer arglosen jungen Frau

zu hadern, daß sie sich an den Gaukelkünsten eines fahrenden Scholasten ergötzte? Hattest du denn keine Kinder, die dir für ihre Treue bürgten?"

„Das war es ja, mein Vater, das war ja eben der Fehler! Ich hatte keine. Unsere dreijährige Ehe war ungesegnet geblieben, und trotz aller Liebe kam eine Leere zwischen uns. Ich hatte eine Sehnsucht nach Kindern, die mir das Herz oft mit dem bittersten Weh erfüllte. Hundertmal warf ich mich vor der gebenedeiten Jungfrau, der Mutter aller Gnaden, nieder und flehte sie an, mein Haus zu segnen, aber ich hoffte umsonst. Endlich wachte ich eines Morgens mit dem Gedanken auf, nach Köln, zu allen Heiligen, die dort sind, zu pilgern. Er war mir so unversehens gekommen, daß ich ihn unzweifelhaft für eine Eingebung von oben hielt. Ich sagte ihn meinem Weibe, und sie war zufrieden, wie mit allem, was ich that. Aber beinahe wäre nichts aus der Fahrt geworden. Denn am Tage vor der Abreise, auf einem Schützenfeste war es, daß der Gaukler seine Buhlkünste am ärgsten trieb; und daß sie statt der Abschiedsgedanken, die sie billig hätte haben sollen, so scherzen und lachen konnte, das verfinsterte mein Gemüth gegen sie. Ich fürchtete, der spöttische Bube werde meine Entfernung benützen, und wollte von meinem Vorsatz abstehen; aber ich hatte ihn schon allen meinen Freunden geoffenbart, wir hatten den Schützentag zugleich zu einem Scheide- und Minnetrunk bestimmt, und ich schämte mich deßhalb, eine solche Veränderlichkeit laut werden zu lassen. Im Heimgehen machte ich ihr bittere Vorwürfe; sie weinte stille vor sich hin, und es reute mich wieder, sie gescholten zu haben. Sie kam mir vor wie ein Kind, das unschuldiger Weise mit einem gefährlichen Werkzeuge gespielt hat. Darum redete ich wieder gütlich zu ihr, und wir kamen versöhnt nach Hause. Ich meinte, ich habe sie nie zuvor so lieb gehabt, und mein Gehen war mir jetzt aus Liebe noch leider, als es mir zuvor aus Eifersucht gewesen war. Des Morgens, als der Tag graute, wollte ich mich leise von ihrer Seite fortschleichen, um sie nicht zu stören; aber sie erwachte bei meiner ersten Bewegung, klammerte sich

an mich an und flehte mit inniglichem Weinen, ich möchte sie nicht verlassen, Gott könne mir ja meinen Wunsch auch ungereist erfüllen. Mein Herz sagte freilich Ja, aber mein Mund wollte sich nicht dazu verstehen, ein ausgesprochenes Wort rückgängig zu machen. Ich küßte und herzte sie, und wir nahmen mit großem Weh und vielen Thränen Abschied von einander. O daß ich doch ihren Worten gefolgt und bei ihr geblieben wäre! Wie großes Unheil hätt' ich dadurch verhütet!"

Er wühlte schmerzlich in seinen grauen Haaren und legte das müde Haupt dem Guardian auf's Knie. Dieser hatte die Hände vor sein Angesicht geschlagen; dicke warme Tropfen quollen durch sie hervor.

Endlich erhob der alte Mann das Haupt wieder und fuhr fort: „Als ich in Köln nach langem heißem Gebet im Abendzwielicht den Dom verließ, gesellte sich ein verhüllter Mönch zu mir. Er bot mir den Gruß des Friedens; seine Stimme erweckte in mir ein solches Vertrauen, daß es mir war, als ob ich ihm mein ganzes Herz öffnen müßte, und da er mich fragte, was mich hierhergetrieben, so gab ich ihm unverhalten von Allem Kunde, von meiner Sehnsucht nach Kindern und von der ängstlichen Sorge, mit der ich mein Weib daheim gelassen habe. Wie ich nun des Schülers erwähnte, da ward er sehr nachdenklich und befrug mich genau nach dessen Aussehen von Antlitz und Gestalt. ‚Den kenne ich wohl,' sagte er auf meine Beschreibung, ‚das ist gar ein arger Gesell und versteht sich auf teuflische Zauberstücke, womit er schon manchen guten Christenmenschen unter den Boden gebracht hat.'"

„Ich war über die Maßen erschrocken bei diesen Worten und fragte ihn, wie denn das zugegangen sei."

„‚Der Teufel und sein Gesinde hat manche Mittel und Wege,' antwortete er. Am kürzesten ist es, wenn man den Feind, den man vom Leben haben will, im Bild erwürgt. Ein solcher Unhold erschießt dich aus weiter Ferne.'"

„‚Mein, wäre das möglich?' rief ich."

„‚Es ist nicht lang her,' gab er mir zur Antwort, ‚daß

Einer gen Rom ging, St. Peter und St. Paul zu besuchen. Wie er aber weg war, da wurde seine Frau einem Andern hold, der war auch so ein fahrender Schüler, die immer die Schlimmsten sind und ihr Höllenwerk einer vom andern lernen, und begehrte ihrer zur Ehe. Die Frau sprach: Mein Mann ist gen Rom gezogen; wär' er todt oder könntest du ihn umbringen, so wollt' ich dich vor allen Männern lieb haben. Er sprach: Ja, ich kann ihn umbringen; und kauft wohl sechs Pfund Wachs und macht ein Bild daraus. Da nun der fromme Mann gen Rom in die Stadt kam, da trat ein Gottesmann zu ihm, gerade wie ich zu dir, und sprach: O du Sohn des Todes, was gehst du hin und her? Hilft man dir nicht, so bist du heute lebendig und todt. Da nahm er ihn in sein Haus und zeigte ihm, was die beiden Fleischbösewichte in seiner Heimath wider ihn vorhatten, und er sah mit Augen, wie in seinem eigenen Hause Einer ein wächsern Bild an die Wand stellte und seine eigene Armbrust nahm, um in das Bild zu schießen. Da behütete ihn aber der Mann Gottes, der Mörder schoß daneben, und der Mann sah zu, wie der Mörder todt umfiel, wie die Frau jammerte und dann hinging und den Todten unten im Hause vergrub. Da wollte er seinem Retter viel schenken; der wollte aber nichts nehmen und sprach: Bitte Gott für mich und geh' hin im Frieden. Der Bürger zog wiederum heim, und wie er heimkam, wollte ihn die Frau freundlich empfangen. Er aber gab ihr keine Gnade, berief ihre Freunde, sprach zu ihnen, was sie ihm für eine Frau gegeben hätten, und sagte ihnen Alles, wie sie gehandelt habe. Die Frau leugnete es in Einem fort. Da führte er die Freunde dahin, wo sie den Mörder verscharrt hatte, und grub ihn wieder heraus. Die Frau aber wurde verbrannt.'"

„Ich hatte ihn kaum zu Ende erzählen lassen, so begierig war ich, eine Frage an ihn zu thun. Wie hat denn der fremde Mann den Bürger vor den teuflischen Schüssen behütet? sprach ich und wie ist es zugegangen, daß der Pfeil den Mörder traf?"

„Er neigte sich geheimnißvoll zu meinem Ohr. ‚Wasser

ist ein bergend Element,' sagte er. ‚Weißt du nicht, daß jeder Zauber seinen Gegenzauber hat? Aber wirken muß ein kräftiger Zauber auf alle Fälle, daher, wenn er auf einen ebenso kräftigen Gegenzauber stößt, daß er nicht vorwärts kann, so schlägt er zurück, und dann trifft der Pfeil den eigenen Schützen.'"

„Meine Gedanken wogten wie ein Heer von Wolken, die zwischen Sturm und Sonnenschein ziehen. Vielleicht meint er's doch nicht so bös mit mir, sagte ich, ist mir doch auf dieser langen weiten Reise kein Unfall widerfahren."

„‚Das beweist, daß er Euer Weib bis jetzt noch nicht hat zu seinem Willen bringen können,' antwortete der Mönch. ‚Weiset Eure Hand her,' fuhr er fort. ‚Kommt in die Kirche, hier ist es zu dunkel.'"

„Wir gingen in den Dom zurück. Beim Schein der ewigen Lampe sah er mir lang in die innere Fläche meiner Hände, und es war mir unsäglich bang zu Muth unter den vielen betenden Menschen um mich her. Ich konnte nicht mehr beten; es war mir, als ob jetzt über mein Leben der Würfel geworfen würde. Nachdem er die Zeichnung meiner Hände erforscht hatte, gab er mir einen Wink, und wir gingen wieder hinaus. Draußen fragte er mich um Tag und Stunde meiner Geburt, und wie ich ihm das, so gut ich's wußte, berichtet hatte, fing er an, vor sich hin zu murmeln und zu rechnen und an den Fingern zu zählen. ‚Bruder,' sagte er endlich, ‚Euch ist eine gefährliche Nativität in die Hand geschrieben, ein blutiges Unglückszeichen, das just in Euer gegenwärtiges Alter trifft und jede Stunde Euer Lebenslicht auslöschen kann.'"

„Rettet mich, Herr! rief ich und wollte mich zu seinen Füßen werfen."

„‚Seid ruhig', erwiderte er, ‚noch ist der Augenblick nicht da. Seht Ihr den gelben Stern dort hinten? Er steht noch tief und machtlos am Himmel; wenn er aber so weit heraufgerückt ist, daß er über dem Dom culminirt, dann haben die bösen Stunden ihre Gewalt, und Euer Unheil wird nicht ferne sein. Dies beginnt erst um Mitternacht.

Ihr müßt heut' den ganzen Abend fasten; nicht Speise noch Trank darf über Eure Lippen gehen. Eh' es Zwölf schlägt, findet Euch hier wieder auf dem Platze ein. Da sollt Ihr mich treffen, und ich will Euch getreulich beistehen. Bis dahin gehabt Euch wohl.'"

„Bei diesen Worten drückte er mir den Arm und war auf einmal weg. Ich stand mehr todt als lebendig da. In schweren Gedanken ging ich meiner Herberge zu, und als man mich dort mit den andern Gästen zu Tisch setzen wollte, stellte ich mich wegemüde, obwohl es mir hart fiel und beinahe über meine Kräfte ging; denn ich hatte den ganzen Tag nichts gegessen, weil ich nach meiner Ankunft gleich zu Sanct Ursula und darauf in den Dom gegangen war. Doch überwand ich mich und dankte Gott, einen so unerwarteten Freund in der Noth gefunden zu haben. Die Unruhe litt mich nicht in der Herberge; ich ging wieder fort, nachdem ich mir von einem Knechte gegen guten Lohn versprechen lassen, mir in der Nacht zu öffnen. Er zeigte mir ein Fenster, wo ich klopfen sollte, und wünschte mir lachend fröhliche Aventüre. Ich irrte durch die Straßen hin und her und behielt nur immer den Dom im Auge, um mich wieder zurecht finden zu können. Meine Angst stieg mit jedem Athemzuge, ich fühlte mein Herz im Leibe nicht mehr sicher. Der Mörder konnte ja den Teufelsbolzen von meiner Armbrust fliegen lassen, ehe ich mich dagegen zu schirmen vermochte. Ich bin nie furchtsam gewesen, ich bin nachher Schwertern, Spießen und Feuerschlangen gegenüber gestanden und habe nicht mit dem Auge gezuckt; auch den Donner habe ich ohne Zagen vom Himmel krachen hören und den Wetterstrahl sehen vor mir niederschlagen. Aber ein solcher unsichtbarer Feind, der aus weiter Ferne den Mord durch die Lüfte schickt, machte mir ein Grausen, daß ich vor Bedrängniß zu ersticken meinte."

„Lang vor Mitternacht war ich am Dom. Ich setzte mich aus großer Müdigkeit in seinen Schatten, stand wieder auf, lief umher und setzte mich wieder. Endlich hörte ich Schritte kommen. Er war's. Ich eilte auf ihn zu, als ob seine Nähe mir ein Schild wäre. Er bedeutete mich, zu

schweigen, und führte mich einen langen Weg durch immer engere Gassen und endlich über einen Hof zu einem halbverfallenen Hause. Dort zog er mich durch finstere Gänge hin, bis er an eine Thüre kam, die er aufschloß. Als er Licht angezündet hatte, sah ich mich in einem Gemach mit allerlei fremdem Geräthe. Mitten darin hatte er ein Wasserbad in einer überaus wunderlichen Kufe gerüstet, vor welcher ein Spiegel angebracht war."

„‚Nun höre mich an,' sprach er zu mir. ‚Du wirst jetzt bald schauen, wie es bei dir zu Hause steht. Wenn die Zeichen gut sind, so reisest du gleich morgen heim und darfst hinfüro an deinem Weibe nicht mehr zweifeln. Siehst du aber, daß sie sich mit ihrem Buhlen die Zeit deiner Wallfahrt zu Nutze macht, dir desto sicherer an's Leben zu gehen, so versprich mir, daß du die Rache dem Herrn anheimstellen willst. Dann ist es am besten, du kehrst nicht mehr, sondern trittst je eher je lieber in ein Kloster ein; denn was soll dir die Welt, dein Haushalt, dein Hab' und Gut, wenn dein Haus verschändet ist?' — Also redete er mir noch mit vielen weisen und gottseligen Worten zu. Ich aber versprach ihm Alles, um nur Schutz bei ihm zu finden; denn jeden Augenblick fürchtete ich etwas Feindliches zu erleiden. Darauf gebot er mir, von nun an, so lieb mir mein Leben sei, zu schweigen und, was ich auch sehen möchte, weder in Lieb noch Leid ein Wort zu sprechen. Dann mußte ich meine Kleider ablegen und in das Wasser steigen, das, wie er mir sagte, geweiht und gesegnet war. Er hieß mich in den Spiegel schauen und setzte sich hinter denselben, ein Buch zu Handen nehmend, aus dem er mit leisem unaufhörlichem Murmeln, bald schnell, bald langsam, Zaubersprüche zu lesen begann. Ein dumpfer Geruch verbreitete sich in dem Gemach. Wolken und Nebel flogen über den Spiegel hin; sie verdichteten sich allmählig, und mir war, als sähe ich eine Gestalt. Auf einmal ward es hell im Spiegel, und ich erkannte das Bild. Es war mein Weib, das gleichwie lebendig darin erschien. Sie sah nicht nach mir her, aber sie lächelte so liebreizend, daß ich die Arme nach ihr aus-

strecken mußte; da bedräute mich aber der Meister, daß ich mich stille verhalten sollte. Wiederum ging ein Gewölk über den Spiegel; wie es sich verzog, schien sie mich erst gewahr zu werden. Ihre Gebärde verwandelte sich, sie warf mir einen Blick voll Haß und Widerwillen zu und verschwand in einem Nebel. Abermals hellte sich der Spiegel auf; sie sah wieder so schön und freundlich aus wie zuvor, aber sie war auch wieder zur Seite gewendet und lächelte Einem zu, den ich nicht sehen konnte. Nun kam es mir vor, daß sie gar die Arme nach ihm ausbreite; zugleich aber zerbrach das Bild in tausend Nebelflitter und zerfloß endlich in eine unkennbare Schattengestalt. Der Meister fing wieder stärker zu murmeln an, so daß mir der Kopf schwindelte, und gebot mir, unverwandt in den Spiegel zu schauen. Allmählig wurde der Schatten darin wieder lichter und begann menschliche Züge anzunehmen, die nach und nach bekannter wurden. Jetzt war es, als ob das Bild einen schnellen Schritt vorwärts gemacht hätte; denn ich erkannte auf einmal meinen Feind und Verfolger, der mit einem boshaften und grausamen Gesichte ganz nahe vor mir stand. Abermals wollte ich mich erheben, ich ballte die Faust gegen ihn; da sah ich plötzlich eine Armbrust in seinen Händen, die mit aufgelegtem Pfeile nach mir gerichtet war. Ich weiß nicht, war es der Schein der metallenen Spitze, oder war es der dräuende Blick seiner Augen, aber aus dem Spiegel züngelte etwas wie eine Schlange nach mir hervor. Jetzt war es dicht an mir, das Grausen lähmte mich, so daß ich mit offenem Munde nicht schreien, mit ausgestreckten Händen mich nicht bewegen konnte. ‚Tauch' unter!' rief der Meister, und ich war unter dem Wasser. Eine starke Hand, so schien mir's, hatte mich hinabgedrückt. Drunten aber war es wie Orgelspiel und Glockenläuten um mich, und die Sinne schwanden mir."

„Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich, daß ich gar hart gebettet war. Ich ermunterte mich mit Mühe, in meinem Haupte wühlte ein glühender Schmerz, aber meine Glieder zitterten vor Frost, und meine Zähne schlugen gegen

einander, obgleich ich meine Kleider wieder anhatte und in meinen Mantel geschlagen war. Endlich suchte ich zu erkunden, wo ich mich befände; ich lag auf den steinernen Stufen eines Hauses in einer völlig unbekannten Stadtgegend. Hatte ich geträumt? War der Fremde vielleicht ein Geist gewesen, der auf einige Stunden herabkommen durfte, um mich von der äußersten Gefahr zu retten, und der mich dann, weil seine Zeit abgelaufen war, hilflos zurücklassen mußte? Ein Uebelthäter war er nicht, denn ich fand meine Reisetasche am Gürtel, und es fehlte weder Blappart noch Heller darin. Ich konnte meine Gedanken nicht zusammenbringen, sie liefen wild und kraus durcheinander. Die Sterne waren blaß geworden, die Morgenkälte drang mir schneidend durch Gebein und Mark. Ich raffte mich auf, wobei ich über meine große Leibesschwäche erschrack, und wankte Straß' auf, Straß' ab, bis ich den riesigen Rumpf des Domes gewahr wurde. Gegen diesen richtete ich meine Schritte und nun war ich im Stande, meine Herberge wieder zu finden. Als ich dem Knecht an's Fenster geklopft hatte, brach ich zusammen, und er mußte mich von der Straße auf meine Kammer tragen. Meine nassen Haare erregten den Verdacht, daß ich auf einem leichtfertigen Nachtwandel entweder durch Unkunde des Weges, oder etwa bei einem Streit mit Ribalden von gleichem Schlag in's Wasser gerathen sei. Fragen konnte man mich nicht, weil ich in dunklen Fieberträumen lag, und wie ich nach Wochen meiner Sinne wieder mächtig war, da kümmerte sich Niemand mehr um mich, weder Arzt noch Wirth, denn sie hatten sich für Pflege und Lager aus meiner Tasche bezahlt gemacht, bis sie leer war, und da ich nun erst recht in eine tödtliche Schwachheit verfiel, so schafften sie mich zu den Sondersiechen, in der Meinung, ich werde dort allmählig vollends verglimmen und verlöschen."

„Aber mein fester Körper half sich durch, damit ich des Bittern noch mehr schmecken sollte. Viele Monde waren hingegangen, als ich endlich wieder auf meinen Füßen stehen konnte und mit ein paar abgeschätzten Weißpfennigen aus

dem Spital entlassen wurde. Ich kannte zu Köln keine Seele, daß ich hätte zu einem Darleihen kommen mögen. So zog ich nun baar und bloß von dannen und bettelte mich durch von Ort zu Ort, mit Hunger und Kälte, auch mit neuen Anfällen meiner Krankheit kämpfend. Dazu quälte mich die Ungewißheit, wie es bei mir zu Hause beschaffen sei, und that mir weher als alle andern Beschwerden. Das Gesicht jener Nacht schwebte mir immer vor; doch wußte ich nicht, was ich davon halten sollte. Lange Zeit jagte es mich durch die Lande, daß ich im Elend umherzog und die Heimath mied; endlich aber trieb es mich, heimzukehren und mit eigenen Augen zu schauen. Die Nähe aber peinigte mich noch mehr als die Ferne, denn mein Herz schlug je schneller und verzehrte sich, je langsamer mein kraftloser Leib vorwärts kroch."

In der Frühlingsnachtgleiche war ich ausgezogen, zu Wintersonnwenden stand ich Abends wieder an der Schwelle meines Hauses; so lang war ich fort gewesen. Ich trug die Hoftracht des bittern Kummers. Nun sollte es sich entscheiden, ob ich wieder ein getrösteter glücklicher Mann sein, oder ob es schlimmer werden sollte, denn zuvor. Nachdem ich mit zagendem Herzen lang vor meiner Thüre gestanden, zog ich den Schlüssel heraus, den ich mitgenommen hatte, um zu jeder Stunde eintreten und den Frieden des Hauses ergründen zu können. Ich ging hinauf und trat leise ein. Da lag mein Weib auf den Knieen vor einem Betpulte, worauf ein trübes Licht brannte. Sie betete gar hart, als ob sie viel Verzeihung zu erflehen hätte. Bei dem Geräusche wandte sie sich um und stieß einen wilden Schrei aus, da sie meiner ansichtig wurde. Keine Freude machte ihr mein Kommen, ich las in ihrer Miene nichts als Todesschrecken. Ich trat ihr näher, mit einem eiskalten Weh im Herzen; sie streckte die Hände gegen mich aus, und als ihr schwarzes Gewand aus einander fiel, da sah ich, daß sie mich in meiner Abwesenheit betrogen hatte und daß sie ein Kind unter ihrem Herzen trug. Gott weiß, wo ihr Verderber hingekommen sein mochte; denn sie war allein und sah wie eine

Verlassene aus. Ich mag nicht wiederholen, was ich zu ihr sprach; schwere Flüche waren es, die ich über ihr Haupt ausschüttete. Sie wollte meine Kniee umklammern; ich stieß sie zurück, sie schwankte und fiel mit dem Betpult auf den Boden. Das Licht flog wie ein feuriger Pfeil durch das Gemach. Aber ich wußte nichts von dem, was mein Auge sah, ließ sie liegen und brach hinaus, hinab, fort von Haus und Hof, Stadt und Heimath, auf Nimmerwiedersehen, in den Krieg und, ob Gott mir's gönnte, in den Tod. Als ich draußen die letzte Höhe erstieg, zitterte ein rother Schein am Himmel hin. Ich sah schwerathmend zurück. Die helle Lohe schlug aus der Stadt empor, und als den Herd des Feuers erkannte ich die Gegend, in der mein Haus gelegen war. Ich warf mich zu Boden und betete ein glühendes Ave für die arme Seele, die dem Scheiterhaufen der Menschen entgangen war und durch das Bußfeuer des richtenden Gottes hingerafft wurde; dann riß ich mich auf und eilte weiter, unstät und flüchtig dahinirrend."

„Unseliger!" rief der Guardian aus seinem kummervollen Brüten auffahrend, „du hast ein schuldloses Weib gemordet, eine reine Heilige, die keiner Versuchung erlag, auch da nicht, als ihr der Versucher die fälschliche Nachricht von deinem Tode brachte!"

„Mein Vater," stammelte der Alte, „und weißest du es ganz gewiß?"

„Nicht dein Vater! Dein Sohn, dein und ihr Kind, das in den Schrecken jener Todesnacht geboren wurde!"

Der Alte that einen Schrei. Sein Sohn hielt ihn, daß er nicht rücklings überschlug. Mit fliegenden Worten erklärte er ihm das Gaukelspiel, das der Verführer in Köln mit ihm getrieben hatte. Er erzählte ihm, wie jener dann zurückgeeilt sei, um das arme unschuldige Weib von ihrer Wittwenschaft zu unterrichten; wie er auch da kein Gehör bei ihr gefunden, sie aber stets gleich einem bösen Geist umschwebt und endlich ihre Leiche sammt dem Kinde, das sie sterbend geboren, aus den Flammen getragen habe. Alles dieses setzte er aus abgebrochenen Worten und Selbst-

gesprächen seines frevlen Pflegevaters zusammen, die ihm erst unter der Erzählung des Sterbenden klar geworden waren. Es bedurfte eines kurzen Beweises, um die Unschuld seiner Mutter darzuthun, der Alte glaubte nun das Gute so schnell, wie er einst das Böse geglaubt hatte. Jammernd und flehend, segnend und gesegnet lag er an dem Herzen des Sohnes, der ihm unaufhörlich seine und seiner Mutter Vergebung zurief. Die letzte Lebenskraft des Greisen war gebrochen; sie strömte in Thränen und Seufzern aus. Sein Schluchzen ward immer lauter und heftiger, bis er endlich mit einem starken Herzstoß ausgestreckt in den Armen seines Sohnes lag.

Dieser legte den Leichnam sanft auf das Lager und kniete zu einem stillen Gebete daneben hin. Lang lag er so und wurde nicht gewahr, daß seine Neuvermählte, über sein langes Ausbleiben besorgt, bei ihm eingetreten und leise neben ihm in die Kniee gesunken war, sein mitliebender und mitleidender Engel, der ihm der Engel einer lichteren Zukunft zu werden verhieß.

Das Arcanum.

„Kasper, noch eine Kanne Türkenblut für mich und den Hanngeorg!“ rief der Graubart in der Fensterecke dem Wirthe zu, indem er seinen Stelzfuß behaglich auf den leeren Stuhl neben sich legte. „Die Glocken können derweil ohne mich schlagen.“

„Gern, Thurmulrich,“ sagte der Wirth. „Kommst ohnehin so wenig zu mir herunter, und sind doch alte Schulgespielen. Was ist dem Hanngeorg?“ unterbrach er sich und gab diesem einen vertraulichen Puff. „Ich glaub' als, der blast Trübsal.“

„Ja und auf was für einer Posaune!“ erwiderte der Angeredete, indem er ein hochrothes, vom Schmerz schiefgezogenes Gesicht aus den Händen erhob. „Mag nichts mehr trinken, Thurmulrich, sonst musicirts noch ärger da drinnen.“ — Er deutete mit dem Finger auf die Wange.

„Potz Schlankement, Zahnweh hast, alter Bußpsalm?“ rief der Stelzfuß lachend. „Hättest du's gleich gesagt, so wär' dir schon geholfen. Nimm das und halt's mit der Hand drauf, in einer Viertelstunde spürst nichts mehr, das ist so sicher, daß du mir den Arztlohn in Wein vorausbezahlen kannst.“

Er zog ein Läppchen heraus, das der Leidende mit einem ungläubigen Blicke nahm, aber doch folgsam auf die Wange drückte.

„Möcht wissen," sagte der Wirth, „auf welchem Kreuzweg der Ulrich in die Lehr' gegangen wär'. Der weiß mehr als Unser eins, der kann Alles."

„Nur nicht Wasser in Wein verwandeln," bemerkte der Alte. „Drum eben brauch ich dich, denn das ist deine Kunst. Hast nicht umsonst die Hochzeit von Kana dort an der Wand hängen. Voran, jetzt reg' deine Knochen. Aber auch einmal einen Ungetauften, Kasper, du Täufer in der Wüste, und einen, dem man nicht nöthig hat die Kratzborsten in Wasser einzuweichen, sonst sag' ich mit meinem durchlauchtigsten Prinzen Eugenius: ‚Lieber Belgrad noch einmal erobern, als von deinem Krätzer trinken.'"

Der Wirth brachte die Kanne. „Der," sagte er, „wird's thun, wiewohl er nicht den Blutfahnen führt. Der ist in den Pfalzgrafen gewachsen," setzte er mit feierlichem Tone hinzu, „in der besten Lage, und zwar Anno damals, wo du aus der Stadt entlaufen bist."

„Ist's möglich? den Jahrgang lass' ich mir gefallen, der kann abgelegen sein. Aber so oft auch seitdem die Reben wieder geblüht haben, so denkt mir's doch noch, als ob's erst gestern gewesen wär', wie der lang' Assas vor mir am Boden lag und nicht mehr zuckte. Ich hab' unter der Zeit Manchen so vor mir liegen sehen, Türken und Christen, und hab' mich dran gewöhnt, aber selbiges erste Mal, und im Frieden, potz Schlankement, das war kein Spaß."

„Zudem, wenn man sich an einem Rathsherrnsohn vergriffen hat."

„Freilich, Herren sind überall Herren, auch wo sie, wie hier, vom Rathhaus heim zu Fleischschragen, Schustersbank, Gerberloch und Schneiderhölle wandeln. Dem langen Assas stack das schon im Geblüt, bei jeder Lustbarkeit wollte er mehr sein als wir Andern, und so stieß er auch damals gleich mit dem Messer drauf los, als ob er nach gar nichts zu fragen hätte. Mich aber machte das so wüthend, daß ich

nichts mehr von mir selber wußte; nur das erinnere ich mich, daß ich den Assas gewürgt und zu Boden geworfen haben muß. Ich wurde just weggerissen, als ich auf ihm herumtrappelte. Wie ich aber sah, daß er nicht mehr aufstand, kam ich wieder zu mir und lief —"

„Bis nach Belgrad in Einem Tag."

„Das grad nicht, aber selbigen Tag doch weit genug, daß ich nicht geglaubt hätte, ich sollte den langen Assas je wieder sehen, weder lebend noch todt."

„Den Assas wieder sehen?" fragte der Wirth verwundert. „Wie kommst du denn auf den Gedanken?"

Der Veteran drückte ein Auge zu und setzte die Kanne an den Mund, hielt nach dem ersten prüfenden Zuge mit angenehmem Staunen inne, schaute eine Weile gleichwie andächtig auf die goldhelle Flüssigkeit, setzte dann wieder an und vertiefte sich liebevoll in die Kanne.

„Zwar lebendig hättest du ihn noch ein paar Jahre sehen können," fuhr der Wirth fort, „und hättest nicht nöthig gehabt, deine Verlegenheit an den Heiden auszulassen, denn dem Assas hat dein Würgen und Treten nichts gethan, vielmehr ist er nachher immer noch länger und länger geworden, als ob er erst jetzt, seit du fort warst, recht aufkommen könnte, und oft hat er gelacht über deine unnöthige Flucht, hat sich auch nicht wenig gerühmt, daß er dich bis Belgrad gejagt habe. Aber deine Heimkehr hat er nicht erlebt, denn er war so in die Länge geschossen, daß ihm die Lebenskraft in die Breite mangelte, und just auf den Tag, wo er hätte unter die Zwölfer kommen sollen, wiewohl es wider die Statuten ist, daß Vater und Sohn im Rath sitzen, ist ihm sein engbrüstiger Athem ausgeblieben. So viel hat ihm seine Wahl noch eingetragen, daß er als neugeborener Rathsherr nicht zu seinen gemeinen Mitbürgern auf den Todtenacker vor der Stadt gekommen ist, sondern man hat ihn in der Kirche begraben, allwo auch sein Name auf seiner Familientafel prangt."

„Als ob ich nicht Alles das wüßt'!" sagte der Veteran, die Kanne lüpfend.

„In allweg," erwiderte der Wirth, „denn seit du von den Türken zurück und Thurmwächter bei uns worden bist, hast du ja Nachbarschaft mit ihm, und das schon manch' liebes Jährlein, nur keine sichtbare."

Der Thürmer drückte beide Augen zu, blinzelte ihn an und reichte ihm die leere Kanne. „Bist ein Biedermann," sagte er, „dein Pfalzgräfler krabbelt mir bis in den Stelzfuß hinab, am End thut er noch ein Wunder."

„Laß ihn aufwärts steigen, Ulrich," sagte der vorsichtige Wirth, indem er nach dem Keller ging. „Abwärts ist der Wunderthäter zu kurz, er macht schon seinen letzten Willen."

„Vor Belgrad habt Ihr Euch den hölzernen Fuß wachsen lassen, Thurmulrich?" fragte einer der Gäste, welche sich, in der Hoffnung von der alten Kriegsgurgel eine Geschichte zu hören, herzugesetzt hatten.

„Nein, so weit braucht' ich nicht nach meinem Glück zu laufen, es lag näher. Der Türk' hat mir kein Härlein gekrümmt, und wo ich mit dabei gewesen bin, da hat er Haar lassen müssen. Gleich das erstemal, daß ich dazu gekommen bin, bei Mohatsch, da hab' ich mich mit meinem jungen Prinzen Eugenius und mit dem alten Lothringer so gehalten, daß der Türk' hat aus Ungarn weichen müssen. Das nächste Jahr war ich mit bei griechisch Weißenburg, wo unsere Kreisvölker die ersten in der Festung waren. Ich stand aber nicht bei ihnen, zog auch nicht mit den Schwaben heim, als sie gleich darauf abgerufen wurden in's Reich, weil der Franzos, der Mordbrenner, über den Rhein gefallen war. Zu dem jungen Bayernfürsten hatt' ich mich geschlagen, und mit dem hab' ich den Belgrader Sturm durchgemacht."

„Wie ist mir denn aber?" fuhr ein Zuhörer dazwischen. „Ich hab' als gemeint, Belgrad und griechisch Weißenburg sei Ein Ding."

„Freilich," entgegnete der Wirth. „Nur ist's jetzt der Brauch geworden, daß man blos noch von Belgrad spricht."

„Es ist gehopft wie gesprungen," sagte der Erzähler, indem er den Unterbrecher etwas grimmig ansah. „Vorn heißt's Belgrad und hinten griechisch Weißenburg. — Das

war ein Krachen und Donnern, als ob der Welt Einfall vor der Thüre wäre," fuhr er fort. „Mein glorwürdiger Savoyer, der von der andern Seite stürmte, hätte schier seine Laufbahn beschlossen, da sie noch in ihrem ersten Anfang war; aber er kam von seiner schweren Blessur wieder auf, denn ihm war ein anderer Tag von Belgrad in sein Lebensbuch geschrieben, der das Blut des ersten bezahlen sollte. Darauf zog ich mit dem Markgrafen von Baden in's Feld und half ihm den Graf Deckele jagen, den ungrischen Rebellen, daß er froh sein mußte, sein Leben als Weinhändler zu Konstantinopel beschließen zu dürfen."

„Drum sagt man auch seit der Zeit: ‚Hochmuth kommt vor dem Fall, wie beim Graf Deckele.'"

„War doch ein vigoroser Herr, und gut evangelisch, wie Unser eins, wenn er's nur nicht mit dem Erbfeind gehalten hätte. Und seine Frau Helene, die war euch ein Weib, über einen Mann, war Commandant in Munkatsch, und wenn sie nicht verrathen worden wäre, so hätten wir die Festung heut' noch nicht. Wir haben ihr aber auch alle Reverenz angethan und haben sie gegen einen gefangenen kaiserlichen General ausgewechselt. Derweil aber hat der Halbmond wieder zugenommen die untere Donau herauf und hat uns alle unsere serbische Festungen auf die Hörner gespießt. Da haben wir auch Belgrad wieder verloren auf lange Zeit, weil es für unsern Fürnehmsten aufgespart bleiben sollte. Bin aber nicht dabei gewesen, wie der Türk' es nahm, sonst hätt' ich vielleicht auf der Taubenpost mitreisen können. Acht Regimenter sind dort dem Kaiser in die Luft geflogen auf Einen Schlag."

„Da mag's erst gekracht haben," sagte einer der Gäste.

„Ja," fiel der Wirth ein, „ich weiß noch, wie das Geschrei im Reich erging, der Türk' sei wieder in Belgrad. Man hat schon gemeint, morgen werde er vor Ofen und übermorgen wieder vor Wien stehen, wie Anno Dreiundachtzig."

„Das haben wir ihm vertrieben," sagte der Türkenfresser, indem er die krummen Spitzen seines Schnurrbarts

nach beiden Seiten gerade zog und ein paar greuliche Augen dazu machte. „Bei Schlankement sind wir über ihn her, Anno Einundneunzig war's, am neunzehnten August, es ist mir wie gestern, und ist eine solche Action und Victori unerhört gewesen seit der Entsetzung von Wien. Aber der Durcheinander war auch darnach. Es gab keine Generalsperson, die nicht hätte ihr Gewehr lösen und sich ihrer Haut wehren müssen, so gut wie ein Gemeiner. Zuletzt rief der Markgraf: ‚Drein gerasselt!' und mit donnerndem Hufschlag ging's dem Feind in den rechten Flügel, den warfen wir auf den linken, und jetzt, eben wie der Türk' sich noch einmal zusammennehmen will, auf einmal verstummen seine Becken und Schellen, denn unter der Schlacht machen die Heiden an Einem fort türkische Musik. — Ist's noch nicht besser?" warf er dazwischen gegen Hanngeorg hin, welcher den Kopf schüttelte.

„— Und da ist euch Alles so still geworden, daß man hat sein eigen Wort hören können. Was war's? Der Mustapha Köpperle war gefallen, ihr Großwesier, das Teufelskind, vor dem der Kaiser nächstens nicht mehr in seiner Hofburg sicher gesessen wäre. Wir aber ersehen den Augenblick und brechen durch, denn der Türk' ist dagestanden wie eine vermähte Krot', ganz bestürzt, und drin' sind wir im Lager, und zwanzigtausend pumphosige Heiden decken euch den Walplatz, wie Garben, und Pascha an Pascha. Aber auch wir hatten viel hohe Offiziere eingebüßt, und war schier die ganze Armata zerhauen, wie wenn sie von der Fleischbank käme; nur ich allein bin heil davongekommen."

„Wisset ihr denn nicht, daß er fest war, der gottlose Kerl?" rief der Wirth. „Er führte ein Galgenmännlein bei sich, ich hab's einmal gesehen."

„Habt Ihr's noch, Ulrich?" fragte einer der Gäste.

„Was werd' ich's noch haben?" versetzte der Thürmer. „Dann hätt' ich ja auch meinen Fuß noch. Nachdem wir mit dem Gröbsten fertig gewesen sind und die Sache weiter keine Gefahr gehabt hat, so hab' ich mich wieder in's Reich heraus gemacht, hab' auch bald verkundschaftet, daß über dem

alten Verdruß Gras gewachsen ist, und hab' gedacht, es sei dem Kaiser eben so wohl gedient, wenn ich jeden Tag für ihn die Türkenglocke läute. Und weil ich nicht meinte, daß ich noch einmal in den Krieg müßte, so hab' ich mein Gläslein einem Dünewald'schen Küraſſierer, da sie hier im Quartier gelegen sind, verkauft."

„Wo habt Ihr denn aber Euren Fuß gelassen?" fragte ein Gast.

„Wo werd' ich ihn gelassen haben? Im lieben Baierland. Wie Anno Zwei das Ungewitter von Neuem losbrach und unsere Stadt an die dreihundert Mann zum Kreiscontingent stellen mußte, so sprachen mir die Herren zu, ich solle als ein versuchter Soldat mitgehen. Es war mir nur halb lieb; denn die Zunftmeister wählten insonders verthunliche Leute aus, an denen nicht viel verloren war; auch zog ich nicht gern gegen den Kurfürsten als meinen alten Alliirten von Belgrad her; doch verdroß mich's auch wieder an ihn, daß er sich mit dem Franzosen gegen den Kaiser verbunden und uns den Handstreich auf Ulm gemacht hatte; auch schafften mir's die Herren, daß mein Weib den Thurmdienst versehen durfte an meiner Statt; und so ließ ich mich bereden, zog den grauen Rock an und ging mit. In Heppach, Anno Vier, am neunten Juni, bin ich mit dabei gewesen als Schildwache, wie mein Prinz Eugenius mit dem Herzog von Malbruck und dem Wirtenberger Herzog Kriegsrath gehalten hat; denn der Herzog Eberhard Ludwig, als Kreisdirector, war damals noch gar ein martialischer junger Herr und hatte lieber mit Haubitzen zu thun als mit Grävenitzen. Er bekam auch einen Schuß auf den Brustharnisch, der ihn quetschte, wie wir drauf am zweiten Juli den Schellenberg stürmten bei Donauwörth; auch der Prinz Karl Alexander, sein Vetter, der katholisch geworden ist, wurde in's dicke Bein blessirt; wer aber am schlimmsten wegkam, das war ich, denn während wir, bevor es zur Attaque ging, drei Stunden lang unbeweglich in einem Kreuzfeuer postirt standen, machte mich eine bayrische Karthaune um einen Fuß kürzer. Das half aber Alles nichts; so hitzig sie sich in ihrem Retranchement wehrten,

herunter mußten sie, Baiern und Franzosen alle miteinander, und wurden dreizehn Bataillone und Esquadronen aufgerieben und bei achthundert Mann in die Donau gesprengt."

„Aber ohne dich!" brummte sein Patient, der die ganze Zeit über leidend und mürrisch mit dem Kopf in der Hand auf dem Tische gelegen war.

„Freilich ohne mich, sonst hätt' ich's ja machen müssen, wie die Gänse, wenn's regnet. Hab' dann auch im August nicht beim Kehraus sein können und den Tallard mit seinen Unüberwindlichen fangen helfen; aber was meint ihr denn? wenn wir nicht im Monat zuvor so sauber den Schellenberg gefegt hätten, so hätten die Unsern bei Höchstätt nicht so ebenen Tanzboden gehabt. Drum, wenn ich auch diese Tänze jetzt nur noch in meinem Thurmstüblein mitmachen kann, so oft mir der Organist den Postreiter zu lesen gibt, so ist mir's doch so leibhaftig, daß die Zeitungsbuchstaben wie ganze Regimenter vor mir aufmarschiren, und die letzten großen Actionen meines Savoyers, bei Peterwardein und Belgrad, sind mir gewesen wie Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein, und wenn mir die Glori meines Helden wohl thut wie die warme Mittagssonne, so denk' ich dran, daß ich schon am frühen Morgen mit ihm auf der Bahn gewesen bin, lang eh' er's so weit gebracht hatte wie jetzt, und hab' mit ihm den Halbmond gestutzt und nachher auch noch den Gockelhahn gerupft, unsere beiden Erbfeinde."

„Das ist ein guter Trost für das Stillsitzen," lachte einer der Gäste, „aber ein schlechter für den seligen Fuß."

„Für den muß ich mich eben mit dem häuslichen Sinn trösten," erwiderte der Thürmer, „denn die vielen steilen Stiegen thuts freilich nicht oft und geht mir allemal lang nach, klappert auch, wie nichts Gutes, absonderlich in der Nacht."

„Es muß doch etwas Apartes sein," hob ein Anderer an, „wenn man so hoch über den Häusern und Dächern sitzt im engen Thurmstüblein."

„Ja, ja," versetzte der Thürmer und schaute lang in die Kanne; sein Gesicht hatte einen eigenthümlichen Ausdruck, es war schlau und träumerisch zugleich. „Wenn man Abends so durch das einzige kleine Fensterlein auf das Meer von Lichtern drunten sieht, so ist's, als säße man auf einem umgekehrten Felsen und hätte die Sterne unter sich. Oder," fuhr er abgebrochen fort, „man steht draußen unter dem Glockenstuhl im hohen Thurmfenster, zwischen den heraufragenden Thürmlein, Zacken und Löwenköpfen, die Lichter löschen ein's um's andere aus, die Stadt liegt tief unten und thut keinen Athemzug, der Nachtgeist streicht durch die offenen Fensterbogen, haucht leis über die Glocken hin, endlich entschläft er, nun lebt nichts mehr in der Welt als unter den Füßen die Unruhe der Uhr mit ihrem Ruck-Ruck, Ruck-Ruck, und dann und wann rasselt's wie ein plötzliches Zusammenschrecken in den großen Rädern und Gewichten, so daß es Einem vorkommt, der Thurm sei ein lebendig Wesen mit Herz und Puls im Innern, und oben im Kopf da wohnt die metallene Stimme, und neben ihr das lichte Ding, das über allem diesem brütet und simulirt — versteht ihr, das ist der Wächter selbst, denn der sitzt recht dem alten Riesen im Kopf, wie der Gedank' im Kopf des Menschen sitzt. — Hast's immer noch im Zahn?" fragte er unversehens den Trübsalbläser, der sich bei den letzten Reden aufgerichtet hatte.

„Wie du's im Hirngehäus hast," brummte dieser, ohne jedoch die Hand mit dem Läppchen von der Wange zu entfernen.

„Ich glaub', ich thät' mich fürchten," sagte einer, „wenn's bei stiller Nacht im Thurm so ruckt und lebt."

„Contrari," versetzte der Thürmer blinzelnd, „da droben ist man sicher wie in Abrahams Schooß und hört nichts von dem, was drunten vorgeht, tief unter der Uhr und unter dem Kreuzgewölb. Denn dort möcht' ich nicht jede Nacht sein."

„Was? wo?"

„Nun, in der Kirche selber."

„Woher wisset Ihr das, Ulrich?“ riefen die Andern, indem sie näher zusammenrückten.

„Vom Sehen. Ich bin einmal dazu gekommen, es war am Bürgermeisterstag, die Herren feierten die Wahl mit einem Bankett und Tanz auf dem Rathhaus, und weil meine Glocken am Morgen so lustig zur Rathsprocession geläutet hatten, so meinte ich am Abend, mir könnte wohl auch einiges Türkenblut springen bei meinem Kasper da. Nun, es war spät geworden, aber eine glanzhelle Julinacht, der Vollmond stand am Himmel, und wie ich den steinernen Schnecken wieder heimsteige, schlägt's eben Mitternacht über mir. Nachdem es aber ausgeschlagen hatte, da war mir's, als hört' ich neben drunten ein Geräusch. Ich bleibe stehen, und richtig hör ich ein Klopfen und Poltern von der Kirche her, daß ich gleich denken muß: da gibt's etwas. Ich steige also vollends hinauf bis zur Sommerlaube, gehe weiter; bis wo die Glockenseile durch's Gewölb in's Paradies hinabhängen, in die Vorhalle der Kirche, lege mich auf den Boden und gucke durch ein's der Löcher hinunter. Aber was sehen meine Augen? Es war so hell drunten, daß man jede Fuge in den Bodenplatten unterscheiden konnte. Und da erlustirte sich eine Gesellschaft, wie man nicht leicht eine schauen wird, lauter Knochen und klapperdürre Gebeine ohne Haut und Fleisch. Sie wackelten an den Wänden und Nischen hin, klopften mit den beinernen Fingern an die Grabsteine, daß es hallte, und da kamen immer noch mehr, bis die ganze Vorhalle von ihnen erfüllt war. Man konnte nicht anders denken, als sie seien dem Wahltag zu Ehren aus dem Bett geschlupft, um geziemender Maßen als Rathsverwandte auch ihre Festivität zu haben.“

„Ulrich, verbrenn' dir das Maul nicht!“ unterbrach ihn der Wirth. „Und ihr,“ rief er den Gästen zu, indem er die Stimme dämpfte, „hütet eure Zungen. Wenn's durch ihn lautbar würde, daß die todte Rathsherrenschaft am Bürgermeisterstag im Paradies bankettire, er müßt' in den Diebsthurm, wie verwichen der Kantengießer, der mit den Herren gehadert hat im großen Rath.“

„Wir sagen's nicht weiter!" betheuerten die Andern in wonnig grausiger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

„Zu bankettiren hatten sie nichts," versetzte der Thürmer. „Es ging ganz mager und trocken her, aber lustig bei alledem. Man sollt's nicht glauben, wie Leute, die bei Lebzeiten vielleicht bocksteife Gesichter gemacht haben, nach ihrem Tod so kurzweilige Gesellen werden können. Sie hingen sich an die Glockenseile, wie wir's in unserer grünsten Jugend gemacht haben, und flogen daran durch die ganze Halle hin und her. Dann faßten sie einander Alle an den Händen und begannen einen Reigen zu wackeln, ob dem ich schier laut lachen mußte. Es ist nicht zum Beschreiben und ging über jeglichen Fastnachtsschwank, wie bei diesem Tanz die langen Beine einknickten und die dürren Knochen durch einander schlotterten. Zuweilen fielen sie haufenweise zu Boden, und Manche, die nicht mehr niet- und nagelfest sein mochten, gingen dabei in Scherben; so wie sie aber wieder auf die Beine kamen, waren sie wieder ganz und wackelten weiter, als ob nichts geschehen wäre. Das war auch ein Getöse, ein Regiment Störche kann nicht ärger zusammenklappern. Manchmal hielten sie auch mit dem Tanzen inne und ruhten aus, wie es auf dem Tanzboden Sitte ist, Etliche an die Säulen gelehnt, Andere mit einander auf- und abgehend, wobei sie gleichsam in eifrigem Gespräch mit den hohlen Schädeln gegen einander nickten und wackelten. Wenn ein Tanz aus war, so schlupften sie ehrbar in ihre Gewande, wer eins hatte, denn daran konnte man erkennen, wie lang einer schon in die Sippschaft verbürgert war; die Einen waren noch ziemlich wohl versehen, die Andern trugen nur noch schlechte Fetzen, womit sie zur Noth ihre Blöße deckten, und wieder Andere gingen nackt und bloß, ließen sich's aber nicht anfechten, waren vielmehr froh, wenn sie nur noch ihre Knochen vollständig bei einander hatten und ihnen der Mond nicht so breit durch die Rippen schien, wie den gar Alten. Hub der Tanz wieder an, so legten, die so bekleidet waren, ihre Hemdlein säuberlich auf eine Schranne in der Ecke, nicht weit von

der Thurmthüre. Ganz zuletzt, nachdem schon ein paar Klappertänze vorbei waren, kam noch ein Nachzügler auf den Plan, der sich erst kurz zur Ruh begeben zu haben schien, denn er wankte verschlafen daher, ein himmellanger Kerl —"

Der Wirth ließ ein kurzes bedeutsames Lachen hören.

„Er hatte ein langes weißes Leintuch um, dem man ansah, daß es noch neu war, und stolzirte darin herum, als ob's ein Alamodekleid wär'. Auch wollt' er's nicht ablegen, wie ihm nach einer Weile vom Zusehen die Lust zum Tanzen kam. Die Andern aber hielten streng auf ihre Tanzordnung, schüttelten ihre Köpfe, zerrten ihn am Hemd, und als er sich wehrte, stießen sie ihn, daß er zu Boden fiel und die langen Beine in alle Höhe streckte. Da mußte er Spaß verstehen lernen und sein Hemd zu den andern auf die Schranne legen, worauf er mitthun durfte. Sie rißen ihn aber so muthwillig herum, daß euch das lange dürre Gerippe, das über Alle um mehr als einen Kopf hinausragte, den possirlichsten Tänzer abgab, über den man je auf einem Tanzboden gelacht hat. Ich hatte das Ding eine gute Zeit so angesehen, da reitet mich der Teufel —"

„O, nur das nicht!" rief unwillkürlich einer der Gäste aus.

„Was nicht?" fuhr ihn der Erzähler an.

„Weiß ich's denn?" entgegnete der verblüffte Zuhörer, dessen Zunge der Einbildung vorausgelaufen war.

„Das wär' just ein Grund zum Schweigen, dächt' ich," bemerkte Jener. „Ich konnte dem Einfall nicht widerstehen," fuhr er fort, „schlich hinunter, riegelte leise die Thür' auf, die in die Kirche führt, kundschaftete einen Augenblick, ob sie meiner nicht gewahr würden, aber sie tanzten und klapperten wie besessen fort, und mit einem Schritt war ich in der dunklen Ecke, hatte das oberste Stück von ihrer Guardaroba erwischt, und eben so geschwind war ich wieder draußen aus dem Paradies. Nun wurde mir's aber doch ein wenig visierlich um's Brusttuch, und ich hätte nicht geglaubt, daß man einen Wendelstieg so schnell hinaufkommen könnte."

„Mit dem Stelzfuß?“ fragte der Zahnwehkranke so spöttisch, als ob er ein Kartenhaus umgeblasen hätte.

Der Thürmer drehte seine Schnurrbartspitzen, daß sie wie krumme Säbel emporstanden. „Verstehst du nicht deutsch?“ erwiderte er. „Hast's doch deutlich hören können, daß ich noch nicht lang aus dem Türkenkrieg zurück war. Die Kugel, die mir das Thurmsteigen sauer macht, war damals noch nicht gegossen oder schlief noch im Ingolstadter Zeughaus. Auch war ich noch ledig, hatte aus dem Feldlager eine harte Bärenhaut mitgebracht und hätte wohl wollen den Tod hinter dem Ofen fangen und den Teufel im Sack prügeln. Also streckte ich mich wieder bei meinem Guckloch nieder und sah, daß ich die Zeit gut getroffen hatte, denn sie machten eben wieder Feierabend und legten ihre Mäntel an, während die Unbekleideten nach und nach hinter den Grabsteinen verschwanden, wie sich die Fliegen, wenn's Winter wird, in die Wände verlieren. Mein Langer aber, denn das war der Bestohlene, geistete unruhig durch die jüngere Gesellschaft hin und her und wollte da und dort einem Andern das Gewand von den Knochen reißen, worüber es zu Balgereien kam, wie sie in keinem Dockenkasten närrischer sein können. Dann krabbelte er an den Wänden und Grabsteinen herum, ob einer der vorangegangenen Schlafgesellen sich seines Hemdes bedient habe. Auf einmal aber, ich weiß nicht, hab' ich vielleicht das Lachen nicht recht verhalten können oder hat er's sonst gemerkt, auf einmal mit einem Affensprung hängt er am Glockenseil und schießt dran herauf wie ein Pfeil, ich hab' mich kaum noch zurückwerfen können, da fährt schon sein beinerner Arm durch das Loch und flügelt nach allen Seiten umher, kriegt aber nichts, und fort ist er wieder. Nun aber überlief's mich wie geschmolzenes Blei, denn es fiel mir ein, daß ich die Thür' unten offen gelassen hatte. Mein einziger Trost war, daß er mit seinem Gliederspiel nicht so rasch den Schnecken heraufspringen werde, aber trau schau wem? Das Leintuch um den Arm gewickelt, das ich um keinen Preis hergegeben hätte, lief ich Sturm die Stiegen empor, und ein Wunder war's, wie

sicher das in dem stockfinstern Thurme ging. Aber so sehr ich auch eilte, denn zehn Batterieen im Rücken hätten mich nicht stärker gejagt, so kam es mir doch wie eine Ewigkeit vor, und erst als ich die oberste Stiege hinter mir hatte und wieder unter meinen Glocken stand, wagte ich Athem zu schöpfen. Da oben war's auch wieder hell und freundlich, wie am Tag, der Mond sah zum Bogenfenster herein. Drei Viertel schlug's, wie ich oben angekommen war. Jetzt: kommt er, oder kommt er nicht? Ich horchte hinab, hörte aber nichts als den schweren Gang der Uhr. Halt, was war das? Zwischenhinein ein hölzerner Ton, etwa wie wenn ein Fensterladen oder so etwas anschlägt. Es kommt näher, wird immer deutlicher. Manchmal ist's wieder still, dann schwingt aber ein's von den Glockenseilen, zum Zeichen, daß er sich dran heraufzieht, bis er dem Gebälk oder sonst einem Hinderniß begegnet und wieder den beschwerlicheren Weg auf den Stiegen machen muß. So geht es abwechselnd fort, aber unverdrossen, und immer lauter wird das Geklapper, und jetzt ist's kein Zweifel mehr: er kommt, kommt richtig."

„Hu!" riefen die Zuhörer.

„Was thun?" fuhr der Erzähler fort. „Mich in meinem Stüblein verschanzen? Was sind Dem Riegel und Blockwerke? Der kommt hinein und erwürgt mich schmählich zwischen den niedrigen vier Wänden! Mich auf den Umlauf hinaus flüchten? Da kommt er nach und wirft mich elendiglich über die Brustwehr hinab. Besser also, hier, unter meinen Glocken, auf meinem Posten bleiben und mich halten wie ein ehrlicher Soldat. Ich nahm mir nicht Zeit, meine Hellebarde aus dem Stüblein zu holen, den Stundenhammer machte ich aus Riemen und Nagel los, und so stand ich mit hochgehobenem Arm am Stiegenrand unter der großen Glocke, die halb dort über der Stiege hängt. Und jetzt kam's an diese oberste Stiege. Bei jedem Tritt brachen ihm die Kniee ein, aber er krallte die weit vorauslangenden Hände in die Staffeln und zog sich nach, wie ein langer langer Schnak', so daß es schneller ging, als ich ihm zugetraut hätte. Und während es noch weit unten auf den Staffeln klapperte, fuhr auf einmal

mit einem mächtigen Schwung ein Kopf und ein Arm unter der Glocke weg aus dem Dunkel hervor, und der Arm thut einen langen Griff nach mir —"

„Jesus!" schrieen die Zuhörer.

„Schüttelt's dich doch endlich, Hanngeorg?" sagte der Wirth.

„Ein Laut ging durch den Thurm, als ob ihn der Schreck durchzuckt hätte, aber es war die Uhr, sie hatte gewarnt. Ich war drei Schritte zurückgesprungen und bereitete mich zum Schlag — da, denket euch, wie mir zu Muth wird, als ich den Kerl erkenne! Schier wär' mir der Hammer aus der Hand gefallen. Denn wer war's?"

„Wer anders als der lang' Alsas!" sagte der Wirth.

„Geschwätz!" bemerkte der Patient, der zum erstenmal freiwillig den Mund aufthat. „Wie sollt' an einem Todtenkopf etwas zu erkennen sein? Der hat ja kein Gesicht."

„Und ich sag' euch," rief der Thürmer, „es war der lang' Alsas, ich sah ihn so deutlich, wie ich euch alle da vor mir sehe. Es war, als ob die Knochen sich zu einem Gesicht verzögen, das im weißen Mondlicht einen Schein von Leben angenommen hätte. Er grinste mich mit einem grimmigen Lachen an, und ob er gleich keinen Laut von sich gab, so verstand ich doch, was er sagen wollte: Gelt, ich hab' dich bis nach Belgrad und Schlankement gejagt, und nun will ich dich vollends in's Bockshorn jagen. — Probir's! dachte ich und wollte ihm ein's zwischen die Ohren geben, das mir wohl wenig geholfen hätte, da rasselt's mit Aller Macht, und holt aus, und auf der kleinen Glocke schlägt es Eins. Meine alte Susanna über mir wurde unruhig und hätte gleichfalls gern geschlagen, aber sie konnte nicht, weil ich ihr den Hammer genommen hatte. Nun weiß ich nicht, wie es mich überkam: war mir's in die Glieder gefahren, als guter Thurmwächter meiner Glocke beizuspringen, oder ist's eben in der Verwirrung meiner Sinne geschehen, kurz, statt dem Alsas geb' ich der Glocke den Streich, und das mit beiden Händen, einen Streich, wie wenn man einen Ochsen schlägt. Sie hat aber auch Laut gegeben, die gute Susanna mit ihrer

tiefen Stimme, einen zornigeren Baß habe ich keine Karthaune jemals singen hören. Und siehe da, ich hatte in meinem Unverstand das rechte Mittel getroffen. Der Donnerschlag, der mich selbst schier zu Boden geworfen hätte, fuhr dem Gesellen auf den Kopf, und zusammen bricht er, und krach, krach, klatsch, klatsch, geht's die Stiegen hinunter, immer ferner, immer dumpfer aufschlagend, bis endlich nichts mehr zu hören ist. Es blieb auch still, und ich will nicht leugnen, daß mir's wohler war als zuvor."

„Das glaub' ich," sagte einer der Zuhörer. „Aber hat er wirklich den Hals gebrochen?"

„Den andern Morgen, das könnt ihr euch denken, sah ich zeitig nach. Tief unten, wo die unterste Stiege wieder auf dem Gemäuer aufsteht, lag ein Haufen Gebeine, zerstreut und zerbrochen. Bis dahin waren sie durch die halb offenen Stockwerke hinunter gefallen und mögen sich unterwegs an manchem Balken gestoßen haben, bis sie auf dem steinernen Grund vollends den Rest bekamen."

„So ist's also kein Traum gewesen?" rief einer der Zuhörer, den das Entsetzen jetzt erst recht zu ergreifen schien.

Der Thürmer nickte. „Ich trug sie nach der Sommerlaube hinab und über das Gewölb des Kirchenschiffs bis ganz nach hinten, wo sich ein Abgrund zu Füßen aufthut. Ihr wißt, das ist der grüne Thurm, der durchein hohl und von außen und von innen unzugänglich ist. Man glaubt, es sei gar nichts drin, aber ich weiß es besser, denn dort drunten liegt der Assas. Dort hab' ich ihn hinuntergeschüttet. Aber wißt ihr, wem ich's erzählt habe? Dem Enaskind, das an dem großen Haus unter der Kirche gemalt ist."

„Dem Niemand!" riefen die Gäste lachend; denn Alle kannten das Bild, das die allegorische Person, die so Vieles weiß und so Vieles gethan haben muß, in riesiger Gestalt darstellte.

„Und ist er nicht mehr gekommen?" fragte Einer.

„Der Niemand?"

„Nein, der Assas."

„Bis jetzt nicht. Er wär' auch bei meiner Alten noch übler gefahren, als bei mir. Ich hab' nämlich bald hernach geweibet, um nicht so allein zu sein, und auch damit die Herren nichts sagen konnten, wenn ich vielleicht einmal die Türkenglocke da unten beim Kasper zog statt droben im Thurm."

„Und das Beutestück, hast du das deiner Alten zur Morgengabe gebracht?" fragte der Wirth, nachdem er einen Blick mit dem Erzähler gewechselt hatte.

„Was willst du damit sagen?"

„Das Todtenhemd, mein' ich, das du erobert hast."

„Ja so, das hätt' ich bald vergessen," sagte der Thürmer, aus den halb zugekniffenen Augen einen langen Blick auf seinen Patienten werfend. „Das Leintuch hab' ich wohl aufgehoben, hab's auch gleich hernach brauchen können. Denn in der nämlichen Nacht, in der ich zweihändig hab' Eins geschlagen, hat noch ein Anderer in der Kirche ein wunderliches Stück erlebt. Des Organisten Bub', wem's noch denkt —"

„Der in der Kirche verschlafen ist?" rief der Wirth.

„Ja, unter der Vesperpredigt. Vermuthlich war ihm etwas vom Bürgermeisterswein zugeflossen, denn damals hat man reichlicher ausgetheilt, wie jetzt. Da ist er an der Orgel sitzen blieben, bis er ausgeschlafen hatte, und wie er nach Mitternacht erwacht und sich umsieht, ist kein Mensch weder zu hören, noch zu sehen. Vielleicht ist er an meinem Glockenschlag aufgewacht, der wohl einen Todten hätte erwecken können, oder auch von dem andern Geräusch. Ein courag irter Bub' ist er gewesen, und wie er sieht, daß Niemand sein Geschrei in Acht nimmt, so steigt er über die Orgel beim Rückpositiv, schlägt beide Füße hinüber und läßt sich auf die Singpore hinab. Ihr wißt, wie hoch das ist, der Bub' hätt' sich leichtlich zu todt fallen können. Auch ist er im Herablassen auf den Rücken gefallen und hat an einem Fuß angefangen zu hinken, ist aber endlich hinab über die zwei Stiegen in die Kirche gehunken und hat dem Meßner an der Thür' geklopft, der ihn dann hinausgelassen hat."

„Ja," fiel der Wirth ein, „sein Vater hat mir's den andern Tag geklagt, wie er ihm Nachts vor's Haus gehoppet kommen sei, und wie man jetzt den Barbierer für den Fuß brauchen müsse."

„Der Fuß wär' bald geheilt gewesen," nahm der Thürmer wieder das Wort, aber nun ist das Hitzige am Buben ausgebrochen, und da hat kein Barbierer und kein Physikus geholfen. Mein Weib war damals noch beim Organisten im Dienst, und da hab' ich sie beredet, und wir haben mit einander den Buben in das Leichentuch eingewickelt ohne seiner Eltern Wissen, denn erst nachher hab' ich's seinem Vater heimlich gesagt. Es hat ihm aber auch in einer einzigen Nacht alle Hitze herausgezogen. Es kühlt so, gelt Hanngeorg?"

Der Patient, der die ganze Zeit den Lappen gewohnheitsmäßig an die Wange gehalten, unter den letzten Reden aber mißtrauisch immer weiter von ihr entfernt hatte, warf ihn jetzt auf den Tisch, als hätte er eine Schlange wegzuschleudern.

Ein schallendes Gelächter erfolgte. „Es ist doch etwas Unmenschliches um so einen alten Soldaten!" rief einer der Gäste.

„Ei was!" versetzte der Thürmer. „Das Mittel ist heut noch probat, wie bei der ersten Kur. Hab' manche seitdem gemacht, versteht sich, in der Stille."

„Und nach dem Buben hast du gleich seine Wärterin kurirt?" fragte der Wirth.

„Der Türk' hat keine Kur begehrt," lachte der Thürmer. „Aber wahr ist's, weil sie am Krankenbett des Buben ein Vertrauen zu mir gefaßt hat, so hat sie ihr Kreuz auf sich genommen und ist mir unter den Glockenstuhl nachgefolgt."

„Und der Bub' ist jetzt auch schon eine Weile her beweibt, der damals noch so jung war. So vergeht die Zeit."

„Ja, und deßwegen muß ich jetzt heimklappern, sonst kocht mir meine Alte Kifferbsen. Gut' Nacht bei einander.

Wie steht's denn mit dem Schmerz, Hanngeorg?" fragte er im Aufstehen.

„Das Zahnweh ist weg," versetzte dieser, „ich kann's nicht leugnen. Aber mit deinem Teufelszeug bleib' mir vom Leib."

Der Thürmer lachte, steckte den Lappen sorgfältig ein und stelzte nach der Thüre. Der Wirth ließ ihn halb über die Schwelle gehen, dann rief er ihm nach: „Alter Schlankementer!"

„Was ist's, Kasper?"

„Wenn du jetzt im stockfinsteren Thurm hinaufsteigst und dein Todtenbein auf den Stiegen klappert, denkst du nie dabei an den beinernen Schnaken, der den Weg dort hinauf kennt? Wenn er sich jetzt aus dem grünen Thurm aufgemacht hat und dich vielleicht schon in der Sommerlaube erwartet? Oder du bist im besten Steigen, da zittern und rasseln auf einmal die Glockenseile neben dir, und unter dir klappert ein Zweiter auf der Stiege, der dir folgt und mit langem, langem Arm nach dir greift —?"

Der Thürmer hatte sich bedächtig umgewendet. Er strich die Spitzen seines Schnurrbarts herab, daß sie wie Trauerweiden niederhingen. Dann machte er leise die Thüre wieder zu, kam zurück und warf sich auf die Bank, daß der Stelzfuß gerade hinausragte. Die Gäste sahen einander an, theils in grauslichem Mitleid, theils verstohlen lächelnd über die Schwäche, die den alten Türkenhammer überkommen zu haben schien.

„Es ist nicht christlich von dir," sagte dieser endlich, „daß du mir eine solche Zehrung mit auf den Weg gibst. Du hast gut reden, du darfst im geheuren Nest sitzen bleiben. Ich muß jetzt nur ein wenig warten, bis die Anwandlung vorüber ist, und du, schaff' du derweil noch eine Kanne her. Die andern fallen dem Hanngeorg auf's Kerbholz, aber die da mußt du leiden. Es ist selbstverschuldet."

Nun kam die Reihe des Ausgelachtwerdens an den Wirth, der jedoch lustig mitlachte und willig noch einmal in den Keller ging.

Die Kanne war bald geleert. „Aber jetzt muß ich Sturm laufen," sagte der Thürmer. „Meine Alte kommt am Ende so in Angst, daß sie nach mir sucht, und dann brächten wir sie nicht so leicht mehr fort, denn die Angst, habt ihr gesehen, wirkt auf den Durst."

Er beurlaubte sich zum zweiten Mal und ging. Unter der Thüre aber blieb er stehen. „Kasper!" sagte er.

„Was, Ulrich?"

„Oder willst mich noch einmal fürchtig machen?"

„Nein, nein!" rief der Wirth lachend. „Mit Fried' und Freuden fahr' dahin! Das Fäßlein ist leer. Alter Wein hält nicht so lang, wie alte Geschichten, sonst brauchte unser Herrgott keinen neuen wachsen zu lassen."

Sanct Urban's Krug.

Ein Schwank aus dem Vagantenleben des 16. Jahrhunderts.

An einem heißen Spätsommernachmittage wanderten drei fahrende Schüler durch das Höllenthal, dessen enge Schlucht zwischen senkrechten Felsenwänden am rauschenden Wasser hin kühl zu begehen war. Sie bedurften der Kühlung im tiefen Thalgrunde unter dem grauen Gestein und den überhängenden Tannenforsten, denn sie waren alle drei seltsamlich bepackt. Der Vorderste, weißköpfig, wie man es sonst nur an Kindern sieht, ehe ihnen die Haare im Erwachsen dunkler werden, dazu über seine Jahre beleibt und reichlichen Schweiß vergießend, trug einen gebratenen Hammelsschlegel, abwechselnd bald gesenkt, bald wie einen Spieß über die Schulter gelegt. Der Zweite, schwarzhaarig und mit klugen, dunklen Aeuglein um sich herblinzelnd, folgte mit einer großen Flasche Weins, die er mit frischem Moos umwunden hatte. Sie hatten die Wegzehrung aus einer einsamen, mit Mannsvolk just schlecht verwahrten Schenke, wo sie weidlich gezecht, halb mit guten, halb mit bösen Worten fortgetragen und ein paar Plapparte dafür hingeworfen, deren Gepräge vermuthlich für die Wirthschaft die Aufforderung enthielt, sothane

Münze dem nächsten armen Teufel von einem Gast, der nicht so gewaltig vor dem Herrn auftreten konnte, beim Herausgeben anzuhängen.

Der Dritte, ein etwas schief gebauter kleiner Mensch mit zweierlei Augen, trug das zum Wein und Fleisch gehörige Brod, aber auch noch eine andere Last, die nur in so wenig heikler Zeit und Gesellschaft menschlichen Blicken begegnen konnte. Die Beiden, die sich zufällig in der Herberge getroffen und Kundschaft mit einander gemacht, waren auf eine sonderliche Weise zum dritten Genossen gekommen. Als sie dort mit ihrer Beute abzogen, führte sie bald hernach der Weg an einem Galgen vorbei, der nicht weit von der Straße auf einer Anhöhe stund. Es wäre ja ein Wunder gewesen, wenn man nicht von Meile zu Meile einen angetroffen hätte, und noch ein größeres, wenn derselbe leer gewesen wäre. „Heda, komm mit!" rief der Weißkopf dem derzeitigen Bewohner zu. „Verziehet nur einen Augenblick, liebe Gesellen, ich bin gleich bei euch!" erscholl es auf diese Einladung vom Galgen her. Die beiden Vaganten, über solchen Spuk am hellen lichten Tage unmäßig erschrocken, liefen aus Leibeskräften davon und hätten den Raub schier weggeworfen, als sie Tritte, so schnell wie die ihrigen, hinter sich herkommen hörten. Der Weißköpfige hatte zuerst Reißaus genommen und den Schwarzen mit seiner Furcht angesteckt, der sich des Davonlaufens allmählig zu schämen begann und, an der jähen Steige angelangt gern Halt gemacht hätte, um seinen Wein nicht zu verschütten. Aber als er sich umsah, kam ihm eine Figur nachgerannt, die ihn auf's Neue in die Flucht trieb. Der Kleine hatte nämlich, als ihn sein Weg in die Nähe des Galgens brachte, an dem Gehenkten ein Paar noch gute Beinkleider — jede Hose nach herrschendem Brauch für sich besonders befestigt — wahrgenommen und sich derselben zu bemächtigen gesucht. Da es ihm jedoch nicht gelang, sie von den stark geschwollenen Beinen herunter zu streifen, so hatte er diese kurzweg abgeschnitten und war eben hinter einem Gebüsch am Galgen beschäftigt, den Kern wegzuwerfen und die Schale zu behalten, als jener Zuruf von der Straße her

geschah. Er glaubte ihn an sich selbst gerichtet und beabsichtigte keineswegs mit seiner Antwort so großen Schrecken zu erregen; wie er aber die Beiden laufen sah, so wurde es ihm selbst unheimlich, er befestigte geschwind die beiden noch immer bekleideten Beine mit einem Nestel an einander, warf sie über den Kopf, daß sie zu beiden Seiten vom Halse herunter baumelten, und lief den Flüchtigen nach, als ob der Todte, dem er doch für alle Fälle das Gehen niedergelegt hatte, hinter ihm herkäme. Sein demüthiges Nachrufen drang endlich dem Schwarzen an das schreckbetäubte Ohr und bewog ihn, Halt zu machen und sich trotz seines greulichen Aufzugs von ihm verständigen zu lassen, worauf er auch den Weißkopf, der kaum noch seiner Glieder mächtig war, unter großem Gelächter zurückrief und beruhigte.

So zogen sie denn langsamer, aber immer noch mit sehr beschleunigtem Schritte den Berg hinunter und durch den Paß hinaus, in welchem es ihnen nach dem gehabten Schrecken zwischen den düstern Felsen nicht recht geheuer war. Besonders der Vorderste schien so bald als möglich in's Freie zu kommen bestrebt, was zur Folge hatte, daß das Kleeblatt verzettelt hinter einander ging, denn der Kleine konnte nicht recht nachkommen, und der Schwarze, der diesem das Brod zu tragen gegeben, suchte den Zwischenraum zwischen Vor- und Nachhut auszugleichen, indem er sich in der richtigen Mitte hielt.

„Gemach, Bruder!" rief er dem Voraneilenden zu. „Du ziehst ja aus, als ob du nicht früh genug dem Galgen an den Hals springen könntest."

„Umgekehrt, der ist hinter mir."

„Dreibeinig und doch ohne Füße?"

„Nein, langarmig, denn er reicht von Augsburg durch's ganze Reich."

Und ohne anzuhalten, blos den Kopf ein wenig rückwärts gewendet, so daß das Zuhören für die beiden Nachlaufenden, welche die Hälse reckten, ein mühselig Stück Arbeit war, erzählte er, was ihn so unstät und flüchtig vorwärts trieb. „Seit man über den Glauben zu streiten angefangen

hat," begann er unter zustimmenden Seufzern seiner beiden Gesellen, „wollen die Leute gar nichts mehr glauben, die Altgläubigen so wenig als die Lutherischen, und für uns armes fahrendes Volk sind unsere besten Künste brodlos geworden. Drum hab' ich mich auf einige Zeit in den Landsknechtsorden begeben, der das Fasten den Mönchen überläßt, wenn er nämlich einen guten Kriegsherrn hat. Im April hab' ich bei Mühlberg dem Kaiser helfen den Kurfürsten fangen. — Haben immer gemeint, wir werden auch einmal einen Fürsten köpfen sehen, ist aber nichts daraus geworden. Da sind wir in den sächsischen Landen herumgelegen und hat uns der Bauer müssen zu essen und zu trinken geben. Drauf ist aber der Kaiser im Sommer gar stattlich zu Roß und zu Fuß gen Augsburg gezogen, wo er jetzt einen eisernen Reichstag hält. Die Zeit wird's weisen, was er ihnen einzubrocken gedenkt; es muß eine heiße Suppe sein, denn er hat den Reichstag mit seinen Spaniern und Italienern wie mit einer Mauer umlegt. Die sind dort Hahn im Korb, den Deutschen traut er nicht recht. Unterwegs war das anders, da haben die Spanier Haar lassen müssen, so oft wir an sie geriethen. Beim Marsch auf Augsburg — ich glaub' wegen eines Rosses, das ein Deutscher einem Spanier genommen — hat sich ein mörderischer Handel angesponnen. Da haben Deutsche und Spanier auf einander gehauen und geschossen, daß es nicht anders als wie eine Schlacht anzusehen war. Der Kaiser schickt einen Hauptmann — noch seh' ich ihn, wie er im goldenen Harnisch über ein Brücklein gegen uns reitet und sein andalusischer Hengst unter ihm tanzt — mich verdroß der Don mit seinem hochmüthigen Gesicht, flugs pflanz' ich mein Hackenrohr auf, und bauz, kugein Roß und Mann mit einander vom Brücklein in's Wasser hinab. Nun schickt der Kaiser seinen Bruder, den römischen König, weil der Streit immer ernstlicher worden ist. Der hat auch einen Schuß bekommen und ist wund aus dem Getümmel fortgebracht worden. Zuletzt ist der Kaiser selber kommen und hat uns die besten Worte gegeben. ‚Wir Deutsche,' sagte er in seinem gebrochenen Deutsch, ‚wüßten ja, daß er uns vor allen

seinen andern Völkern lieb und werth halte und mit unserer Hilfe allein sein Höchstes ausrichten könne.' Aber all' sein Bitten um Frieden hat nichts geholfen, bis er uns Genugthuung gab und ein paar Dutzend von seinen Spaniern henken ließ. Dann zog er ganz still mit uns weiter, als ob er kein Wässerlein trüben wollte, denn er geht leis und tritt hart. Wie er aber in Augsburg angekommen war, ließ er gleich Galgen und Rad aufrichten und die Rädelsführer beim Kopf nehmen. Freunde zu haben, ist immer gut. Eine Dirne, der ein kaiserlicher Trabant am Gürtel hing, gab mir Wind von den Dingen, die da kommen sollten, und zeigte mir einen heimlichen Ausgang aus der geschlossenen Stadt. Meine Pluderhosen habe ich dahinten gelassen, bin in wackern Tagreisen durch mancher Herrn Länder durchgestrichen, und wenn ich an einem Galgen vorbeikomme, so denke ich: die Augsburger thun's den Nürnbergern nicht zuvor. Nun will ich vollends über den Rhein, aber Straßburg soll mir weit abseiten bleiben, denn diese Reichsstädte sind des Kaisers Hände, denen er nur zu winken braucht, wenn er Einen am Fittig fassen will. Dem jungen König von Frankreich lauf' ich zu —

Der legt ein' g'waltigen Haufen in's Feld,
Es soll kein Landsknecht trauern um Geld,
Er will uns ehrlich lohnen
Mit Stübern und Sonnenkronen."

Er sang dies bereits in's Freie hinaus, denn so eben öffnete sich vor ihnen das Felsenthor der Hölle, und sie schritten aus der Schlucht in die schöne Thalebene, die das Himmelreich geheißen ist. Eine offene, lachende Gegend, die das Herz weit und leicht macht beim Herauskommen aus der düsteren Enge, lag in sonnigem Grün vor ihnen, anmuthige Höhen zogen nach dem Rhein hinaus; in geringer Entfernung winkte Freiburg, dessen Münsterspitze über eine Anhöhe herübersah, und im fernen Hintergrunde dämmerte der blaue Zug der Vogesen.

So wenig unser Kleeblatt ein bewußtes Auge für dieses

Landschaftsgemälde hatte, so nahm es den Anblick doch mit unwillkürlichem Wohlbehagen in sich auf. Der Weißkopf zumal, der hier im Freien keine lauernde Gefahr mehr fürchtete, überließ sich dem Gefühle der Ruhe, das die heitere Umgebung vor Allem den Wanderern einflößte. Er warf sich in den Schatten einer Linde, unter welcher ein Quell durch Steinbrocken nach dem Flüßchen sickerte. „Hier ist gut wohnen," sagte er, die Hammelskeule neben sich legend. „Seid ihr nicht auch müde?"

Der Schwarze stellte die Flasche sorgfältig in das Wasser, warf sich neben ihn und begann zur Antwort mächtig zu gähnen, worauf der Kleine dem Beispiel der beiden Andern folgte und, sich ebenfalls seiner Last entledigend, den Kopf im Grase begrub.

„Wollen wir nicht ein wenig schlafen?" fuhr der Erste fort. „Der Tag liegt noch lang genug vor uns! Ein Schläfchen hilft die alte Zehrung vollends verdauen, und beim Aufwachen wird Essen und Trinken um so besser schmecken. Hört an, es gilt eine Wette. Jeder soll nachher erzählen, was ihm geträumt hat, und wer den besten Traum sagen kann, der soll das Bestitheil vom Schmause haben."

Seine beiden Gesellen hießen den Vorschlag gut und legten sich zum Schlafen zurecht. Der Schwarze schnarchte alsbald überlaut, setzte aber zuweilen aus, so daß dazwischen die tiefen Athemzüge der beiden andern Schläfer hörbar wurden. Er dämpfte seine Orgeltöne mehr und mehr und ließ sie zuletzt ganz verstummen. Dann öffnete er abwechselnd das eine und das andere Auge, und als er sich nach längerem Blinzeln überzeugt hatte, daß die Beiden fest schliefen, richtete er sich geräuschlos auf, zog sein Messer und langte nach dem Hammelsschinken. Vergnüglich in die Landschaft schauend, begann er ein Stück um das andere abzuschneiden und zu verzehren. Dabei blickte er von Zeit zu Zeit mit großer Gemüthsruhe auf seine Genossen, ob sie noch nicht erwachen wollten. Er schien es ihnen nicht zu mißgönnen, vielmehr hielt er dann und wann ein wenig inne, als ob er ihnen Frist lassen wollte, ihre Rechte geltend zu machen. Da sie

sich aber nicht rührten, so setzte er sein Geschäft in langsamer Eile fort. Nach einiger Zeit betrachtete er kopfschüttelnd, was Arbeit er gemacht. Das Stück war nicht nur sehr verunstaltet, sondern auch seinem Bestande nach so verringert, daß es ihm wohl spöttisch dünken mochte, zwei männlichen Fassungsvermögen solch armseligen Rest als Atzung zuzumuthen. Er fuhr fort, bis auf allen Seiten der bloße Knochen des Messers spottete; dann legte er ihn leise in das Gras. Hierauf holte er die Flasche aus dem Keller, den er ihr bereitet hatte, und that einen tiefen Zug. Neidlos wartete er auch jetzt wieder, ob keiner der beiden Andern Anspruch auf die Gottesgabe machen würde. Da es aber nicht geschah, so setzte er die Flasche wieder an den Mund und nach einer Weile abermals. Daß er jetzt strenger arbeitete denn vorhin, kam wohl nicht von Mißgunst her, sondern von der magnetischen Kraft der Flasche, die immer von neuem zum Munde wollte. Ihr Inhalt schwand zu einem Reste zusammen, mit welchem zwei Durstige zu reizen grausam gewesen wäre; nach einem langen, bedächtigen Blicke auf die beiden Schläfer gab er menschenfreundlich der Flasche einen Schwung, und bald rollte ihm der letzte Tropfen in die Kehle hinab. Darauf barg er die leere Flasche sacht im Grase bei dem kahlen Schöpsenknochen.

Etwas müde, aber höchst behaglich legte er sich nun in's Gras zurück und starrte eine Weile nach dem blauen Himmel. Da ihn aber das Gähnen jetzt ernstlich überkam, besorgte er, er möchte einschlafen, und in diesem Zustande einer leicht vorherzusehenden Gefahr preisgegeben sein. Er kitzelte sich daher mit einem Grashalm in die Nase, worauf er sofort heftig nießen mußte. Beim ersten Posaunenstoße fuhren die beiden Schläfer empor, und er richtete sich gleichfalls wieder auf.

„Ein gutes Zeichen!" sagte er, von mehrmaligem Nießen unterbrochen. „Dieses Nießen bedeutet mir, daß in meinem Traume Wahrheit ist. Nun laßt zuvörderst hören, was euch geträumt hat."

Der Weißkopf rieb sich die Augen. „Ich habe einen gar

feinen und luſtigen Traum gehabt," ſagte er. „Vielleicht that's der Name des Ortes, wo ich eingeſchlafen bin, oder war's vielleicht höhere Eingebung. Kaum hatte ich mich niedergelegt, ſo ſah ich eine goldene Leiter, die bis in den Himmel reichte. Daran ſtiegen die Engel auf und nieder, die nahmen meine Seele und führten ſie in's Himmelreich. Da ſaß ich auf einem goldenen Stuhl und ſah ſo viel Freuden, deßgleichen kein Auge je geſehen und kein Ohr gehört hat. Ich will's euch noch ausführlicher beſchreiben. Aber zuvor wollen wir die Wette löſen. Sagt ſelbſt, iſt mein Traum nicht werth, daß ich das Beſte von unſerer Wegzehrung bekomme?"

„Gemach!" verſetzte der Schwarze. „Wir wollen erſt unſere Träume austauſchen. Was hat dir geträumt?" fragte er den Kleinen.

„Das Widerſpiel von unſeres Geſellen Traum," antwortete dieſer. „Mag ſein, daß mir der Ort, von dem wir herkommen, im Traume nachgegangen iſt. Kaum daß ich ſchlief, ſo kamen Teufel mit eiſernen Haken, die zogen mir die Seele aus dem Leibe und führten ſie in die Hölle. Da mußte ich auf ſcharfen Scheermeſſern ſitzen, und ſie ſagten zu mir, das dauere bis zum jüngſten Gericht, dann werde meine Sache noch einmal vorgenommen. Bald darauf hörte ich ein ſcharfes Blaſen, und dachte, es ſei die Gerichtsposaune, aber es war dein Nießen, Bruder, wofür ich dir Dank ſage, denn es hat mich aufgeweckt und aus der ewigen Qual erlöst. Den Preis kann ich nicht anſprechen, aber ich bin zufrieden, wenn ich mein beſcheiden Theil hinnehmen darf."

„Jetzt kommt mein Traum an die Reihe," ſagte der Schwarze. „Der trifft merkwürdig mit den eurigen zuſammen. Als ich eingeſchlafen war, ſtand ein Engel vor mir und ſprach: ‚Steh' auf und komm mit mir.' — ‚Herr,' ſprach ich, ‚ich getraue mir's nicht, denn was würde derweil aus dem Hammelsſchlegel und der Weinflaſche werden?' — ‚Es ſoll ihnen nichts widerfahren,' ſprach er, ‚komm nur und ſiehe, wo deine Geſellen ſind.' Da führte er mich zu der Himmelsthüre, und ich ſah hinein und ſah einen großen Glanz, und

in dem Glanze saßest Du auf einem goldenen Sessel, wie du gesagt hast, und wurdest von den Engeln mit Manna, Milch und Honig gespeist. Darauf führte er mich an's Höllenthor und ließ mich in einen Feuerofen sehen, und da sah ich dich, wie du auf den scharfen Scheermessern saßest, und wie die Teufel dir siedendes Pech und Schwefel eingaben. Da sprach der Engel zu mir: ‚Nimm wahr, deine Gesellen sind versorgt, ein jeglicher in seiner Art, und haben zu beißen und zu brechen genug.' Und er führte mich wieder an diesen Ort zurück und sprach fürder: ‚Genieße, was dir Gott beschieden hat, denn deine Gesellen gönnen's dir gern und wollen keinen Theil mehr daran haben in ihrer Seligkeit und ihrer Pein.' Da that ich, wie er mich geheißen hatte, und siehe, wie ich aufwachte, war mein Traum bereits in Erfüllung gegangen."

Hiemit schob er das hohe Gras auseinander, in welchem das blanke Schöpsenbein und die leere Flasche trübselig bei einander lagen.

Der Weißkopf sprang wüthend in die Höhe. „Daß dich Gottes Marter schände, du leichtfertiger, lügenhafter Fleischbösewicht!" schrie er. „Du hast in deinen verdammten Hals gelogen! Ich bin im Himmelreich nicht gespeist worden, keinen Bissen hab' ich gekriegt! Gib das gestohlene Gut heraus!"

„Das wär' ein unsauberer Handel," meinte der Kleine lachend, der ungeachtet seines sichtbaren Hungers — denn er preßte sich die Seiten zusammen — mit Blicken ungeheuchelter Bewunderung an dem wohlbedachten Träumer hing.

Der Weißkopf aber fuhr mit dem Pallasch heraus und drang auf den Schwarzen ein, der ebenfalls vom Leder zog. Doch ehe sie handgemein werden konnten, hatte der Kleine, der sich auf die Seite des Schwarzen schlug, seine beiden Todtenbeine aus dem Grase aufgerafft und drohte sie wie Keulen über dem Haupte des Angreifers zu handhaben. Als dieser sich in der Minderheit sah, stellte er die Feindseligkeiten ein, versah sich aber seines Vortheils, spießte mit einem glücklichen Stoße das Brod, das der Schwarze in seinem Ueber-

flusse verschmäht hatte, zückte es an sich, trug es so auf der Spitze der Klinge von hinnen und lief schimpfend und wetternd das Thal hinaus.

Der Kleine machte Miene, ihm das Brod wieder abzujagen, aber der Schwarze sagte gleichmüthig: „Laß ihn laufen."

„Fahr' hin in Gottes Haß, du verfluchter Franzos!" rief der Kleine dem Flüchtigen nach. Der Verlust des Brodes, auf das er sich Rechnung gemacht, hatte ihn mehr verdrossen als die Einbuße an Fleisch und Wein, bei welchen er doch jedenfalls der Letzte gewesen wäre.

„Du hast trotz deiner zweierlei Augen ein redlich Gemüth, Bruder," sagte der Schwarze zu ihm. „Halte du dich fest zu mir, und du wirst sehen, daß wir uns mit einander durchschlagen. Dein Magen, bedünkt mich's, ist heut' noch ziemlich leer?"

Der Kleine nickte.

„Dann hat dein Kopf um so mehr Raum zu Anschlägen. Und dennoch trägst du irgendwo am Leib ein Häuflein Oerter und Schillinge in einen Lappen eingewickelt."

Der Kleine nickte abermals. „Du mußt einen Wahrsagergeist haben, Bruder," sagte er.

„Nein," erwiderte der Schwarze, „ein fröhlich Fältlein an deinem Auge hat mir verrathen, daß du nicht so völlig Kahlmäuser bist, wie ein ungeübter Blick dich schätzen würde. Wohlan, die Handvoll Silberlinge soll dir Essen und Trinken schaffen genug, jedoch nicht unmittelbar, sondern als Brutpfennig, den wir auf Gewinn anlegen. Laß mich nur machen und folge mir, wie ich dich anleiten werde, dann können wir morgen den Gewinn theilen; zwei Theile mir und den dritten dir, so du's zufrieden bist und für billig hältst, was mir billig dünkt; denn in meinem Kopfe ist der Rath gewachsen, und ohne mich würdest du hier herum, wo du der Leute Art nicht kennst, wenig ausrichten."

Mit Freuden verstand sich der Kleine zu Allem, was der Andere ihm auferlegen wollte, nur wünschte er zuvor seine Galgenbeute zu schälen, um nicht den unnützen Theil derselben müßig weiter schleppen zu müssen.

„Nein, nein," sagte der Schwarze, „es wird jetzt allmählig spät, und wir dürfen uns nicht länger aufhalten. Hast du die Last so lang tragen können, so trage sie auch noch ein wenig länger. Auf die Nacht findest du noch Zeit genug, dich ihrer in Gemächlichkeit abzuthun." — Mit diesen Worten nahm er die leere Flasche aus dem Grase auf und setzte sich in Bewegung.

Der Kleine lud sich ohne Murren die beiden Todtenbeine wieder über die Schulter und folgte dem Mentor, der in der kurzen Zeit seine ganze Anhänglichkeit gewonnen hatte. An einer Schenke, zu welcher sie gelangten, legte er auf dessen Weisung sein Gehänge ab, zog die wohlverborgenen Sparpfennige hervor, ging hinein und kehrte bald mit einem mächtigen Steinkruge voll Weines zurück. Der Schwarze nahm ihm denselben hilfreich ab, während er sich wieder belud, und sie verließen die Straße auf einem Seitenpfade, aber nicht, um an einer abgelegenen Ruhestelle sich gütlich zu thun. Vielmehr wanderten sie wohl eine Stunde lang, im Tragen des schweren Kruges abwechselnd, ohne Aufenthalt rüstig fort, bis sie mit sinkender Nacht zu einem einsamen Bauernhofe gelangten. „Auf dieser Einzechte," sagte der Schwarze, „werden wir, hoff' ich, einen guten Handel machen." Er wiederholte ihm noch einmal die Anleitung, die er ihm unterwegs gegeben hatte. „Wenn Alles gut abläuft," fügte er hinzu, „so melde dich an der Thüre um ein Nachtlager; ich werde dir dazu behilflich sein."

Er gab ihm den Weinkrug und ging mit der leeren Flasche dreist aufblickend in die zu ebener Erde gelegene Stube, wo die Leute beim Lichtspan zusammen saßen.

„Bin so frei, unangeklopft einzutreten," sagte er, „damit man nicht glaube, es sei etwas Unholdiges um den Weg."

„Was soll's?" rief der Bauer ziemlich barsch, indem er sich aus seinem Halbschlaf am runden Tisch im Herrgottswinkel vor der Wandnische mit dem Hausaltärchen aufrichtete.

„O ihr Menschen, hütet euch vor Sünd' und Laster!" antwortete der Eintretende auf diese Frage und begann so-

fort eine lange Litanei zu beten, wobei alle Anwesenden andächtig zuhörten.

„Woher geht die Reise?“ fragte der Bauer in gelinderem Tone.

„Grad aus dem Venusberg, wo ich mit dem edlen Tannhäuser und mit Dietrich von Bern und dem alten Hildebrand manchen Tag zusammen gewesen bin.“

„Was? der Dietrich von Bern und der alte Hildebrand sind auch in selbigem Berg?“

„Freilich, und der getreue Eckard und noch viele andere werthe Helden, mit denen ich nach goldenen Kegeln geschoben habe mit goldenen Kugeln.“

„Das ist grausig!“ rief die Bäuerin.

„Habt Ihr sonst noch was gelernt im Venusberg?“ fragte der Bauer.

„O ja, ich kann Todte beschwören, kann im Krystall, wie auch im Wasser und Feuer künftige Dinge schauen, kann dem Menschen aus seiner Hand wahrsagen, welcher Complexion er ist und was ihm zustoßen wird, und kann das Sieb laufen lassen, auf daß offenbar wird, wenn Einer etwas gestohlen hat.“

„Vor dem Todtenbeschwören graut mir,“ sagte der Bauer, „aber die Kunst mit dem Sieb wär' mir eben recht, dann könnten wir doch herausbringen, wo unser Kalb hingekommen ist.“

„Gern,“ erwiderte der Schüler. „Aber die Coscinomantie — so nennt man diese Kunst — kann nur Morgens früh nüchtern vorgenommen werden. Wenn ich Euch also dienen soll, müßt Ihr mir ein Nachtlager geben, um das ich Euch ohnehin habe bitten wollen, denn aus diesem Grund bin ich eingetreten, weil ich auf meiner Pilgerschaft, die ich mir zur Buße für meine Sünden im Venusberg auferlegte, mich in der Dunkelheit hieher verirrt habe.“

Bauer und Bäuerin sahen einander mit stummen Blicken berathschlagend an, während der Fremde, der Erfüllung seines Gesuches schon so gut wie gewiß, die leere Flasche gleichmüthig auf den Tisch setzte.

„Was ist's denn mit der Flasche da?" fragte der Bauer, ohne vorerst auf das Anliegen des Gastes zu antworten.

„Das Fläschlein hat mir Frau Venus geschenkt," sagte der Schüler, „und damit ihm von dem heidnischen Wesen nichts ankleben möge, hab' ich hernach noch den Urbanssegen darüber sprechen lassen. Denn als ich auf meiner Bußfahrt aus Thüringen herauszog, gelangte ich gen Nürnberg am St. Urbanstage, der allda sehr hochgehalten und festlich begangen wird. Da reitet der Heilige im rothen Bischofsrock auf einem weißen Rosse mit großer Prozession unter dem Klange von Sackpfeifen und Schalmeien durch die Stadt, einem Trunkenen gleich auf dem Rosse hin- und herwankend, und von einem Begleiter gestützt, der ihm je und je aus einem silbernen Becher zu trinken gibt, — fast wie es mit dem alten Bacchus gehalten wurde, von dem ich mir im Venusberge habe sagen lassen. Nun stand ich der Prozession in den Weg und hielt meine Venusflasche dem Heiligen entgegen, der sie auch auf meine Bitte mit kräftigen Worten einsegnete und den jungen Fichtenbaum, der vor ihm hergetragen wurde, darüber neigen und schwingen ließ."

„Sind denn die Nürnberger nicht lutherisch?" fragte der Bauer mißtrauisch.

„Ja, aber ihr Urban ist gut katholisch geblieben," sagte der Schüler, der nicht so leicht aus der Fassung kam. „Und sein Segen hat die Kraft und Tugend der Flasche noch um ein Beträchtliches verstärkt."

„Was hat sie denn für eine Tugend?"

„Das sollt Ihr gleich sehen," sagte der Schüler, „aber rühre sich Keines von seinem Platze, so lieb ihm sein Leben ist." — Er nahm die Flasche, stellte sie vor das Fenster und murmelte einen unverständlichen Spruch. Dann schloß er das Fenster, kehrte ihm den Rücken zu und blieb eine Zeit lang mit gekreuzten Armen stehen. Dann forderte er Bauer und Bäuerin, Sohn und Tochter und die jüngeren Kinder lachend nach einander auf, die Flasche hereinzuholen,

aber Niemand hatte den Muth. Endlich ging er selbst wieder zum Fenster, öffnete, griff hinaus und brachte die Flasche gefüllt herein. Alles sperrte Mund und Augen auf, als er sie auf den Tisch setzte und ein starker, lieblicher Weinduft sich aus ihr verbreitete. Er forderte einen Becher, schenkte ein und reichte ihn dem Bauer. Der aber schüttelte den Kopf und meinte, das sei Hexenwerk, dem er nicht traue. Auf das Zureden des Schülers sprach die Bäuerin ein langes Gebet über der Flasche und dem Glase und bekreuzte sie mehrmals, worauf der Bauer erst zu trinken wagte.

Er nahm erst einen kleinen Schluck, dann einen starken, roch in das Glas und sagte: „Das ist, schätz' ich, vom Besten."

„Allemal," erwiderte der Schüler. „Das hab' ich durch St. Urban's Segen gewonnen, daß das Fläschlein immer vom besten Jahrgang spendirt, der just gewachsen ist."

„Da wär's also Vierziger!" rief der Bauer mit steigender Verwunderung.

„Ganz gewiß wird's Vierziger sein," sagte der Schüler. „Ihr werdet ihn ja kennen."

„Nein," entgegnete der Bauer, „versucht hab' ich ihn nie, weder da er neu war, noch in den sieben Jahren, seit er alt und älter worden ist. Aber verdienen hab' ich ihn helfen. Der Neunundreißiger, von welchem gereimt worden ist: ‚Tausend fünfhundert dreißig und neun galten die Fässer mehr als der Wein,' der mußte geschwind weggetrunken werden, um dem Vierziger Platz zu machen, denn im August gab es schon Neuen. Da konnte man das Ohm zu einem Batzen haben und noch billiger, ja Viele machten den Kalk mit Wein statt Wasser an. Unser gnädiger Junker aber, der einer von den Gewitzten ist, schenkte den Seinigen umsonst aus und zwang uns, ihn in der Frohn zu trinken. Alle Wochen mußten wir zweimal vor's Schloß und Käs' und Brot mitbringen, daß es einen Durst gab, und dann schlucken aus Leibeskräften. Das saure Zeug stieg Einem doch jedesmal zuletzt in den Kopf, denn, sagt das Sprichwort, ‚die Viele thut's', und dann gab's Händel und Schlägereien ge-

nug, die vor den Junker als Gerichtsherrn kamen, so daß er an Bußgeldern mehr gewann, als wenn er seinen Sauren verkauft hätte."

Der Schüler schlug ein helles Gelächter auf. „Wohlan," sagte er, „so laßt Euch die Gottes- und St. Urbansgabe schmecken, da Ihr sie in jedem Betrachte sauer verdient habt."

Der Zuspruch erwies sich jedoch als überflüssig, denn der Bauer hatte während seiner Erzählung nicht gefeiert, und die große Flasche war leer. Als der Schüler dies gewahrte, nahm er sie, stellte sie wieder vor das Fenster und wiederholte sein Sprüchlein, worauf er die Flasche abermals gefüllt hereinbrachte. Der Bauer ließ sie jetzt freigebiger unter den Seinen kreisen, die sich trotz ihres fortwährenden Erstaunens allmählig an das Wunder gewöhnten und gegen den Wunderthäter zutraulich wurden. Daß er über Nacht behalten wurde, verstand sich nun von selbst. Die Bäuerin versprach ihm eine gute Streu in der Stube zu machen. Auch wollte sie ihm zu so später Zeit noch eine Platte voll Küchlein bereiten, der Gast ließ es aber nicht zu. „Fasten gezieme ihm besser," sagte er mit erbaulichem Tone, „und wenn er auch sein verwöhntes Fleisch noch nicht ganz abgetödtet habe, so wolle er es wenigstens heute nicht mehr mit Wohlleben kitzeln." Die gleiche Kasteiung bewies er gegen den Wein und that nur hie und da auf heftiges Zusprechen des Bauern mit einem kleinen Zuge Bescheid.

Zum drittenmal brachte er die Flasche, die bald wieder leer war, gefüllt auf den Tisch. „Jetzt aber," sagte er, „ist St. Urban's Kraft für heut' erschöpft, und wenn man sie noch mehr anstrengen wollte, so würde sie ganz nachlassen; bis morgen Abend ist sie wieder frisch, wie die Kuh, die von der Weide kommt, und kann dreimal nach einander gemolken werden."

„Das ist doch ein Schatz, der noch über das Oelkrüglein der Wittwe geht," sagte der Bauer. „Guter Gesell, der wird Euch um kein Geld feil sein."

„O freilich," entgegnete der Gast. „Es ist ja noch ein

Rest von meinem Sündenleben, den ich gern los sein möchte, denn vom Erlös eine fromme Stiftung zu machen, das wäre mir die Krone meiner Buße."

„Wie meint Ihr denn die Flasche zu geben?"

„Hundert Gulden, deucht mir, sollte nicht zu viel sein."

„Hundert Gulden," sagte der Bauer, sich hinter dem Ohr kratzend. „Das ist schwer' Geld. Freilich hätt' ich so viel dafür, als ob mir der Keller für alle Zeiten gefüllt wäre —"

„Ja, und brauchtest nicht Alles selber zu trinken," meinte die Bäuerin, „sondern könntest es verkaufen und Geringeren dafür trinken."

„Und hättet Jahr aus, Jahr ein den gleichen Jahrgang," fiel der Schüler ein. „Wie oft wird's noch vorkommen, daß die Hudlertrauben ganz reif werden und solchen Malvasier geben?"

„Schon jetzt kostet das Fuder vom Vierziger seine sechzig Gulden," setzte die Bäuerin hinzu. „Der Preis muß mit jedem Jahr höher steigen, und mit drei solchen Flaschen täglich, wenn man sie zusammenspart, ist man bald auf ein Ohm gekommen."

Bauer und Bäuerin sahen eine Weile wie träumend vor sich hin. Sie berechnete offenbar in Gedanken, was sie aus dem Erlös des Weines kaufen, und wie sie das Erkaufte zu neuem Gewinn verwerthen solle, während er vielmehr auf Mittel und Wege sinnen mochte, einen billigen Theil vom Wundergewächs der Flasche seiner eigenen Kehle zuzuwenden.

„Das Labsal ist's werth," sagte er endlich laut. „Aber hundert Gulden habe ich jetzt nicht zur Hand," fuhr er mit zäher Miene fort. „Zwanzig könnt' ich Euch auf Abschlag geben, Freund, wenn Ihr's zufrieden wäret, und den Rest wollt' ich dann später nach Vermögen erlegen."

Der Schüler ließ sich nicht anmerken, daß ihm sein Geschäft zu vier Fünftheilen mißlungen war, sondern willigte ein. Der Bauer wurde immer vergnügter und ließ die Flasche tüchtig kreisen, so daß bald außer dem Schüler Alles ziemlich bezecht war. Dieser behielt allein seinen Ernst

in der lustigen Gesellschaft bei, dämpfte ihre Ausgelassenheit durch erbauliche Betrachtungen und erzählte dazwischen lehrreiche Geschichten aus der Welt, wie z. B. von dem Erzbetrüger, der kürzlich in Wien verbrannt worden sei, weil er letzten Winter Schnee auf dem Ofen gedörrt und hernach an die armen Leute für Salz verkauft habe. Seine Zuhörer vernahmen dies mit Grausen und seufzten über die zunehmende Schlechtigkeit der Menschen, wurden aber bald wieder lustig, und es wollte des Durcheinanderschreiens und Lachens kein Ende sein.

Da erhob sich vor der Thüre ein Gesang, etwas näselnd und tremulirend.

„Ich komm' aus fremden Landen her
Und bring' euch viel der neuen Mär',
Der neuen Mär' bring' ich so viel —"

„Alle guten Geister —!" hatte die Bäuerin beim ersten Ton, der in die Stube gedrungen war, gerufen. Der Gast aber ließ den Sänger nicht weiter kommen. Mit einem Muthe, den die Erschrockenen sehr bewunderten, ging er zur Thüre, riß sie auf und rief noch barscher, als vorhin der Bauer, was es gebe und wer da sei. Eine kleine Figur kam auf der Schwelle zum Vorschein und bat schüchtern um ein Nachtlager. Der Schwarze handhabte das Hausrecht mit allem Gewicht eines eingebürgerten Hausfreundes, fragte den Kleinen höchst gestreng über sein Thun und Treiben aus und kanzelte ihn weidlich ab, daß er ehrliche Leute so spät in ihrer Ruhe störe. Der Kleine gab auf Alles ehrerbietige und unterwürfige Reden, so daß sich der Schwarze endlich besänftigt zurückwandte. „Es ist ein demüthig Blut," sagte er, „und ein friedfertig Gemüth, wir wollen ihn nicht in die Nacht hinausstoßen. Gebt ihm zu essen, was ihr etwa übrig habt, und macht ihm eine Streu neben der meinigen, daß ich ihn für alle Fälle unter meiner Obhut habe. Tritt ein, guter Gesell, du bist in ein barmherzig Haus gekommen."

Der Bauer ließ ein zustimmendes Brummen hören, und

die jüngeren Mitglieder der Familie schütteten zwei Lager in der Stube neben einander auf, während die Bäuerin aus der Küche die Reste vom abendlichen Imbiß holte, die sich der zweite Ankömmling, weniger zurückhaltend als der erste, trefflich munden ließ. Vom Wein bekam er aber nichts, denn der Bauer, der ihn in Sicherheit zu bringen gedachte, setzte mit der Erklärung, er wolle der armen Seele Ruhe schaffen, die schon sehr erschöpfte Flasche an den Mund und leerte sie mit einem resoluten Zuge.

Bald befiel ihn ein mächtiges Gähnen, das sofort Weib und Kinder ansteckte. Der Bauer erhob sich und schwankte der K mer zu. „Ihr müßt mit noch einem Schlafgesellen vorl hmen," sagte er etwas lallend zu den beiden Gästen verschwand. Die Bäuerin folgte ihm. Was mit dem lafgesellen gemeint war, sollte sich sogleich zeigen, denn der Sohn trieb ein ziemlich großes Schwein in die Stube, das sich grunzend in eine Ecke legte. „Es ist nur, daß es nicht auch gestohlen wird, wie das Kalb," sagte er lachend, worauf er mit seinen Geschwistern ebenfalls die Stube verließ.

„So wären wir denn doch wieder zu Drei!" sagte der Schwarze, indem er dem Kleinen zunickte. „Wo hast du denn deine Gebeine gelassen?"

„Hinter dem Schuppen hab' ich sie versteckt," erwiderte dieser. „Ich bin nicht fertig geworden, es ist schwere Arbeit. Ich wollt' aber, ich hätte sie hier innen, denn wo Kalb und Schwein nicht sicher sind, da könnte sich auch zu den Hosen ein Liebhaber finden."

„Herein damit! Das Haus ist geschlossen — also geht der Weg durch's Fenster."

Der Kleine bedachte sich.

„Hörst du, wie sie schon schnarchen?" sagte der Schwarze. „Man könnte das ganze Haus ausstehlen, aber ehrlich währt am längsten. Nur zu!"

Der Kleine stieg zum Fenster hinaus, kam bald wieder zurück und bot seine Beute herein, die ihm der Schwarze abnahm. Dann stieg er wieder ein, ohne daß sich im Hause

Jemand rührte. Der Mond ging hinter einer nahen Anhöhe unter, und die beiden Abenteurer legten sich zum Schlafen auf ihre Streu.

Morgens früh erwachte der Schwarze an einem Geräusche, das er neben sich vernahm, und fand den Kleinen beschäftigt, die mehrmals unterbrochene Arbeit zu vollenden. Er stützte sich auf den Ellbogen und sah ihm behaglich zu. Als derselbe die straff gespannten Beinkleider endlich mit großer Mühe abgelöst hatte, zog er sie über seine Lumpen an und betrachtete dann die beraubten Beine unschlüssig, was er mit ihnen thun solle.

„Lege sie nur hieher auf deine Streu," sagte der Schwarze. „Mir geht ein Gedanke durch den Kopf. Wer weiß, ob das Zehrgeld, das ich dir in deine neuen Hosen verschafft habe, nicht noch Junge heckt. Mach' du dich voraus, Freiburg zu, und warte in der Straße auf mich."

Der Kleine legte die beiden Beine säuberlich neben einander auf die Streu und stieg durch das Fenster, das der Schwarze hinter ihm schloß. Dann warf sich dieser wieder auf sein Lager zu einem Morgenschläfchen, aus welchem er aber bald durch ein Zetergeschrei aufgestört wurde. Die Familie war in die Stube gekommen und umstand mit schreckensstarren Blicken die Beine, welche die Tochter zuerst wahrgenommen und mit einem gellenden Schrei begrüßt hatte. Der Gast folgte unbefangen den Blicken der Andern und stellte sich, als ob er, halb noch schlaftrunken, halb entsetzt, jetzt erst des schrecklichen Anblicks gewahr würde. Dann ließ er gleichsam unwillkürlich den Blick auf das Schwein gleiten, das, durch den Lärm aus seiner Ruhe aufgeschreckt, sich zu rühren und zu grunzen begann.

Der Bauer war dem stummen Blicke gefolgt und that dem Schwarzen den Gefallen, das auszusprechen, was dieser weislich noch zurückhielt. „Die Sau hat ihn gefressen und hat nur die Füß' übrig gelassen!" schrie er, und mit einem Ausrufe des Entsetzens stimmten ihm Weib und Kinder bei.

„Media vita in morte sumus," sprach der Gast, der von seiner Streu aufgesprungen war, mit feierlichem Aus-

druck und gutgegebenem Grauen. „Bedenke ich, wie nahe mir der Tod in dieser Nacht gewesen ist, so mag ich wohl mit Beben und mit Dank mich meines Lebens freuen! Mein armer Schlafgesell ist dahin — seine Seele ruhe im Frieden. Wenn die Bestie mich statt seiner erwischt hätte, seht, so läg' ich jetzt da."

„Wie wird's uns gehen, wenn die Sache ruchbar wird?" rief der Bauer.

„Es ist ein böser Handel," entgegnete der Gast. „Nach dem gewöhnlichen Herkommen wird euer Schwein vor's peinliche Gericht geladen und erhält einen Fürsprecher, worauf förmlicher Rechtstag gehalten wird; nach geschehener Klage und Vertheidigung wird das Urtheil auf Verbrennen lauten, mag aber leichtlich geschehen, daß nicht blos das verbrecherische Thier, sondern auch das Haus, worin die Unthat geschehen ist, mit Feuer von der Erde vertilgt wird."

Der Bauer lief wimmernd in der Stube umher, die Bäuerin und ihre Tochter rangen schreiend die Hände, und die kleinen Kinder heulten, als ob schon die Fackel über ihnen geschwungen wäre.

„Still!" gebot der Schüler. „Wollt ihr euch denn selbst an's Messer liefern mit eurem thörichten Geschrei? Es ist nur gut, daß es noch früh am Tage ist. Haltet reinen Mund, daß euch nichts Böses widerfahre, und gebt mir den Menschenfresser mit, ich will ihn im nächsten Walde seinem Patron, dem Teufel, opfern und in einer Klinge verscharren. Sobald mir die zwanzig Gulden dargezählt sind, will ich mich auf den Weg machen. Ueber ein paar Wochen komm' ich wieder, den Rest zu holen."

„Nein, Freund," rief der Bauer, dem es sehr angelegen war, sich den Mitwisser des gräßlichen Geheimnisses für immer vom Halse zu schaffen. „Ihr braucht Euch nicht zu bemühen, ich bin schon in aller Frühe bei meinem Nachbar gewesen und habe das Fehlende geborgt. Ihr sollt die hundert Gulden gleich ganz und völlig haben."

Der Schüler lächelte über die offenbare Lüge und war sehr zufrieden, als der Bauer aus der Kammer einen zu-

sammengewickelten alten Strumpf brachte, aus welchem er baare hundert Gulden auf den Tisch zählte. Er gelobte die tiefste Verschwiegenheit über den schauderhaften Vorfall, und der Bauer gab ihm einen Buben mit, der ihm den Weg nach einer passenden Waldstelle zeigen sollte, worauf man beiderseits in größter Eintracht und Freundschaft von einander schied. Der Bauer drängte so sehr zur Eile, daß er nicht mehr daran zu denken schien, den Dieb seines Kalbes ausfindig machen zu wollen.

Der Schwarze ließ den Buben das Schwein, das zu den bestverleumdeten Creaturen seines Jahrhunderts gehörte, vor sich hertreiben, bis sie in die Nähe eines Waldes gelangten, dann schickte er ihn mit dem Bedeuten zurück, er könne sich ohne weitere Hilfe schon selbst zurechtfinden. Als derselbe aber sich heimwärts wendete, rief er ihm nochmals zurück.

„Sag' deinem Vater," trug er ihm auf, „es könnte sein, daß die Flasche durch die schwere Uebelthat, die eurem Hause widerfahren ist, ihre Tugend verloren hätte. Wofern dies der Fall ist, wie er ja bald erproben kann, dann braucht er nur am nächsten Urbanstage den St. Urbanssegen wieder drüber sprechen zu lassen. Es ist ja nicht mehr lang, bis die Reben wieder blühen."

Durch diese Vorkehrung gegen jede Verfolgung gesichert, trieb er das Schwein ruhig in den Wald, schlug jedoch den ersten Richtweg nach der Freiburger Straße ein, wo er seinen Genossen, seiner harrend, fand.

Der Kleine machte große Augen, wie er seinen Freund als Schweinstreiber kommen sah.

„Da," sagte dieser, „bring' ich einen Missethäter, der frißt einen Menschen von oben herunter, mitsammt Wamms und Hosen, und läßt die beiden besten Stücke liegen. Glaub's, wer kann! Dir selbst wird's am schwersten eingehen, daß du gefressen worden sein sollst, oder auch am leichtesten, denn wir haben damit ein sehr gutes Geschäft gemacht."

Der Kleine lachte übermäßig, als er ihm die Geschichte

erzählt hatte, und löste ihn in der Leitung seines angeblichen Vertilgers ab.

„Jetzt schnell mit dem armen Sünder auf den Freiburger Markt!" sagte der Schwarze. „Schade, daß wir dort sein bestes Stück nicht erzählen dürfen, er würde im Preise steigen, heißt das, des Schwankes wegen. Denn mit fahrenden Gaukeleien ist dort nichts auszurichten, gegen den Venusberg und St. Urban's Flasche sind sie dort so heillose Ketzer, wie die Augsburger. Die Welt kommt immer weiter herunter. Je nun, wir können jetzt eine ehrsame Hantirung anfangen, und wenn die uns auf keinen grünen Zweig bringt, so ziehen wir unserem verlaufenen Gesellen nach." —

„Ja," sagte der Kleine, „der wird vielleicht schon Waibel sein, und wenn wir ihn mit einer Handvoll Kronen aus unserem Erlös versöhnen, so nimmt er uns brüderlich unter seine Fahne."

So zogen sie lustig mit dem Schweine die Straße hinab und sangen, das Lied des Weißkopfs fortsetzend:

Beim König von Frankreich tret' ich in's Feld,
Zieh' daher als ein freier Held,
Zerhauen und zerschnitten
Nach adeligen Sitten.

Die blasse Apollonia.

Die wandelnde Chronik, die lebendige Sage, die Hand in Hand mit mir an schönen Sonn- und Feiertagen spazieren ging, kurz und gut mein alter Buchdrucker hatte mich eines Abends an der Einfahrt seines Hofes erwartet, wohin ich in meinen Freistunden immer zuerst gesprungen kam, und munter zuschreitend verließen wir mit einander die hohen Stadtmauern, in deren Umkreis schon die Nacht eingebrochen war und Lichter aus den Fenstern blinkten, während draußen vor dem Thor noch alle Vögel sangen und die Sonne, nach den westlichen Hügeln zu Golde gehend, mit sanft gebrochenen Strahlen durch das volle Laub der Bäume drang. Wir schlenderten zwischen Gärten, die von Stachelbeerhecken begrenzt waren, auf schmalem Pfade hin, bis wir einen freien Platz erreichten, der, öde und reichlich mit Unkraut überwuchert, gegen das Flüßchen zu gelegen war. In der Mitte dieses Platzes erhob sich ein seltsames Ding. Es war ein runder Bau, eine Plattform, niedrig aus Steinen aufgeführt. Ich war nie zuvor hier gewesen, konnte mir auch nicht erklären, was diese Erscheinung bedeuten sollte, und die wilde Einsamkeit der brach liegenden, von des Menschen thätiger Hand gemiedenen Stätte flößte mir eine unheimliche Empfin-

dung ein. Aber eine Knabenseele, die den Schulstaub hinter dem räucherigen Stadtthore gelassen hat, ist nicht so leicht aus der Fassung zu bringen, und lachend sagte ich zu meinem Mentor: „Ich will Hans heißen, wenn das Ding da nicht aussieht wie ein steinerner Käselaib;“ eine Vergleichung, welche durch irgend einen Anblick am Fenster eines Kaufladens, wo wir vorübergekommen, geweckt worden sein mochte.

„Ja, davon hat es auch den Namen,“ erwiderte er nickend, und mit dem verständigen Lächeln, das ihm so eigen war, unterbrach sich aber in seiner Rede, da er mich plötzlich gleich einem Wilde stutzen sah und folgte mit den Augen meinem Blicke. Der war auf ein altes Weib gefallen, welches gebückt, wie eine Kräuter suchende Zauberfrau, um das Gemäuer schlich und eben jetzt in unsern Gesichtskreis gekommen war.

„Treffen wir uns hier, Frau Nachbarin?“ rief ihr der Buchdrucker, gleichfalls ein wenig betroffen, entgegen. „Was machen Sie denn?“

„Ihr seht's ja, Erdbeeren such' ich,“ erwiderte sie und richtete sich empor, indem sie ein paar rothe Beeren in ihre Schürze warf. „So ein altes Weib, das zum Schaffen nicht mehr brauchbar ist, muß doch sehen, wie es seine Zeit herumbringt. Und in dem Revier gibt's köllich schöne; auch hat der Platz das Gute, daß mir die Buben nicht so in's Handwerk pfuschen.“

„Das glaub' ich,“ sagte der Buchdrucker, „aber Sie, scheuen Sie das Blut nicht?“

Die Alte lachte. „Bin nicht so dumm.“

Ich horchte hoch auf. Blut, das war mir ein besonderes Wort, hinter diesen Reden mußte irgend ein Geheimniß sein.

„Das ist längst vertrocknet,“ fuhr die Alte fort. „Wie lang ist's her, daß hier das letzte Blut geflossen ist? Ihr werdet etwa ein, zwei Jahre jünger sein als ich; nun rechnet einmal; sie war gerade in meinem Alter, und wenn sie noch lebte, so müßte sie gerade so ein altes steifes Scheit Holz sein, wie ich; aber ich seh' sie noch so deutlich vor mir, als

ob's erst gestern gewesen wäre. Nun, Ihr wart ja auch dabei, werdet Euch an das blasse Appele noch wohl erinnern können."

„Ja wohl, die arme Apollonia! sie haftet fest in meinem Gedächtniß," versetzte der Buchdrucker, welcher sich seinen eigenthümlichen hochdeutschen Stil gebildet hatte. „Sie besaß die feinste Gesichtsbildung, die man je bei einem fünfzehnjährigen Mädchen sehen konnte, und diese seltsame rührende Blässe — ich werde sie nie vergessen."

„Ja, fünfzehn Jahr', Ihr habt Recht, so alt war sie, und ihr Gesicht, ja, das war auch so. So viel ist gewiß, daß es ein Wunder bleibt, wie sie unter das grobe Bauernvolk hinein gekommen ist, deren Gesichter wie mit der Holzhaue geschnitzelt sind. Wie nur die dumme stille Gans so etwas thun konnte!"

„Was hat sie denn gethan?" rief ich.

„Ein Kind umgebracht."

„Kindsmörderin mit fünfzehn Jahren! So jung und so schlecht!" rief ich mit der ganzen Strenge eines unerfahrenen Richters aus.

„Es war nicht ihr eigenes Kind," bemerkte der Buchdrucker mit seiner sanften Stimme, „und überhaupt liegt etwas Seltsames in der ganzen Begebenheit."

Bei diesen Worten bereitete ich mich, eine Geschichte zu hören; denn die Art und Weise, wie der Buchdrucker seine Erzählungen einleitete, war mir wohl bekannt. Die alte Frau zog ihre Schürze höher, warf einen liebäugelnden Blick hinein und setzte sich am Fuße des Gemäuers auf etwas, das wie verfallene Stufen aussah. Der Buchdrucker stützte sich auf einen Dornstecken, den er unterwegs geschnitten hatte, und begann:

„Da drüben, wo der grüne Kirchthurm etwas über die Bäume ragt — das Dorf war uns zu Zeiten der Reichsstadt unterthänig — da erwuchs das Mädchen, von dem die Rede ist, als das jüngste Kind armer Bauersleute, von den frühesten Jahren an das blasse Appele genannt. In diesen Familien pflegt man nicht viel Umstände mit einander zu machen, und so wuchs auch die Apollonia unter gleichgültig kühlen Um-

gebungen heran; doch hatte sich in dem Kinde früh ein eigener Geist entwickelt."

„Ja, ein dummes Ding war sie," fiel die Alte ein. „Ich hab's nachher oft gehört. Weil sie das Jüngste war und schwach dazu, so mußte sie oft Tage lang die Schafe hüten, und sie freute sich auch immer darauf; wenn aber Leute durch das Eichenwäldchen kamen, wohin sie ihre Heerde trieb, so sah man sie meistentheils in bittern Thränen sitzen, und wenn dann die Leute hingingen und fragten, warum sie weine, so sagte sie, sie wisse es nicht. Kann es etwas Einfältigeres geben?"

„Bei einem großen Hange zur Einsamkeit," ergriff der Buchdrucker wieder das Wort, „empfand sie doch beständig die schmerzliche Sehnsucht nach den Ihrigen. Wenn sie Abends nach Hause kam, so war's, als wenn sie von einer weiten, vieljährigen Reise heimgekommen wäre; da sprang sie zu ihren Eltern und Geschwistern hin und wollte sie vor Freude fast erdrücken. Natürlich hieß es da nur: ‚Dumme Appel, mach' dich fort, laß' mich in Ruh'!' Und gelegentlich bekam sie für ihre Zärtlichkeit auch noch einen Puff. Dann grämte sie sich wieder, bis sie zu ihren Schafen kam und bei ihren Schafen hatte sie abermals keine Ruhe, bis die Abendglocke zum Einfahren läutete.

„In ihrem fünfzehnten Jahre wurde sie nach der Stadt geschickt, um in einen Dienst zu treten. Da sie keine schwereren Arbeiten verrichten konnte, so kam sie als Kindsmädchen in ein wohlhabendes Haus, wo man, ohne sich sonst viel um sie zu bekümmern, mit ihr zufrieden war. Sie hatte ein sehr kränkliches Kind von etwa zwei Jahren zu hüten, das ihr viel Unbequemlichkeit und Mühsal verursachte. Ich erinnere mich, daß ich sie manchmal mit ihm sah, wie sie an sonnigen Abenden traurig auf den Kirchenstaffeln saß. Wenn ich da vorüberging, das Kind und das Mädchen anschauend, so wollte mir, obgleich ich kaum die Kinderlehre hinter mir hatte, das Herz beinahe vor Mitleid brechen; sie kamen mir vor wie zwei Blümlein, die man in einem Glase ohne Wasser stehen läßt.

„Aus diesem kümmerlichen Leben," fuhr er fort, nachdem er sich über die scharfe Luft beklagt und die Augen gewischt hatte, „sog ihr angebornes sehnsüchtiges Wesen immer mehr Nahrung; ihr Heimweh, das früher gleichsam heimathlos gewesen war, nahm jetzt eine bestimmte Richtung, alle ihre Gedanken waren nach der Heimath, nach den Ihrigen gewendet."

„Wohin sie eine Stunde und nicht einmal so weit zu gehen hatte," fiel die Alte ein.

„Ja, Frau Nachbarin, aber allein zu gehen, dazu hatte sie keine Muße, und mit dem Kinde durfte sie sich nicht so weit entfernen. Die Ihrigen kamen auch nicht ein einziges Mal, um nach ihr zu sehen."

„Darum war es ja auch so einfältig," rief die Alte, „solches Heimweh nach ihnen zu haben."

„Das ist ja eben das Seltsame," versetzte der Buchdrucker etwas ungeduldig. „Wenn alle Leute so gescheit wären, wie Sie, Frau Nachbarin, so würde gar nichts Merkwürdiges in der Welt vorfallen. Ja, seltsam ist es, aber wer je auf Reisen gewesen ist, wie ich, der begreift auch, wie die Abwesenheit nicht blos das Herz, sondern auch die Einbildungskraft des Menschen umwandeln kann. So ging es dem armen blassen Mädchen, das bei seiner Herrschaft unbeachtet wie ein Schatten umherschwebte. Das ärmliche Häuschen, das schlechte Essen, das rohe Betragen der Ihrigen hatte sie vergessen; mit einem Worte, ihre Heimath war das Feenland ihrer Gedanken. Diese Empfindung gewann nach und nach die Oberhand über alle andern, und es kam so weit, daß, wie man nachher erfuhr, Apollonia eines Abends heimlich ihre paar Habseligkeiten zusammenschnürte, um nach Hause zu fliehen. Aber die Furcht vor der Strenge ihres Vaters machte, daß sie ihren Entschluß wieder aufgab und das Bündelchen aus einander riß. Es scheint jedoch, daß sie von diesem Augenblicke an nicht mehr recht bei sich gewesen sei. Die vielen Anstrengungen, die ihr die Pflege des Kindes verursachte, der Kummer bei Tag und die schlaflosen Nächte untergruben ihre von Natur zarte Gesundheit; der Drang

nach der Heimath, der immer wilder und heftiger wurde, während sie doch nicht den Muth hatte ihm zu folgen, zerrüttete ihren Geist. Sie sah das Kind, dessen tägliches Leiden ihr im innersten Herzen weh that, doch als die Ursache ihres ganzen Elends an. In ihren ungeordneten Gedanken fiel sie darauf, wenn das Kind stürbe, so würde ihre Herrschaft sie als unnütz nach Hause schicken. So scheint es, daß nach und nach, nur wie dämmernd, der Wunsch in ihr aufgestiegen sei, es möchte das Kind und mit dem Kinde sie selbst erlöst werden."

„Ja," fiel die Alte wieder ein, „und wenn sie noch ein Wochener zwo gewartet hätte, so wäre das auch von selber geschehen, denn das Kind hätte keine vierzehn Tage mehr gelebt; das hab' ich seinen eigenen Vater nachher mehr denn einmal sagen hören. Aber wenn's einmal mit einem Menschen hinunter will, so ist der Teufel gleich bei der Hand und hält ihm die Leiter dazu."

„Da hat Ihr Mund ein sehr wahres Wort gesprochen," sagte der Buchdrucker mit feierlichem Ernst. „So ging es auch bei der armen Apollonia; denn in dem unglückseligen Gemüthszustande, von dem ihre Herrschaft keine Ahnung hatte, wurde sie eines Tages, da eben Besuch im Hause war, in die Schenke gesendet, um eine Flasche Wein zu holen."

„Jetzt aber laßt mich an's Brett," unterbrach die Alte den Erzähler, „in dem Punkt weiß Niemand so gut Bescheid wie ich. Ich bin ja dabei gewesen und hab' jede Silbe mit angehört; denn der Wirth war mein Vater, und wo das blasse Appele jenen Wein holte, das war meiner Eltern Haus, und ich kannte sie recht gut, obgleich wenig mit ihr zu haben war. Ich seh' sie noch vor mir, wie sie zu uns hereintrat und mit ihrer leisen Stimme eine Flasche Wein begehrte; nämlich ihr Herr hatte sie aus Stolz geschickt, weil seine Gäste behaupteten, mein Vater schenke einen bessern Wein, als er einen im Keller habe, und nun wollte er einen Vergleich anstellen. Es ist ihm aber übel bekommen. Wir hatten eben die Lichter angezündet, und etliche junge Gesellen saßen um den Tisch. Wie nun manches unnütze Wort unter den

Menschen geredet wird, zumal beim Wein, so ging's auch selbigsmal. Es war nämlich kurz zuvor der Fall vorgekommen, daß mit Mausgift in einem Hause nahezu ein großes Unglück angerichtet worden wäre, und ein wohlweiser Rath, wie man dazumal sagte, hatte ein Verbot an die Apotheker und eine Warnung an die Bürgerschaft ergehen lassen. Das Verbot aber wurde nicht groß geachtet, und ich holte meinen Mäusen fort und fort ihr richtiges Futter, ohne daß mir Jemand was in den Weg gelegt hätte. Von dem Verbot aber war selbigen Abend die Rede. Die jungen Burschi schlugen auf den Tisch und machten ein groß Geschrei; der Eine meinte, das Ding sehe aus, als ob man die ganze Bürgerschaft für lauter Giftmischer hielte, der Andere schrie, das gehe einen wohlweisen Rath einen Pfifferling an, und wieder Einer sagte — das war der überzwerche Balthas, wißt Ihr, er hatte so eine große Warze auf der Nase — ‚das ist Alles für nichts,' sagte er, ‚die gestrengen Herren können verbieten, Mausgift, Rattengift' — und da zählte er noch eine Menge Gift her — ‚aber andere Sachen können sie nicht verbieten,' sagte er, ‚und da gibt's noch genug Tränklein, die einen in die schwarze Schublade fördern können, ohne daß man sie für Gift ausgeben kann. Wenn mir einmal des Lindenwirths Rother nicht mehr schmeckt, oder wenn ich sonst Würmer im Hirn' hab', so geh' ich in die Apotheke und kaufe mir Vitriolöl.'"

„Schwefelsäure!" unterbrach sie der Buchdrucker etwas indignirt, denn er hatte sich auch einige chemische Kenntnisse angeeignet.

„Meinetwegen also Schwefelsäure. ‚Für einen Kreuzer,' sagte er, ‚krieg' ich genug, um mit Euch und der ganzen Kameradschaft abfahren zu können, ja vierspännig,' hat er gesagt, und was weiß ich, was Alles noch, es ist schon gar zu lang her. Die Andern trieben ihren Schabernack mit seinem Geschwätz; ich hörte aber wenig auf sie, sondern schaute ganz verwundert dem blassen Appele zu, wie es mit starren Augen drein sah. Ich meinte, es denke was ganz Anderes und habe von all' den gottlosen Reden schier gar nichts vernommen.

Aber, o mein Herr und mein Gott! Wer hätt' sich das eingebildet, als meine Mutter aus dem Keller kam und nun das Mädchen mit seinem Wein von dannen ging! Es ist doch gar zu unglaublich, wenn ich wieder an das stille feine Kind mit dem blassen Gesichtlein denke. Aber dem Balthas ist's auch nicht gar wohl bekommen, ja wahrhaftig, es ist doch eigentlich der Grund, warum er das Leben lassen mußte; denn als es herauskam, was er mit seinem losen Maul für ein Unglück angerichtet hatte und ihn Alles in der Stadt d'rum scheel ansah, so konnte er's am Ende selber nicht mehr aushalten und zog nach Holland und nach Amerika, und wenn er das nicht gethan hätte, so könnte er heut' noch da sein; so aber hat er unterwegs Schiffbruch gelitten und ist ersoffen, obgleich er in meiner Stube mehr als einmal geschworen hatte, das Wasser sollt' ihm kein Leid anthun."

„Was that denn aber das blasse Mädchen?" fragte ich.

„Was wird sie gethan haben?" versetzte die Alte. „Aus dem Maul des jungen Burschen war der böse Geist in sie gefahren, und fort ging sie zum Apotheker. Nun, die Knochen will ich Euch zum Abnagen lassen, Nachbar."

„Danke, will's aber kurz damit machen. Das verwahrloste, verlassene, unsinnige Mädchen rannte allerdings in die Apotheke, denn leider trug sie ein paar geschenkte Kreuzer bei sich. Bei jenen Worten war ihr alles Denken und Fühlen vergangen; sie hatte nur noch Einen dunkeln gebieterischen Trieb. Eine Stimme, sagte sie nachher aus, habe ihr immer in's Ohr gerufen, sie müsse es thun. Leider war der Apotheker, wie es in solchen verhängnißvollen Fällen zu gehen pflegt, arglos verblendet, und ihr sonderbarer Blick fiel ihm nicht auf. Sie empfing das tödtliche Mittel, brachte den Wein nach Hause, und während im Wohnzimmer fröhlich auf die Genesung des Kindes, auf das Gedeihen der Familie angestoßen wurde, eilte sie in die Schlafkammer, trat an das Bettchen und vollbrachte, ein kindischer Würgengel, ihr abscheuliches Werk. Ein durchdringender Schrei des Kindes, der aber alsbald verstummte, rief die Mutter herbei, die,

mit dem Licht in der Hand sich dem Bette nähernd, schon von Weitem ein gräßlich Bild erblickte. Die schwächliche Natur des Kindes, die sogleich unterlegen war, hatte die freilich unwissende Grausamkeit der bejammernswerthen Mörderin vermindert. Man fand sie im entlegensten Winkel des Hauses. Die Starrsucht ihres Gemüthes, denn anders weiß ich's nicht zu nennen, hatte nachgelassen. Sie lag auf den Knieen, drückte den Kopf an die Wand und schluchzte beständig: ‚Du bist jetzt ein Engel, und wir kommen Beide heim! Heim! heim!' antwortete sie auf alle Fragen, die man ihr that. Vor den Mißhandlungen der Mutter schützte sie der Vater mit Mühe; er fragte sie: ‚Wie hast du uns das thun können mit deinem unschuldigen Antlitz?' Sie gab nichts zur Antwort als ‚Heim!' Den herbeieilenden Behörden gestand sie ihr Verbrechen mit leisem, demüthigem Kopfnicken. Das Sonderbarste ist, daß bald, ja gleich nach der That eine völlige Verwandlung mit ihr vorging. Gegen die Gefangenschaft, gegen die Einsamkeit des Kerkers hatte sie gar keinen Widerwillen. Nach den Ihrigen hatte sie keine Sehnsucht mehr; auch kam keines von ihnen zu ihr, ihr Vater verstieß und verfluchte sie. Der selige Herr Hauptprediger hat nachher oft gesagt, es sei ein merkwürdiger Geist in dem Mädchen gewesen, der nach dieser That der Finsterniß auf einmal zum hellen Tag erwacht sei. Sie habe nicht nur ihr Verbrechen vollkommen erkannt und bereut, sondern auch über viele andere Dinge klar, vernünftig und wie mit einer Erleuchtung gesprochen. Ihm selbst sei durch dieses Mädchen Manches klar geworden, was er früher nicht begriffen oder an was er gar nicht gedacht habe. Dies sagte er häufig, aber er sprach sich nicht näher darüber aus. Nur das erzählte er, daß sie gegen ihn geäußert habe, sie erkenne nun deutlich, was es mit ihrem Heimweh gewesen sei."

„Was ist ihr geschehen?" fragte ich leise und stockend.

„In ihrer Kindheit schon," sagte das alte Weib, „als sie einmal wegen eines kranken Schafes zum Scharfrichter geschickt wurde, soll sein Schwert von selbst nach ihr gezuckt haben. So sagte man, ich weiß nicht, ob es wahr ist; aber

die Herren vom geheimen Collegium müssen es gewußt haben, denn die machten eine Wahrheit draus."

„Das war die Regierung und zugleich das Blutgericht," sagte der Buchdrucker und nickte bedeutend mit dem Haupte.

Ich blickte nach dem steinernen Bau, und ein unheimliches Licht begann mir aufzugehen. Die Alte, die auf den Stufen saß, zeigte mit dem Daumen über die Schulter rückwärts. „Hier," sagte sie, „hat das Schwert zum zweiten Mal nach ihr gezuckt, denn damals fuhr man mit den Mörderinnen nicht so säuberlich wie jetzt. Hat denn das junge Bürschlein nie was vom Käs gehört?"

„Dieses Gemäuer," fügte der Buchdrucker hinzu, „war das Schafott in den späteren Zeiten der Reichsstadt. Den Reigen der Mörder und Uebelthäter, die hier gerichtet wurden, hat die blasse Apollonia beschlossen."

„Ja, und recht freudig ist sie gestorben," sagte die Alte, indem sie mir gutmüthig von ihren Erdbeeren anbot. Ich wies die rothe Frucht, so herrlich sie duftete, mit Abscheu zurück und warf einen Blick der Neugier und des Grauens auf die Blutstätte. Längst ist das Gemäuer nun von der Erde verschwunden, und die Wildniß, die damals noch öd und traurig, ohne Baum, mit niedrigem Gesträuche bewachsen war, hat sich in blühende Gärten verwandelt, aus denen da und dort freundliche Gartenhäuser blinken.

Wiederfinden.

„Was haben Sie denn da für einen wunderlichen Baugehilfen?“ fragte der alte Volkmar den Amtsrath Thomas, zum Fenster hinausdeutend, welchem gegenüber so eben ein neues Haus aufgerichtet wurde. Zimmerleute und Maurer waren in der lebhaftesten Thätigkeit, und die dicken Seile schwankten mit ihren Lasten hin und her. Unter dem Gewühle der Arbeiter aber war dem Greis ein mit ganz zerrissenen und erbärmlich um den Körper schlotternden Lumpen bekleideter Mensch aufgefallen, dem die Haare wirr und struppig über das Angesicht hingen. Er schien von einem heftigen Arbeitseifer getrieben zu sein und schleppte, ohne eine Beihilfe zu gestatten, ganze Balken und große Steine herbei, wobei man nicht aufhören konnte, seine ungeheure Stärke zu bewundern. Freilich schien diese zwecklos in das allgemeine Thun einzugreifen, und es bedurfte nur eines Blickes, um den Zuschauer zu überzeugen, daß sie von keinem ordnenden Verstande gemeistert werde: doch fand man bei näherer Aufmerksamkeit verwundert, daß sie gleichwohl die andern Kräfte keineswegs in ihrem Zusammenwirken störte. Ein Wink, ein Wort von Seiten der Arbeitsleute war genug, um dem Unglücklichen seine Last, da wo es eben

nöthig war, niederlegen zu machen; dann rannte er eiligst wieder fort, um neue Dinge herbeizuschleppen, die er gleichfalls, ohne links noch rechts zu sehen, an dem gebotenen Platze ablieferte, und in dieser Arbeitswuth, in diesem Gehorsam schien er eine innere Befriedigung zu finden.

Der alte Herr hatte dem Treiben eine Weile kopfschüttelnd zugesehen, worauf er sich mit der schon erwähnten Frage an den Amtsrath wendete.

„Sie nennen ihn den blödsinnigen Michel," erwiderte dieser. „Der arme Mensch treibt sich seit Jahr und Tag in der Gegend umher, findet sich instinktmäßig bei schweren und harten Verrichtungen ein und ist wegen seiner Riesenkraft überall als Mitarbeiter willkommen, zumal da er bei seiner Simpelhaftigkeit sich höchst friedlich und verträglich aufführt, niemals Lohn begehrt und sich mit dem schlechtesten Essen, mit dem schimmlichsten Stückchen Brod abfinden läßt."

„Man sollte doch etwas für den Unglücklichen thun; es ist nicht recht, ihn so gleichsam wild laufen zu lassen."

„Bah," sagte der Amtsrath gleichgültig, „da er keine Bedürfnisse hat, so geht es ihm gut genug. Wie mir der Bauführer sagt, so schläft er im Sommer ganz behaglich auf den Kirchenstaffeln oder draußen im Freien; im Winter aber lassen ihn die Bauern wegen seiner unschädlichen Gemüthsart in ihren Scheunen unterkriechen. Wenn er einmal seine Glieder nicht mehr rühren kann, so steht ihm ja immer noch ein Spital oder sonst eine Versorgungsanstalt in Aussicht."

„Es ist doch traurig, wenn man keine Eltern hat," sagte der Greis, während er an's Fenster trat und heimlich mit der Hand über die Augen fuhr. Er selbst hatte ja das entgegengesetzte Unglück zu beklagen, und das zumal am heutigen Tage! Er hatte vor drei Jahren an diesem Tage auf dem Leipziger Schlachtfelde den einzigen Sohn verloren, einen hoffnungsvollen Jüngling von schönen Gaben und noch schönerem Herzen. Friedrich war seiner Begeisterung in den Krieg gefolgt, den sein Glaube einen heiligen hieß; der Vater wollte, die Mutter konnte ihn nicht zurückhalten, und Luise,

seine Braut, segnete unter strömenden Thränen seinen frommen Entschluß. Er kehrte nicht wieder. Ein Kamerad sah ihn unter einem feindlichen Säbelhiebe zusammenstürzen; die Schlacht wogte mehrmals über die Stätte hin und wieder, und als sie gewonnen war, begrub man die unkenntlichen Leichen der Gebliebenen, Freund und Feind, in einem großen Brudergrabe. Damals blutete manches Herz, und manche zitternde Lippe sang: „Wo sind sie, die Lieben, die Braven all?" —

„Was mich betrifft, so laß' ich ihm nichts abgehen," fuhr der Amtsrath fort, der die Bewegung des Alten nicht bemerkt hatte. „Auch ist mir so ein rüstiges Lastthier in diesem Augenblicke doppelt willkommen, da ich — Sie wissen wohl warum — mein Haus noch vor dem Winter unter Dach zu bringen wünsche."

„Es steht mir nicht zu, mich fördernd oder hindernd in Ihre Absichten zu mischen," sagte Herr Volkmar, und indem er sich vom Fenster gegen den Amtsrath kehrte, bemerkte dieser etwas betreten, daß ihm zwei dicke Tropfen in den Augen standen. Der ehrwürdige Alte ergriff ihn stillschweigend bei der Hand und führte ihn in's Nebenzimmer, wo seine Frau und Luise saßen.

Auch diese Beiden zeigten Spuren heftigen Weinens, und die schöne Pflegetochter war heute ungewöhnlich bleich. Der Gast empfand keine geringe Bestürzung über ihren trüben, stummen Empfang; als ihm aber, wie oft plötzlich dem Blinden ein Licht aufgeht, die Ursache dieser Trauer einfiel, da erschrak er noch weit mehr über seine eigene Gedankenlosigkeit. Er wußte keine Silbe hervorzubringen, wie er sich auch den Kopf zerbrechen mochte, jedes Wort, das er zu sagen gedachte, kam ihm alsbald wieder zu dieser Stunde unpassend vor, und seine Verlegenheit wurde, eben durch den peinlichen Druck, den sie auf ihn ausübte, mit jedem Augenblicke größer.

Luise hob die Augen auf, sah ihn eine Weile durchdringend an und sagte hierauf: „Ich hatte gehofft, Sie würden Ihren Werkleuten heute einen Feiertag vergönnen."

„Im Gegentheil," versetzte der Alte dazwischentretend, „er hat mit diesem Tage keine Ausnahme machen wollen, und er hat es wohl gemeint. Durch das Werk, das er vor unsern Augen aufführen läßt, wollte er uns an die gründende, bauende, segnende Kraft des Friedens erinnern, aber über die andere Bedeutung dieses Tages, die unser Herz bluten macht, gedachte er uns unter dem Lärm der Arbeit stille hinüberzuführen."

Dem Gaste ging bei diesen Worten ein Schwert durch die Seele; denn nichts straft uns tödtlicher, als wenn ein anderer Mensch das, was wir mißlich thun oder gethan haben, auf eine fromme Weise auslegt, und uns dadurch unsere Blöße recht vor Augen stellt. Der arme Amtsrath hatte ganz und gar keine bedeutsame Gedanken gehabt: er hoffte Luisen auf's Frühjahr heimzuführen, beabsichtigte deßhalb das neue Haus, das er mit der Hochzeit einweihen wollte, noch vor Winter ‚unter Dach zu bringen', und im Eifer seiner zeitlichen Entwürfe hatte er den heutigen achtzehnten Oktober rein vergessen. So saß er denn im Gefühle seiner Unzartheit recht auf dem Armensünderbänkchen und begann stockend und stammelnd: „Gewiß, Niemand fühlt tiefer als ich die Bedeutung des heutigen Tages —"

„Reden Sie nicht aus!" rief Luise aufstehend. „Ich sehe es Ihnen an, ich höre es aus Ihren Worten: Sie sagen eine —"

„Werde nicht bitter, Luise! es steht dir nicht gut," sagte der Greis verwundert. Seine Stimme klang tief und dabei etwas zitternd, wie eine alte große Glocke; sie traf das Mädchen in's innerste Herz hinein, so daß sie wie in sich zusammenbebte.

Einen Augenblick besann sie sich, dann trat sie auf den Amtsrath zu, reichte ihm die Hand und sprach, in Thränen ausbrechend: „Vergeben Sie mir, ich hätte den Freund des Hauses nicht beleidigen sollen."

Der Amtsrath nahm ihre Hand zwischen die seinigen und drückte sie zärtlich. „Nur den Freund des Hauses?" sagte er, aber sie unterbrach ihn.

„Ja, Sie sind ein guter, ein wirklich guter Mensch," sagte sie, „aber" — in demselben Augenblicke ließ sie seine Hände fahren, indem sie einen Schritt zurücktrat. Eine zuckende Bewegung verbreitete sich über ihren ganzen Körper, und die Worte, die sie vergebens zu unterdrücken strebte, drängten sich auf ihre Lippen. „Aber eines ist er nicht!" fuhr sie, gegen den Pflegevater gewendet, fort. „Er hat nicht um das eiserne Kreuz gekämpft, sonst hätte er diesen Tag nicht so bald vergessen können."

»Dulce pro patria mori!« warf der Amtsrath rasch und spitzig hin. „Doch ist vielleicht die undankbare Kunst, für das Vaterland zu leben, die schwerere. Ich hege alle Achtung vor jenen edlen Freiwilligen, die sich in jugendlichem Eifer zwischen die Reihen der berufenen Krieger gedrängt haben, obgleich ich so ketzerisch bin, zu glauben, daß die Sache auch ohne sie wäre ausgemacht worden, aber" —

Er redete noch ein Langes von der Unreife jener Begeisterung, von dem minder schimmernden, aber gediegeneren Verdienst des nüchternen Arbeitens für das öffentliche Wohl, das eine unberufene Jugend nicht solle verkümmern dürfen, und dergleichen mehr. Dann brach er ab, denn er fühlte zwar die Genugthuung, sich Luft gemacht zu haben, aber er fühlte auch zugleich, daß es zur Unzeit geschehen war, ja es wurde ihm in diesem entscheidenden Augenblicke klar und deutlich, er habe das Herz, das er zu gewinnen strebte, von seinem Herzen abgewendet. Wie gerne hätte er seine Rede zurückgenommen, aber es war zu spät.

Luise setzte sich wieder. „So weit ist es also gekommen," begann sie kalt, „daß ein Mädchen den Männern antworten kann, die das öffentliche Wohl unter ihren Händen haben? Ich will euren Verstand nicht verkleinern, eure Tauglichkeit, eure Nothwendigkeit nicht in Zweifel ziehen. Aber was hätte eure Staatskunst, was hätten eure Heere gegen jenen furchtbaren Kriegsdämon, gegen jenen Mars in Person vermocht, wenn nicht die Wunderkraft der Volksbegeisterung die Schwerter eurer Krieger durchflammt und ihre Geschoße beflügelt hätte? Mit dem Einen Namen Jena ist eure ganze

Weisheit niedergelegt. Erst als sich der Geist des preußischen Volkes wider ihn erhub und die andern nachzog, daß sie mit ihm brachen, erst da begann Gott seine Hand von ihm abzuziehen. Wie feierlich habt ihr das Friedensfest begangen, und nun, da ihr nicht mehr als um drei Winter älter und kälter geworden seid, nun beginnt ihr sie schon zu schmähen, die Treuen, die Tapfern, die Gläubigen, die auf jenen blutigen Feldern schlafen gingen. Mein Herr und mein Gott, daß du in jenen furchtbaren Tagen meine Seele zu dir genommen hättest! Sie ist doch nicht hier, sie ist dort, wo der grause Tanz die blutige Saat zerstampfte. O das arme, gute, große Herz!"

Sie sank auf ihren Sitz zurück, verhüllte das Angesicht und brach in ein lautes, wildes, unbändiges Schluchzen aus. Alles war bestürzt; nie hatte man das Mädchen so gesehen, nie solche Worte aus ihrem Munde vernommen.

Der Alte winkte seiner Frau und reichte dem Amtsrath mit einem schmerzlichen Blicke die Hand. Dieser war blaß geworden und zeigte in seinen Mienen eine aufrichtige Erschütterung. „Das ist eine trübe Stunde für mich," sagte er, als er mit der mütterlichen Freundin das Zimmer verließ; „aber ich habe gesprochen, wie ich denke, und dieses Bewußtsein wird mir, wie diese, so auch künftige trübe Stunden ertragen helfen."

Der wackere Alte war nun mit dem Mädchen, wie ein Beichtvater mit seinem geistlichen Kinde, allein. Er setzte sich neben sie, legte ihr Haupt an seine Brust und schwieg, bis ihr Busen den krampfhaften Schmerz ausgetobt hatte. Als sie ruhiger geworden war, hob er ihr das Köpfchen empor und sah ihr ernst und freundlich in die Augen. Sie machte sich los und stand mit gesenktem Haupte demüthig vor ihm.

„Vater," begann sie, „ich bin nicht werth, deine Pflegetochter zu heißen. Ich habe Dinge geredet, die mir nicht ziemten."

„Wie ist dieser seltsame Geist über dich gekommen, Luise?" fragte er.

„Laß dir's erzählen," sprach sie. „Ich hatte schon gestern den ganzen Tag Angst vor dem heutigen, denn ich wußte, daß er mir ein schwerer Tag werden würde, und ich ging mit beklommenem Herzen zu Bette. Nachdem ich noch lange gewacht hatte, schlief ich endlich ein. Da träumte mir's, und von wem anders als von ihm, von deinem Friedrich!"

Sie legte das Gesicht in beide Hände, und ihre Thränen tropften wie ein milder Regen zwischen ihren Fingern herab.

Der Greis zog sie zu sich nieder auf den Sitz. Nachdem Beide eine Weile geschwiegen hatten, fuhr Luise fort: „Ich sah ihn, frischer und blühender als je; er kam mir entgegen, bei der Kirche, weißt du, wo wir nach der Predigt und dem Waffensegen Abschied von ihm genommen haben. Ich war ganz erstaunt, aber nur so, wie man sich im Traume über etwas Unmögliches ein klein wenig verwundert."

„Ja, ja," sagte der Alte freundlich nickend, „das ist ja eben die Wahrheit in den Träumen, daß sie das Unmögliche wirklich machen. Hätten die Menschen nie von bessern Tagen geträumt, so wären niemals bessere Tage gekommen."

„Ich war also ganz erstaunt, als ich ihn sah. ‚Guter Gott!' rief ich ihm entgegen: ‚du bist's? wo kommst denn du her?' — ‚Von Leipzig,' antwortete er mit dem schnellen, fröhlichen Tone, der mir immer so besonders zu Herzen ging. — ‚Von Leipzig?' sagte ich und wunderte mich immer mehr; ‚wie, und dazu hast du drei Jahre gebraucht?' — Da lächelte er geheimnißvoll, ganz so, wie er's gewohnt war, wenn er mich necken wollte. ‚Ja,' sagte er, ‚ich hab' aber auch einen weiten Weg gehabt.' — Bei diesen Worten war er auf einmal sehr ernsthaft geworden, und jetzt kam auch mir die Erscheinung sonderbar und unheimlich vor. Ich schlug die Hände zusammen und rief: ‚Sag mir nur, lebst du denn? Wir glaubten ja Alle, du seiest in der Schlacht gefallen?' — ‚Ich lebe,' sprach er, und seine Stimme drang mir durch Mark und Bein: ‚ich lebe. Ihr seid Alle im Irrthum gewesen.' — Nun begann ich ihn zu verstehen.

‚Ja, du lebst, im Licht und in einem schönern Leben!‘ rief ich und fing bitterlich zu weinen an. Da verschwand das Gesicht, und wie ich nach und nach erwachte und zu mir selber kam, fand ich mein Kissen ganz in Thränen gebadet. Ich konnte nicht mehr einschlafen, immer und immer mußte ich dem Traume nachsinnen, und da gerieth ich plötzlich —“

Sie brach schaudernd ab, als ob sie die angefangene Rede bereute. Der Greis drückte ihre Hand stark und zog die Augenbrauen zusammen, als ob er einem schlimmen Feind in's Angesicht schauen müßte. Dann sagte er mit fester Stimme: „Du gerietheſt auf schwere Gedanken, du meinteſt, er sei vielleicht nicht ganz getödtet worden, dann haben sie ihn nach der Schlacht, wie das geschehen kann, mit den Todten zusammen eingescharrt, und er sei am Ende gar unter der Erde wieder zur Besinnung gekommen.“

Sie umschlang ihn und hielt sich zitternd an ihm fest. „Sieh, liebes Kind,“ sagte er, „solche schwere, entsetzliche Gedanken muß man nicht bei sich behalten, man muß sie frischweg aussprechen, dann verlieren sie schon viel von ihrer Kraft.“ — Er nickte ein paarmal langsam mit dem Haupte. „Freilich, freilich,“ fuhr er fort, „wenn ich das glauben müßte, dann würden meine grauen Haare mit doppeltem Jammer in die Grube fahren. Aber meinst du, darum sei er dir im Traum erschienen, er, der Freundliche, um dir eine so nutzlose Schreckenskunde zu bringen? Nein doch, nein! wenn Friedrich zu dir kommt, so ist's immer ein guter Geist. Er wollte dir sicherlich nichts andres sagen, als was du ihm im Traume selbst antwortetest. Aber wie auch sein Ende gewesen sein mag, halte nur das Eine fest, daß jedes Leiden für ihn vorüber ist. Und dann denk' an so Viele, die nicht schlechter als er, die jedenfalls Menschen waren: denk' an verstürmte Seefahrer, die auf offenem Meere oder an wüstem Strande verschmachteten, an verschüttete Bergleute in einem eingesunkenen Schacht; denk' an die grausame Strenge der alten Todesstrafen und der Folter — nicht um dich an der Unglücksgenossenschaft zu trösten, sondern um dir zu sagen, daß auch das ärgste, herbste Schicksal immer noch mit einem

menschlichen Maß zu messen ist. Und dann denk' an jene Märtyrer, an jene Blutzeugen in allen Ländern und unter allen Bekenntnissen, die für das, was sie mit reinem Herzen ihr Heiligstes hießen, das Leben frei und freudig hingaben, obgleich sie oft viele Tage lang unter den unerhörtesten Peinigungen sich nach dem Tode sehnen mußten. Sieh, Viele von ihnen haben ohne einen Schmerzenslaut gelitten, und waren doch Menschen, wie wir. Was sind wir gegen diese? Aber ihre Trübsal wurde ihnen leicht, weil sie zeitlich war, und in den Qualen stärkte eine Verheißung ihren Muth. Diese, kennst du sie nicht? in der Offenbarung steht sie und heißt: ‚Und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen.'"

Luise, die bis daher mit andächtigem Schweigen zugehört hatte, ergriff bei diesen Worten lebhaft seine Hand und rief: „Vater, da bringst du mich ja gerade auf das, was ich sagen wollte! Höre nur, ich bin noch nicht zu Ende. Als ich aufgestanden war, trieben mich meine Gedanken um und ließen mir keine Ruhe. Da beschloß ich endlich, die Ruhe in der Bibel zu suchen, wo ich sie schon so oft gefunden habe. Als ich auf's Gerathewohl aufgeschlagen hatte, da war es die Offenbarung Johannis. Ach, warum doch diese? dachte ich, die wird mir eher Unruhe als Ruhe bringen, denn von diesen schauerlichen Geheimnissen kann ich nichts verstehen. Dennoch sah ich die Stelle an, auf welcher mein Finger lag, und, Vater, höre nur, sie hieß: ‚Aber ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest.'"

Fromm, wie er war, lächelte der Alte doch und wiegte sein graues Haupt. „Da sehe nun Einer, wie es ausfällt, wenn die Weiber über die Apokalypse kommen!" sagte er. „Kind, nimm dich in Acht. Gott hat uns nicht umsonst zu der Bibel auch noch unsern guten, treuen Verstand gegeben, ja, und treffliche Lehren, die aus diesem geflossen sind."

„Das Grübeln ist sonst gewiß meine Sache nicht," versetzte sie. „Aber sieh — für mich — und unter diesen Umständen —"

„Nun," sagte er, „du wärest nicht die erste Christen-

seele, die in der Bibel einen besonderen Sinn für ihre persönlichen Angelegenheiten suchte, aber auch da kommt es immer noch darauf an, was die ‚erste Liebe' ist." — Gesprächig setzte er ihr hierauf aus einander, daß dies die Liebe des Kindes zu den Eltern, und zwar vorwiegend des Knaben zur Mutter, des Mädchens zum Vater sei, daß diese ersten Herzenseindrücke später wunderbar nachwirken können, und daß der Jüngling am glücklichsten sei, wenn er ein Ebenbild seiner Mutter, die Jungfrau, wenn sie ein Ebenbild ihres Vaters finde. Auf diese Weise hatte er selbst, wie er erzählte, seine Gattin gewählt, und in diesem Sinne, meinte er, könne man allerdings einem Menschen zurufen, daß er seiner ersten Liebe treu bleiben solle.

Er wollte diesen Lieblingsgedanken, dem er gerne nachzuhängen schien, noch weiter ausspinnen, aber er fand sich auf einmal durch das leise Weinen des Mädchens unterbrochen und rief bestürzt: „Himmel, was ist das für ein Unglückstag! Jetzt muß auch ich, der ich Alles recht machen wollte, noch aus dem Geleise fahren, und während ich dir da von meinen Grillen vorschwatze, vergesse ich ganz, daß du sie gar nicht auf dich anwenden kannst. Aber wenn du auch deine Eltern so frühe verlorst, daß du dich ihrer nicht mehr erinnerst —"

„So habe ich Eltern gefunden, denen ich so gut wie durch das Blut angehöre," rief sie, sich an ihn anschmiegend. „Ach, und das war es ja, was mich immer so zu ihm hinzog, und was ich mir jetzt noch immer sagen muß, wenn ich an Friedrich denke, daß — daß —"

„Nun?"

„Daß du gewiß in deiner Jugend gerade so warst, wie er," sagte sie, etwas verschämt durch ihre Thränen lächelnd, „oder daß er einst in seinen weißen Haaren ganz dir ähnlich werden würde."

Der Greis lachte gar liebenswürdig. „Das thut meinem alten Herzen wohl," rief er, „daß ich in meinen weißen Haaren noch so etwas wie eine Liebeserklärung zu hören bekomme. Uebrigens laß uns noch ein ernsthaftes Wort reden.

Du weißt, du bist unser Augapfel, und der Tag, der dich aus unserem Hause wegführt, macht in unsere Herzen einen großen Riß. Dennoch werde ich dir nie ein Hinderniß in den Weg legen. Im Gegentheil, und wenn du dich irgend auch nur mit einem Gedanken dem Grabe verlobt glaubtest, so würde ich Alles thun, um dir diesen Wahn zu benehmen. Es ist nun einmal so bei uns schwachen, sterblichen Menschen, daß die Todten einen Theil ihres Rechts an uns verloren haben. Der bessere, reinere Antheil bleibt ihnen unverkümmert, und du weißt, da, wo Friedrich wohnt, freien sie nicht und lassen sich nicht freien, da ist also auch keine Eifersucht. Folge du deinem Herzen, wenn es dich zu einem Manne hinzieht, der ihm ähnlich ist, und fürchte dadurch nicht, von deiner ersten Liebe abzufallen. Auch möchte ich nicht, daß du deiner Bestimmung untreu würdest. Die Bewerbung dieses unbescholtenen Mannes, wenn sie mir auch schmerzliche Erinnerungen weckte, hat mir doch um deinetwillen Freude gemacht, und ich kann dir nicht leugnen, liebes Kind, daß wir glaubten, du seiest ihm geneigt."

„Weiß ich doch selbst kaum, wie das so gekommen ist," versetzte sie erröthend und stockend. „Er war Friedrich's Freund, seine Trauer um ihn, seine aufrichtige Theilnahme, wie hätte sie mich nicht gewinnen sollen? Dann sein Heimischwerden bei uns, sein tägliches Kommen und Gehen, eure Freundlichkeit gegen ihn, das Alles machte mich zutraulich, aber — die Männer deuten auch Alles gleich so sehr zu ihrem Vortheil."

„Nun gut," sagte der Alte, „es ist ja bis jetzt nichts gesagt oder verhandelt worden, wodurch du gebunden wärest. Thue also, was dein Herz dir eingibt. Ist es aber nur eine vorübergehende Verstimmung, so wird der Auftritt von vorhin wohl ungeschehen zu machen sein."

Luise schüttelte den Kopf, ohne etwas zu erwidern, und der Vater ging, nachdem er ihr noch einige herzliche Worte gesagt hatte. Als Luise allein war, trat ihr die Vergangenheit lebendiger als je in diesen drei Jahren vor die Seele. Sie sah ihren Freund wieder, frisch, wie er ihr in der Nacht

erschienen war; sie erfreute sich in Gedanken seiner Trefflichkeit, als ob er lebte und jeden Augenblick zur Thüre hereintreten könnte. Zugleich aber trieb es sie, um die Lücke in der Gegenwart auszufüllen, nach einem Schubfache, das ihr Allerheiligstes verbarg. Da lagen Pfänder glücklicher Stunden, Briefe, ein Ring, eine Haarlocke und seine letzten Zeilen. Er hatte nie gedichtet, aber am Abend vor dem letzten Tage, als nach einem traulichen, beinahe fröhlichen Zusammensein auf einmal Wehmuth und tiefe Rührung ihn beschlich, da hatte er, ohne sich zu besinnen, die wenigen kunstlosen Zeilen auf ein Blatt geworfen:

„Wenn mich der Gott der Schlachten
Im Wettersturme rafft,
Soll mich kein Schmerz umnachten
Um meine junge Kraft.

Für Lieb' und Freiheit brennen,
Das fährt den Augenblick,
Drum darf ich's ewig nennen,
Mein schönes, kurzes Glück."

Sie las sie jetzt wieder und bewunderte die feste, männliche Handschrift. Ach, und dieselbe Hand, die diese weichen Worte schrieb, hatte sich der Eisenbraut verlobt und hatte den Tag darauf den letzten Druck, den letzten Gruß gespendet. Verloren! in dem Wort war Alles enthalten. Die glücklichen Bilder wichen von ihr, und noch einmal gab sie sich dem grenzenlosen Gefühl ihres traurigen Schicksals hin, aber es war ein Schmerz ohne Mißklang, es waren erleichternde Thränen, in deren Fluth sich die Seele still und ruhig badet.

Ein Menschenherz, das sich recht ausgeweint hat, gleicht einem Vogel, der sich in den Lüften wiegt, oder einem Kinde, das träumend in den blauen Himmel starrt. Nachdem Luise ihr Weh in aller seiner Tiefe und Reinheit durchgefühlt, war sie, wenn nicht so harmlos, doch fast so gedankenlos wie ein Kind, an's Fenster gekommen und sah dem Bau-

wesen zu, das erst so viele Bitterkeit in ihr aufgeregt hatte. Sie folgte den Quadern, den Balken, wie sie in die Höhe gezogen wurden, und staunte über das massenhafte Werden, das die vereinte Thätigkeit vieler Menschen hervorbringt. Während sie nun ihre Augen an dem aufsteigenden Hause hinuntergleiten ließ, traf sie ein seltsamer Blick, der starr auf sie gerichtet war.

Der unglückliche stumme Mensch, den die Bauleute mit ankommen ließen, hatte bisher ohne Unterbrechung seine Arbeit verrichtet, wie eine fest geordnete Wasserkraft, welche mit willenloser Stetigkeit ihre Räder in Bewegung hält. Niemand hätte sich träumen lassen, und am wenigsten er selbst, daß er noch Sinn für irgend etwas Anderes haben könnte. Da klang ein Fenster, das geöffnet wurde, das unglückliche Geschöpf hatte eben eine Last niedergelegt und wandte unwillkürlich den Kopf nach dem Tone. Der Arme sah das Mädchen, das am Fenster stand; er erhob sich immer höher und trat endlich auf die Zehen, um näher und besser hinzuschauen. Jetzt fiel auch Luisens Blick auf ihn. Sie erschrak über sein auffallendes Benehmen; es graute ihr vor dem stumpfsinnigen, kläglichen Ausdruck dieser Augen, die sich wie auf eine verlorene Seele besinnen zu wollen schienen. Er strich die struppigen Haare, die ihn am Sehen hinderten, aus dem Gesicht. Aber in demselben Augenblicke geschah in den Lüften über ihm ein Ruck, ein verworrenes Getöse und Gepolter folgte, ein Geschrei vieler Stimmen — Luise beugte sich aus dem Fenster, als könnte sie das unglückliche Opfer von seiner Stelle wegreißen — aber es war schon zu spät.

Der Amtsrath war, nachdem er noch einige Worte mit der Mutter gewechselt, in's Freie hinaus geeilt, um auf einem hastigen, heftigen Gang seinen Unmuth zur Ruhe zu bringen. Er hatte sich schon ziemlich weit entfernt, als ihm einfiel, daß das unselige Bauwesen noch immer fortdaure. Er rannte zurück, und da er des Werkführers nicht gleich ansichtig wurde, gebot er den einzelnen Arbeitern, wie sie ihm vor Augen kamen, augenblicklich einzuhalten. Diese gehorchten

dem mit mißmuthiger Strenge ausgesprochenen Befehl auf der Stelle; Andere, die nichts davon gehört hatten, arbeiteten eifrig fort, und hiedurch gerieth das Werk plötzlich in Verwirrung. Ein Stein, der eben hinaufgezogen wurde, machte sich los, schwebte einen Augenblick über dem Kopfe des Stumpfsinnigen, stieß aber zum Glück an einen Pfeiler, wodurch die Kraft des Falls gebrochen und die Richtung etwas verändert wurde. Doch war der Arme, während er noch immer zu dem Mädchen emporstaunte, hart an der Schulter gestreift und mit Gewalt gegen einen großen Quaderstein geworfen, so daß er mit blutendem Kopfe regungslos am Boden lag.

Alsbald war eine große Menschenmenge um ihn versammelt. Der Amtsrath rief seinem alten Freunde, der auf das Geschrei an's Fenster gekommen war, zu, erzählte ihm das Ereigniß, und dieser hieß den Ohnmächtigen sogleich in sein Haus bringen. Man trug ihn in ein leeres Zimmer im Erdgeschoß. Hier stand eine Bettstelle mit einem Strohsack, worauf man ihn niederlegte. Das Blut strömte ihm aus Stirne, Mund und Nase; kaum aber war er eine Weile so gelegen, als er sich rasch aufrichtete und mit hellen Augen um sich sah. „Wo bin ich?" rief er.

Der verwaiste Vater, der mit in's Zimmer getreten war, hörte den Klang dieser Worte, er fuhr mit einem heftigen Schauer zusammen und hielt sich an einem der Umstehenden fest, um Kraft zu sammeln. Er waffnete sich mit besonnener Ruhe. Dann trat er an das Lager des Erwachten, den er an der Stimme und an den Augen sogleich erkannt hatte; denn der tiefe Schmutz, der sein Gesicht überzog, und die verworren hereinhängenden blutigen Haare hatten ihn völlig entstellt. Die Ungewißheit seines Zustandes machte es nöthig, jede Bewegung der Freude und Angst zu unterdrücken. „Du bist zu Hause, Friedrich," sagte der Vater mit sanfter Stimme, und die Umstehenden traten mit Entsetzen zurück, nicht wissend, ob sich hier ein Auferstehungswunder zutrage, oder ob zwei Wahnsinnige zusammengetroffen seien.

„Wo komme ich denn aber her? Wo war ich denn?“ fragte der Kranke. „Was ist mir denn geschehen?“

„Du kommst vom Schlachtfelde,“ sagte der Vater so ruhig, als er vermochte, und mit einem leisen Wink gegen die Umgebung. „Du bist verwundet, ich hoffe, nicht gefährlich, aber die Wunde ist am Kopfe, deßhalb mußt du ganz ruhig sein und dich stille wieder hinlegen.“

„Vater, ist die Schlacht gewonnen?“ rief er, sich noch höher aufrichtend.

Der Alte nickte ein Ja und kämpfte mit übermenschlicher Anstrengung seine Thränen zurück. „Es ist Friede,“ sagte er endlich, „halte du jetzt auch Frieden.“ — Und Friedrich legte sich mit freundlichem Gehorsam, die Augen schließend, auf sein Lager zurück.

Wir unterlassen es, die Auftritte zu schildern, welche auf diesen erfolgen mußten. Wer schon beim Schall der Morgenglocke aus einem schweren Traum erwachte und seinem todbangen Herzen zurief: ‚Nein, die Sonne scheint wieder, deine Lieben leben noch, noch athmen wir im goldenen Lichte!‘ — der hat eine schwache Vorstellung von den Gefühlen, welche die so wunderbar wiedervereinigte Familie bestürmten.

Der Arzt hatte wenig nachzuhelfen: die Heilung war durch jenen glücklichen Unfall bereits vollbracht worden. Wie aber Friedrich aus der Schlacht entkommen, und was seitdem aus ihm geworden war, das wurde niemals aufgehellt, denn er wußte kaum mehr zu sagen, als was sein Vater im ersten Augenblicke des Wiedersehens errathen hatte. Er erinnerte sich, daß er nicht weit von einem Gebüsch an der Seite eines treuen Feindes focht, als er jenen Säbelhieb erhielt; ob er nun bewußtlos lebend unter den Leichen hervorgekrochen, oder ob er von dem Freund in das Gebüsch getragen worden war, das wußte er nicht. Am liebsten nahm er das letztere an und nannte sich dem ‚guten Kameraden im ewigen Leben,‘ der das Räthsel hienieden nicht mehr aufklären konnte, über das Grab hinüber verpflichtet. Wie dem sein mochte, der feindliche Säbel hatte ihn nicht zum Tode getroffen, aber ein trauriges Leben hatte er ihm gelassen, einen Rest ohne

Seele und Erinnerung, einen dreijährigen Schlaf, dessen Geschichte zu erforschen er für völlig fruchtlos hielt. Um so inniger aber bewegte ihn und alle Theilnehmenden der wunderbare Zug der Heimath und des Herzens, der ihn im bewußtlosen Todestraume durch unbekannte Strecken, durch weite Zeiträume zurückgeleitet hatte, um an der Seite seiner auflebenden Eltern wieder zu erblühen und aus den Händen seiner seligen Braut ein längeres Glück, als er in jenen Zeilen zu prophezeien gewagt hatte, in Empfang zu nehmen.

Ein Herzensstreich.

Mein Vetter Theodor — denn das war er im fünften oder sechsten Grade — wuchs in großer Eingezogenheit und Entfernung von jungen Leuten seines Alters auf. Seine Eltern waren so besorgt, die möglichen übeln Folgen des geselligen Umgangs von ihm abzuhalten, daß sie ihn nicht in die öffentliche Schule gehen ließen, sondern ihm einen Hauslehrer hielten, unter dessen Aufsicht er sich den größten Theil des Tages beschäftigen mußte. In den Erholungsstunden war es ihm vergönnt, in einem mäßigen Garten hinter dem Hause sich mit der Schaukel und andern ähnlichen Spielen zu vergnügen oder, da er großen Hang zum Lesen hatte, unberührt vom Gifte der Romane seinen Geist und sein Herz durch Campe'sche Jugendschriften zu stärken und zu bilden.

So wuchs er in der Einsamkeit heran, ohne von dem Weltlauf berührt zu werden oder einen Begriff von dem zu haben, was außer dem engen Kreise seines väterlichen Hauses geschah. Dasselbe galt unserer bescheidenen Vorstellung für den Palast des Reichthums selbst; es war, im Gegensatz zu dem altreichsstädtischen Herkommen, stets abgeschlossen, und die hohen, mit einem Gitter eingefaßten Staffeln gaben ihm

ein abschreckend vornehmes Aussehen. Den Sohn des Hauses aber bekamen wir fast nur von weitem zu sehen, wenn er, gleich einem ausländischen, sorgsam abgesperrten Vogel, hinter den Staketen des Gartens spazierte.

Als er sein vierzehntes Jahr erreicht hatte, führte ihn sein Vater, ein Kaufmann, den günstige Verhältnisse und Handelsverbindungen mit Italien in den Stand gesetzt hatten, den Detailhandel aufzugeben und nur noch Geschäfte im Großen zu machen, in sein Comptoir ein, wo er der Geheimsprache der kaufmännischen Correspondenz und den Mysterien der auf diesem „Platze" noch ziemlich neuen doppelten Buchhaltung obliegen mußte.

Auch in diesem vorgerückten Stande waren ihm, außer Spaziergängen oder Spazierritten mit seinem Vater und hie und da einer Spazierfahrt mit seiner etwas nervenschwachen Mutter, nur seltene Höflichkeitsbesuche bei Verwandten oder Bekannten seiner Eltern gestattet, wo die Unterhaltung schon sehr verwegen wurde, wenn sie das Gebiet der Erkundigungen nach dem wertheften Befinden und der Debatten über Wind und Wetter verließ, um in die bedenkliche Sphäre der neusten Moden, oder gar der Stadtchronik, oder vollends in das Kapitel der Verlobungen und Heirathen überzugehen.

Vom Verkehr mit den andern jungen Kaufleuten hielt ihn sein strenger Vater ganz und gar zurück, der, in den Sitten der guten alten Zeit erzogen, die Manieren und Begriffe dieser jungen Leute verabscheute; denn sie hatten in Frankreich, wohin sie frühzeitig zu ihrer Ausbildung gesandt worden waren, den deutschen Zopf, aber freilich zum Theil bis auf den kahlen Haarboden, abgelegt und machten Allen Autoritäten eine Opposition, die besonders den älteren Leuten in ihrer Vaterstadt widerwärtig war.

Mehr noch als der Wille seines Vaters schreckte unsern jungen Freund von seinen Altersgenossen das peinliche Gefühl zurück, das bei unvermeidlichen Begegnungen über ihn kam; er empfand deutlich, daß sie ihn übersahen und oft mit höhnischer Geringschätzung behandelten, wenn er gegen sie eine Aeußerung wagte, deren unglaubliche Unschuld dem her-

kömmlichen Weltlauf eben so sehr als ihren besondern Ansichten zuwider lief. Unter mancherlei Spottnamen cursirte er in ihren gesellschaftlichen Zusammenkünften und bot einen unerschöpflichen Stoff zu belustigenden Erzählungen von seiner Unschuld und Unwissenheit in den Angelegenheiten des täglichen Lebens dar. Die meisten dieser Anekdoten mochten erdichtet sein, aber auch die kühnste Phantasie wurde durch einen Einfall von ihm beschämt, womit er, ohne es zu wissen, gebieterisch in den Willen und die Rechte zweier Häuser eingriff und sich gleichsam träumend das Glück seines Lebens vom Baume schüttelte.

Der erste Geistliche der Stadt hatte zwei Töchter, von denen die jüngere, Marie, fast in gleichem Alter mit Theodor war und in Folge dessen mit ihm den Religionsunterricht besucht hatte und mit ihm confirmirt worden war. Schon damals hatte das sanfte, stille Mädchen einen unbewußten, aber großen Eindruck auf ihn gemacht; nie war er so aufmerksam, als wenn sie gefragt wurde, und doch konnte er nicht begreifen, warum sich immer nur der Ton, keineswegs aber der Inhalt ihrer Antworten in sein Gedächtniß einprägte. Die andächtige Miene, womit er die frommen Lehren ihres Vaters begleitete, gewann doch zuletzt stets eine Richtung auf die blauen Augen und die lichtbraunen Haare der Tochter. Unter den Gebeten und Sprüchen, die seine Altersgenossen längst in Frankreich vergessen hatten, war ihm jener Spruch der liebste, welcher anhebt: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes;" dies kam aber, ohne daß wir sein Christenthum verdächtigen wollen, doch zum Theil daher, daß Marie diese Worte bei der Confirmation hatte aufsagen müssen.

Auch nachher durfte er sie öfter sehen; die Bedürfnisse des Cultus und die Freundschaft seiner Eltern führten ihn häufig in das Haus ihres Vaters, der sein und der Seinigen Beichtvater war, und der gute alte Herr hatte ihn so lieb, daß er ihm, auch als er in seinen hohen Jahren die Beichtvorbereitungen wie den übrigen Gottesdienst einem Vicar überlassen mußte, gern ein Stündchen besonderer Belehrung

und Ermahnung widmete. Wenn dies vorüber war, so wurde der Jüngling an den Familientisch geführt, wo er sich bei einigen Erfrischungen mit den Mädchen und ihrer Mutter eine Weile unterhalten durfte. Hier befestigte sich seine Neigung zu Marien immer mehr, ja er gewöhnte sich, sie wie eine Schutzheilige anzusehen, wenn Minchen, ihre lebhafte Schwester, ihn durch schnelle Fragen oder gar durch Neckereien in Verlegenheit brachte und Marie, um ihm herauszuhelfen, die Antwort übernahm und durch einen leisen Verweis die Angriffe ihrer Schwester abschlug.

Nun hatte Theodor, so unbehilflich und unerfahren er auch in Gesellschaften erschien, doch manches Wort vernommen, das ihm eine helldunkle Aussicht in die Verhältnisse des Lebens eröffnete, manche Bezeichnung, die ihm seine leis geschäftige Phantasie ahnungsvoll ausmalte. Einige plauderhafte Basen liebten es gar zu sehr, davon zu sprechen, wen Diese oder Jene zum Bräutigam erhalten habe und wann die Hochzeit sein werde und wer dazu eingeladen sei, und dergleichen mehr. Einmal, als ein Vetter Theodors verlobt und seine Braut zu den Eltern auf Besuch gekommen war, hatte er es selbst mit angesehen, wie Jener nach Tische seinem Mädchen vor den Augen der Andern einen herzhaften Kuß gab, und dieses Schauspiel ging ihm lang im Kopf herum; wachend und träumend sah er den Vetter, wie er sich herabbeugte und zwei frische Lippen ihm entgegen kamen und zwei helle Augen ihm so freundlich und aufmunternd entgegenblickten; ja, er fing schon an, darüber nachzudenken, ob seine eigenen Lippen wohl auch zu diesem angenehmen Spiele geschaffen sein möchten.

Dazu kam noch, daß er an seinen Eltern das musterhafte Beispiel einer glücklichen Ehe sah, der es auch nicht an Aeußerungen einer größeren Zärtlichkeit fehlte, wenn sein Vater eine Geschäftsreise antrat oder sogar, was einige Male vorkam, nach geraumer Abwesenheit aus Italien zurückkehrte. Gar wohl erinnerte er sich noch, wie ihm eine Schwester in zarter Jugend gestorben war und die Mutter sich schmerzlich

weinend an den Vater lehnte, als wollte sie Schutz und Trost bei ihm suchen.

Die schönen Worte, die er bald darauf bei der Trauung jenes Vetters hörte, ‚in Freud und Leid, in Noth und Tod einander treu zu sein,‘ gruben sich unauslöschlich in sein Herz, und so hafteten endlich seine Gedanken bei dem Bilde eines solchen Lebens mit Marien, von der er anfangs gewünscht hatte, sie möchte ihm die Stelle der verstorbenen Schwester ersetzen, und die er sich nun als sein Weib zu denken gewöhnte. Auch rechnete er ganz unbefangen auf die Gefälligkeit des Freundes Storch, an den er zwar, zu reiferen Ansichten gelangt, den Maßstab mythischer Kritik anlegte, ohne jedoch diesem Bild eine bestimmtere Vorstellung unterschieben zu können.

Wie nun bei einem Gefäß Wasser, das den Gefrierpunkt erreicht hat, ein einziger Stoß hinreichend ist, um die ganz neue Gestalt des Eises plötzlich hervorzubringen, so war es ein unbedachtes Wort seines Vaters, das alle diese Gefühle und Träume auf einmal in die seltsamste That übersetzte.

Theodors zwanzigster Geburtstag war herbeigekommen; es war der Andreastag, und schon als Knabe hatte er sich ein Mächtiges darauf zu Gute gethan, daß sein Wiegenfest von der ganzen Christenheit gefeiert war, und, um auch seinerseits eine Ehre mit einer andern zu erwidern, jedes Jahr an diesem Tage den Jungen des Glöckners mit einem Geldstück bestochen, um bei dem Einläuten des Gottesdienstes helfen zu dürfen.

Seine Eltern hatten, wie gewöhnlich, eine kleine Gesellschaft zu einem fröhlichen Mahle geladen. Natürlich drehte sich das Gespräch vielfach um den Helden des Tags, und einige ältere Frauen wußten dem Vater nichts Schmeichelhafteres zu sagen, als wie wohlerzogen sein Sohn und wie groß und stark er zu seinem Alter sei.

„Ja, ja,“ erwiderte dieser, der in der Freude seines Herzens ein Gläschen mehr getrunken hatte: „er ist ein kräftiger Bursche, und ich glaube, es wäre nächstens Zeit, daß er sich verheirathete.“

Die Mutter, in welcher bei diesen Worten die anmuthigsten Gedanken erwachten, sagte lächelnd: „Da wollen wir ihn dem heutigen Heiligen, dessen geborner Schützling er ist, bestens empfehlen.“ Und die ganze Gesellschaft erhob sich, stieß die Gläser zusammen und ließ den heiligen Kreuzträger hoch und abermals hoch leben.

So wenig ernstlich nun auch dieser Toast, zumal von protestantischen Trinkern und Trinkerinnen, gemeint war, so zündete er doch dem jungen Schutzbefohlenen des Andreas ein ganz neues Licht an, wozu das liebevolle Verhältniß zu seinem Vater nicht wenig beitrug. Außer den unbedingten Pflichten des Sohnes und Lehrlings hatte er sich nämlich gegen ihn eine Menge anderer, gewissermaßen freiwilliger Verbindlichkeiten auferlegt, wofür er stets von ihm durch die freundlichste Anerkennung belohnt wurde. Was zur Befriedigung und zum Vergnügen des Vaters geschehen konnte, fand dieser immer gethan, ohne daß es im äußersten Falle mehr als einer leisen Andeutung bedurft hätte, und so hatte der Sohn sich nach und nach einen Kreis von überverdienstlichen Werken zu eigen gemacht, wobei es freilich neben einem gewissen Takte, der seinen Eltern in dem Isolirungssystem ihrer Erziehung allerdings nicht abzusprechen war, seiner guten Natur zugeschrieben werden mußte, wenn er eine gefährliche Klippe vermied, nämlich die Tugendhaftigkeit der sogenannten guten Kinder, wovon uns so manche Erziehungsschriften mit den widerlichsten Beispielen überhäuft haben. Alles, was von Gehorsam, Anlehnung, Gefälligkeit, Liebe und Zuvorkommenheit gegen seine Eltern an ihm zum Vorschein kam, war rein natürlich, und viele lustige Mißgriffe, wozu ihn auch diese Eigenschaften verleiteten, konnten die Ungeschminktheit seines Wesens bezeugen.

Theodor, wie ihn jenes hingeworfene Wort seines Vaters traf, glaubte nicht anders, als jetzt sei die Gelegenheit vorhanden, ihm die größte Freude seines Lebens zu bereiten, und war der festen Meinung, von dem Vater nach seiner Art dazu aufgemuntert zu sein. In diesem Augenblick fiel ihm ein, was bei seines Vetters Hochzeit dessen Vater gesagt

hatte: sein Sohn habe ihm schon viele Freude gemacht, aber noch nie eine solche, wie die, daß er ihm eine so liebe Tochter zuführe. Nun meinte er das Gleiche schuldig zu sein, ungefähr eben so, wie er den Vater sonst mit einer frühen Blume überrascht oder ihm einen sehnlich erwarteten Brief vor der Stunde des Austragens auf der Post abgeholt hatte.

Sein Entschluß war also schnell gefaßt, denn seine Neigung kam ihm zu Hilfe. Er wollte heirathen: wen, das wußte er, wie, das machte ihm kein Bedenken. Mit seinem Vater vorher darüber zu sprechen, fiel ihm gar nicht bei, denn in seinem ohnehin in sich gekehrten Wesen hatte ihn schon längst der Ausspruch des gemessenen Mannes bestätigt, man müsse nicht Alles beschwatzen und ausklingeln, sondern ruhig und geradeaus thun, was der Tag und seine Ordnung erheische. Auch war es gewiß nicht unbillig von ihm, wenn er das wichtige Vorhaben, eine Frau zu nehmen, unbedenklich für seine eigene Angelegenheit hielt.

Die Gläser hatten noch nicht ausgeklungen, als der Vorsatz, sich mit der schönen und sanften Marie zu vermählen, in seiner Seele durchdacht und reif war. Während bei einer Schlittenfahrt, die man Abends in der Novemberlandschaft machte, die Begeisterung der Andern schnell erkaltete, flammte seine eigene nur um so glühender auf; er saß in seinen Mantel gehüllt, und das Gebimmel der Glöckchen wiegte ihn in die süßesten Träume von seinem künftigen Glück.

Der Tag darauf war ein Sonntag und somit zur Beschleunigung des Vorhabens ganz geeignet. Ein Besuch bei dem Vater der Geliebten hatte Theodor vor kurzer Zeit mit den zu einer Heirath wesentlichen Formen bekannt gemacht; er hatte nämlich daselbst einen jungen Mann getroffen, der sich als Bräutigam vorstellte und von dem Geistlichen die nöthigen Belehrungen einholte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr der Jüngling, daß man vor der Hochzeit etliche Male proclamirt werden müsse und zu dieser vorläufigen Handlung durch ein gewisses Zeugniß von der weltlichen Behörde befähigt werde.

Er wußte, sein Vater würde heut in die Kirche kommen, und hatte ihm daher die angenehmste Ueberraschung von der

Kanzel aus zugedacht. Eben hatte man das erste Zeichen gegeben, als er sich auf den Weg nach dem Amthause machte, um, wie er meinte, das Nöthige daselbst in Ordnung zu bringen. Daß er nicht den leisesten Gedanken auch nur wenigstens an Mariens Einwilligung hatte, ist und bleibt allerdings ein kleiner Flecken in seinem sonst so trefflichen Charakter; doch mag es zu seiner Entschuldigung dienen, daß keine Anlage zum Despotismus, sondern die lautere Unschuld daran schuldig war: er dachte nicht anders, als so müsse es eben sein.

Nach kurzem Warten wurde er auf dem Amthause vorgelassen. Hier erwies ihm der Zufall, der so oft die seltsamsten Karten mischt, seine volle Gunst. Der Oberbeamte, den am Tage zuvor einige Freunde aus der Residenz zu besuchen gekommen waren, stand gestiefelt und gespornt vor dem Bittsteller und war im Begriffe den Sonntag durch eine Jagdpartie zu feiern, die er seinen Gästen zu Ehren anstellen wollte; unten aber stampfte und wieherte sein Roß, von nicht minderer Ungeduld als der Herr beseelt. Diese Hast benahm ihm den Scharfsinn, die Sache zu ergründen, deren Verdächtigkeit ihm in jedem andern Augenblicke schwerlich entgangen wäre, und er fragte nur etwas verwundert:

„Wie? so jung schon wollen Sie heirathen? Das ist mir in meiner langen Praxis noch nicht vorgekommen."

„Ich würde mich auch nicht so schnell entschlossen haben," erwiderte Theodor mit der unbefangensten Freundlichkeit, „wenn ich nicht wüßte, welche Freude ich meinem Vater durch diese Erfüllung seines größten Wunsches bereite."

Diese Aeußerung hielt der Amtmann für authentisch, und da er vernahm, daß die erste Proclamation heute schon vor sich gehen sollte, so dachte er, der Vater des jungen Mannes werde ihm wohl noch vor der Hochzeit seine Aufwartung machen, um diese wunderliche Eilfertigkeit zu erklären. Dabei erinnerte er sich der Instruction, die er von seinen Obern hatte, die weiland Reichsbürger, besonders die Angehörigen und Abkömmlinge der höheren senatorischen Würden, in allen billigen und möglichen Dingen mit Schonung und

Zuvorkommenheit zu behandeln. „Sie kommen also, um wegen Ihrer Minderjährigkeit Dispensation einzuholen?“ fragte er artig.

„Ja,“ stotterte Theodor, der von diesem staatsbürgerlichen Erforderniß eben jetzt den ersten Begriff erhielt; denn er war rein aus Zufall vor die rechte Schmiede gerathen, da er die Papiere, die ihm vorschwebten, ganz anderswo zu suchen gehabt hätte, nämlich auf dem städtischen Rathhause.

„Aber das werden Sie einsehen,“ fuhr der Beamte fort, daß ich Ihnen die Regierungserlaubniß, selbst durch Taubenpost, nicht von jetzt an bis zum Zusammenläuten verschaffen kann.“

Theodor sah ihn betroffen an und wollte schon die unglückselige Erklärung geben, daß die Sache in diesem Fall keine so große Eile habe, als der Amtmann ihm heiter und verbindlich in die Rede fiel.

„Wissen Sie was?“ sagte er. „Ihre Familie ist mir ja wohlbekannt. Die höchste Entscheidung kann nicht den mindesten Anstand haben, und daß sie noch vor Ihrer Hochzeit zu den Acten kommt, dafür will ich sorgen.“

Er setzte sich und schrieb, daß Kies und Funken stoben, sofern man dies von einer spritzenden Feder sagen kann. „Zumachen, siegeln, überschreiben, und gleich auf die Post!“ rief er dann seinem Schreiber zu, indem er den Bogen zu ihm hinüberfliegen ließ. Flugs ergriff und beklexte er einen zweiten, der „ventre à terre,“ wie sich der Beamte auszudrücken liebte, in Theodors Händen war. „Hier,“ setzte er hinzu, „ein provisorisches Attestat für das geistliche Amt, daß der Proclamation nichts im Wege steht.“

Ehe Theodor wußte, wie ihm geschah, war er mit einer Gratulation nebst Respect an seine Eltern abgefertigt. Den Amtmann aber trug sein schäumendes Roß im Gefolge der andern Reiter davon, und beim Anblick des ersten Hasen hatte er die ganze Angelegenheit vergessen.

Die Leidenschaften der Andern begünstigen unsere eigenen. Hatte Theodor sein Spiel bei dem weltlichen Amte gewonnen, so gelang es ihm beim geistlichen noch viel besser. Sein alter, würdiger Freund war ebenfalls ausgeritten, aber auf

eine andere Art als der Amtmann, und auch zu einem andern Zwecke. Ein sehr zahmer Schimmel, vielleicht ein Abkömmling des berühmten Hippogryphen, auf dem der fromme Gellert seine moralischen Spazierritte zu machen pflegte, hatte ihn auf ein benachbartes Dorf getragen, dessen Pfarrer, ein Universitätsfreund von ihm, krank darniederlag, und der Vicar sollte die Predigt halten. Schon läuteten alle Glocken zusammen, als unser unvergleichlicher Simplicissimus den weiten Weg vom Amthause zurückgelegt hatte und athemlos in das Studirzimmer trat. Er konnte kaum noch sagen: „Wollen Sie nicht die Güte haben, Herr Vicarius, und mich heute zum ersten Mal proclamiren?"

„Mit wem?" fragte dieser höchst erstaunt.

Es war dem Jüngling unmöglich, ihren Namen über die Lippen zu bringen, und er sagte daher blos: „Mit der Tochter des Herrn Stadtpfarrers."

Der Vicar wurde todtenbleich. Er hatte die älteste Tochter schon lange Zeit heimlich geliebt und glaubte auch in ihren Augen gelesen zu haben, daß er in ihrem Herzen keine geringe Stelle behaupte. Wie nun die Liebe blind macht, so dachte er nur an Minchen: sie war die Verlobte des unmündigen Knaben, und er war der Verspottete, der Herr von Gleichsam, welche Eigenschaft ihm schon als Amtsverweser anklebte. Ohne Zweifel hatte man um seine Liebe gewußt und deßwegen Alles vor ihm geheim gehalten. Darum war der Vater fortgeritten, um nicht mit ihm darüber sprechen zu müssen. So sehr wollte man ihn aufopfern, daß er selbst sie proclamiren mußte mit einem Andern!

Diese und hundert ähnliche Gedanken kreuzten sich in seinem Kopfe, es schwirrte ihm vor den Augen, er wußte nicht, was er dachte, was er that, aber seine Predigt hatte er rein vergessen. Endlich nahm er sich zusammen und sagte so fest wie möglich: „Nun, ich wünsche Fräulein Minchen alles erdenkliche Glück, und auch Ihnen, aus aufrichtigem Herzen."

„Nicht Minchen," entgegnete Theodor zögernd, der seinerseits in keiner geringeren Verlegenheit war.

„Also Marie ist Ihre Braut?“ rief der Vicar auffahmend. Theodor nickte erröthend mit dem Kopfe.

Es war heraus, Beide standen da und sahen einander erleichtert an. Endlich fiel der junge Geistliche in seiner Amtstracht dem beseitigten Nebenbuhler um den Hals und küßte ihn und wünschte ihm Glück und küßte ihn wieder; die Freude auf den plötzlichen Schrecken hatte ihn betäubt, und Bedenklichkeiten kamen ihm gar nicht in den Sinn. Zudem wurde drüben in der Kirche schon der erste Vers gesungen, und zu weiteren Erörterungen war keine Zeit. Wenn er in diesem Drang der Umstände auch nur den fernsten Zweifel gehegt hätte, so mußte schon das vom Amtmann ausgestellte Zeugniß hinreichen, denselben zu unterdrücken. Nach einer Ermächtigung von Seiten der Gemeindebehörde brauchte er nicht zu fragen, da die bürgerlichen Verhältnisse des Bräutigams wie der Braut „notorisch“ waren, und die Bücher, welche über ihre Geburt und Taufe Aufschluß gaben, führte er ja selbst. Er schrieb nur noch eilig die Namen der beiden Verlobten in das Verkündbüchlein, nahm Abschied von seinem neuen Freunde und begab sich in die Kirche. Unterwegs zwar kam es ihm doch ein wenig seltsam vor, daß man ihm, der das Vertrauen der Pfarrersfamilie in hohem Grade zu genießen glaubte, ein solches Geheimniß aus der Sache gemacht haben sollte; aber er konnte nicht lang nachdenken, denn der Weg zur Kirche war kurz, und er entdeckte auf einmal mit Schrecken, daß er alle seine Geisteskräfte aufbieten müsse, um sich wieder sattelfest in seine Predigt zu setzen, über die er unter der Erschütterung dieses Auftritts beinahe die Herrschaft verloren hatte.

Auch Theodor trat in die Kirche und nahm mit dem Gefühle, das eine wohlausgeführte und gelungene Unternehmung gewährt, seinen Platz im väterlichen Kirchenstuhle ein.

Wir wenden uns nun zu Theodors Braut wider Wissen, aber nicht wider Willen, und widmen ihrem Herzen eine kurze Betrachtung. Wenn *er* durch unbekannte Fesseln an Marien gebunden war und keinen klaren Begriff von diesem geheimen Zauber hatte, so fühlte *sie* dagegen eine desto deutlichere und

lebhaftere Neigung zu ihm, und Theodor wäre erschrocken, wenn er gewußt hätte, welche Verheerung seine treuen braunen Augen, die er oft so lang auf ihr ruhen ließ, in ihrem Herzen angerichtet hatten; sie selbst jedoch, deren Bewußtsein, wie natürlich, viel früher entwickelt war, wußte es nur gar zu gut.

Theodor war in der That schön zu nennen: in sein edles, faltenloses Gesicht hatte das Leben noch keine jener Linien geschrieben, in welchen die herbe Weisheit der Erfahrung zu lesen ist, und doch ruhte auf seiner Stirne ein tiefer Ernst, und um seine Lippen, auf welchen ein schwarzes Bärtchen zu keimen begann, spielte eine leise Wehmuth, wie sie nur jenen Sonntagskindern eigen ist, die sich in der Welt halb fremd, halb heimisch fühlen. Auch das Mitleid, mit dem sie ihm oft gegen die Neckereien ihrer Schwester zu Hilfe kam, war ihr gefährlich und weckte mit seinen Engelsstimmen neue, aber bald verstandene Gefühle in ihrem Herzen. Es war nicht zu seinem Schaden, daß sie oft von Fällen träumte, wo sie mit Wort und That für ihn einstehen und ihm den Weg ebnen müßte, auf daß sein Fuß an keinen Stein stieße; denn ein gewisses zärtliches Protectorat ist es, was junge Mädchen gar zu gern ausüben möchten.

Auf der andern Seite aber hatte Theodor bei aller Mädchenhaftigkeit etwas Entschiedenes und Männliches. Er war, da es sein Vater an nichts fehlen ließ, ein tüchtiger, kecker Reiter geworden, den oft nur die Bitten seiner Mutter von allzu verwegenen Streichen zurückhielten. Auch im Gespräche war er, bei aller Scheu des ungewohnten Bewegens in Gesellschaft, nicht eigentlich schüchtern oder befangen, sondern er gab sich, sobald die erste Verlegenheit überwunden war, zutraulich, gegen wen er es sein konnte, und offen auf jede Gefahr. Am meisten jedoch war ihr Herz gewonnen durch eine unaussprechliche Treuherzigkeit, die oft alle Schranken und Verzäunungen seines unbeholfenen Wesens auf's Liebenswürdigste durchbrach. So hatte sie ihm denn ihre volle Neigung zugewendet und dachte mit Grausen des Tages, an dem er einst die gebräuchliche Reise in's Aus-

land antreten würde, und den sie nicht überleben zu können meinte.

Der heutige Gottesdienst war nicht eben geeignet, sie ihren Träumereien zu entreißen. Freilich, um ein junges Herz voll weltlicher Entwürfe und Hoffnungen wo möglich dem Ewigen zuzuwenden, dazu hätte ihr Vater auf der Kanzel stehen müssen, den zu einer solchen Wirkung, abgesehen von seiner größeren Uebung und seinen reiferen Kenntnissen, schon allein sein Alter befähigt hätte. Sein Stellvertreter hatte, damit Alles heute zusammentreffen sollte, um den Plan unseres Helden zu krönen, zu seinem Thema die Liebe erwählt, freilich die christliche, aber sein Herz spielte ihm manchen Possen dabei. So wollte er zum Beispiel, um die Vorzüge der Liebe desto heller in's Licht zu stellen, ein abschreckendes Gemälde der Zwietracht entwerfen; hier hielt er sich aber sehr kurz bei den Zerwürfnissen der Menschen überhaupt auf und ging schnell zu einer Entwicklung der schädlichen Folgen ehelicher Zwistigkeiten über, schilderte beredt die Vermoderung der Gemüther von entzweiten Gatten und hielt dann mit Begeisterung eine feurige Lobrede auf den ehelichen Frieden und die eheliche Liebe. Auch als er zum Gegensatze zwischen der Liebe und der Weisheit dieser Welt überging, blieb die Vergleichung immer etwas zweideutig, und der Hauptpunkt hieß: ‚Die Weisheit der Welt ist lieblos oder wenigstens allzu berechnend, als daß sie dem stillen Zuge des Herzens nachzugehen wagte.' Er schloß endlich mit der Ermahnung an die Gemeine, der Liebe anzuhängen, die allein selig mache.

Bei dem letzten Theile waren Mariens Gedanken nicht mehr anwesend, auch das darauffolgende Gebet überhörte sie völlig. Sie weilte immer bei dem schönen Bilde des häuslichen Glücks, das der Prediger mit so hellen Farben ausgemalt hatte. Einmal wagte sie einen flüchtigen Blick auf Theodor zu werfen: da saß der liebenswürdige Verbrecher mit der harmlosesten Miene von der Welt, nur belebt durch eine kleine Ungeduld, womit er das Ende des Gottesdienstes heranzuwünschen schien. Auch sie blickte der letzten Ceremonie

jetzt entgegen; eine seltsame Gedankenverbindung erinnerte sie auf einmal an die Proclamation, die nach dem ersten Gebete stattzufinden pflegte, und kaum waren ihre Gedanken darauf gerichtet, so fing ihr Herz zu dictiren an:

„In den Stand der Ehe wollen sich begeben: Theodor Gradmann, Friedrich Gradmanns, hiesigen Bürgers und Kaufmanns, ehlich lediger Sohn, und Marie Tertor, hiesigen Stadtpfarrers, Jeremias Tertors, ehlich ledige Tochter."

Welch ein wundersames Licht goß ihre Liebe über diese bürgerlich nüchterne Formel aus! So, dachte sie, sollte es jetzt heißen! Sie hätte den Vicar zwingen mögen, es ihr nachzusprechen. „So Jemand Hindernisse wüßte," murmelte sie trotzig vor sich hin, „daß gemeldte Personen nicht ehlich könnten zusammenkommen" —

Da ertönte es von der Kanzel:

„In den Stand der heiligen Ehe wollen sich begeben —"

Gott im Himmel! Marie glaubte in den Boden sinken zu müssen, Wort für Wort hörte sie ihre geheimsten Gedanken in öffentlicher Kirche ausgesprochen. Die Sinne schwanden ihr, sie wußte nicht, ob nicht sie selbst es sei, die, von einer unwiderstehlichen Zaubermacht gezwungen, die leisen Worte ihres innersten Herzens mit lauter Stimme da droben der Gemeinde zurufe. Die weiche Stimme des Predigers klang ihr wie eine Gerichtsposaune; eingewurzelt, mit starrem Blicke vor sich niedersehend, ohne Sinn und Gedanken, blieb sie stehen, und als die Orgel zum letzten Vers von dem Liede: „Liebe, die du einst zum Bilde," einfiel, meinte sie die Donner des letzten Tages zu hören und erwartete regungslos den Einsturz des Gewölbes. Das Geräusch der fortströmenden Gemeinde brachte sie wieder zu sich, sie raffte sich, so gut es ging, zusammen und schwankte nach Hause.

Die Proclamation hatte in der Kirche großes Aufsehen erregt. Die Jugend des Bräutigams, seine wohlbekannte Unerfahrenheit, die Abweichung von dem gewöhnlichen Lebensgang junger Leute, Alles dies versetzte die Zuhörer in kein geringes Staunen, aber Mariens Verwirrung, wie man auch dieselbe deuten mochte, schien jedenfalls gegen die Ceremonie

keinen Einspruch zu thun, und weder an dem Sohne, noch an dem Vater, der sich ungemein zu beherrschen wußte, konnte man irgend etwas bemerken, das der Rechtmäßigkeit der Handlung widersprochen hätte.

Letzterer hatte sich selbst nicht getraut, als er die verkündeten Namen hörte; einen Augenblick hielt er es für einen tollen Studentenstreich des jungen Vicars, der jedoch stets einen so bescheidenen Humor und eine so gemäßigte Gemüthsstimmung gezeigt hatte, daß diese Annahme höchst unwahrscheinlich war; im nächsten Momente sagte ihm ein Blick auf seinen Sohn und dessen heiteres und unbefangenes Aussehen die ganze Geschichte dieser Veranstaltung. Sobald die Kirche zu Ende war, nahm er ihn beim Arm, indem er ihm mit strengem Tone zuflüsterte: „still, kein Wort jetzt!“ und führte ihn nach Hause. Theodor ging neben ihm her mit einem Gesicht und mit Schritten, wie wenn er in einen Eierkorb getreten wäre. Von den beiderseitigen Müttern war zum größten Glück heut keine in der Kirche gewesen.

Zu Hause mußte der arme Junge ein scharfes Verhör bestehen, aber seine Bekenntnisse waren bündig und überzeugend. Der Vater kannte seinen Sohn viel zu gut, als daß er nicht an die Redlichkeit seiner Absicht geglaubt hätte; sein Aerger schwand, und als er trotz dem, daß die Bereitwilligkeit des Vicars ein Räthsel für ihn blieb, bedachte, wie der Zufall dem unerhörten Vorhaben des Brautwerbers zu Hilfe gekommen war, konnte er kaum noch seine strenge Haltung bewahren. In dieser Umstimmung bestärkte ihn der Richter, ein jovialer Mann und vieljähriger Freund des Hauses, der seinen verwunderungsvollen Glückwunsch abzustatten gekommen war und nun, über den wahren Hergang belehrt, das Signal zur allgemeinen Heiterkeit gab.

„Der Bursche hat einen sublimen Einfall gehabt,“ sagte er, nachdem er sich satt gelacht hatte, „und Ihr, Freund, Ihr hättet es in Eurem ganzen Leben nicht so weit gebracht. Ich weiß wohl noch, welche Angst und Noth es Euch gekostet, bis Ihr endlich das Jawort dieser Eurer Frau hattet. Etwas jung ist Euer Sohn freilich noch, aber diesen Fehler wird

er von Tag zu Tag verbessern. Ich kann Euch versichern, schon als Experiment freut's mich ungemein, daß ich zwei so blutjunge Leutchen zusammengebracht sehe, und dann halt' ich's auch eher für nützlich als schädlich; denn jetzt können sie sich zusammengewöhnen und sich an einander bilden, viel eher, als wenn der junge Mensch in der Welt herumgestoßen worden ist und Lebensüberdruß, Langeweile und tausend unerträgliche Eigenheiten mitgebracht hat. Item, es geht; gebt die beiden Leutchen zusammen! An Vermögen fehlt es nicht, Ihr laßt Eurem Sohn einen Antheil an Eurem Geschäfte zukommen, was Ihr früher oder später doch gethan hättet, und wenn es denn je gereist sein soll, so schickt Ihr ihn nach ein paar Jahren in gemeinschaftlichen Angelegenheiten nach Italien; es reist sich doch auch anders, wenn man Weib und Kinder zu Hause hat. Gelernt hat er bei Euch, was er braucht, und dumm ist er auch nicht, denn an seinem heutigen Geniestreich seid Ihr selber schuldig, weil Ihr ihn zu wenig unter die Leute gelassen habt. Es ist auch nicht das einzige Beispiel: Fürsten heirathen sehr oft noch jünger, und warum soll dies Glück nicht auch einmal einem Bürger zu Theil werden? Und so gratulire ich denn von ganzem Herzen zu dieser Heirath, die mit so überraschender Geschwindigkeit zu Stande gekommen ist. Amen.

„Er aber, junger Herr," wandte er sich mit einem kräftigen Handschlage zu Theodor, „Er hat mich durch dieses Stückchen ganz und gar zum Freunde gewonnen. Seine Thorheit ist Weisheit vor Gott, und dies Alles ist geschehen, auf daß erfüllet würde, was da geschrieben stehet: ‚Selig sind die Einfältigen, denn sie werden das Himmelreich ererben!'"

„Sie haben aber in Ihrer Rechnung einen Factor vergessen," sagte der Vater: „denn wenn ich nun auch wohl oder übel einwilligen muß, was werden Mariens Eltern dazu sagen?"

„Pah! die haben so viel und mehr Grund, als wir, sich dem Zwang der vollendeten Thatsache zu unterwerfen. Und es sind ja alte Freunde."

„Aber Marie?" warf die sanfte Mutter ein. Es war

den beiden Männern gerade wie dem Sohne gegangen, sie hatten an die Hauptperson zuletzt gedacht.

„Darein mein' ich mich nicht!" rief der lustige Richter: „und überhaupt, was geht das uns an? Das ist seine Sache, der Tuckmäuser soll sehen, wie er zurechtkommt. Uebrigens glaub' ich nicht, daß er einen verzweifelt harten Stand haben wird, wenn er die Suppe ausessen muß, die er eingebrockt hat. Jetzt nur rasch vorwärts zum nachträglichen Verlöbniß. Es fehlt nichts mehr dazu, als was die altdeutsche Rechtssatzung vorschreibt: ‚Er trete ihr auf den Fuß und habe sihme.' Habeat sibi!"

Das grobe Geschütz des Richters trug den Sieg davon, und wenige Augenblicke darauf traten der Vater und der Sohn im Pfarrhause ein. Dort war die Verwirrung indeß nicht kleiner gewesen. Marie hatte sich, ohne ein Wort zu sprechen, auf ihr Zimmer geflüchtet, der Vicar, dem seine gesunde Vernunft jetzt sagte, daß er sich habe überrumpeln lassen, hatte der Mutter einen halben Aufschluß über den Vorfall gegeben und dann sogleich das Haus verlassen; Minchen war in Verzweiflung. Erst durch Theodors Vater wurde das Räthsel vollends aufgeklärt, und die verständige Frau sah sogleich ein, daß, wie die Sache nun einmal stand, kein Rücktritt mehr möglich sei.

„Ehe ich eine bestimmte Antwort gebe," fügte sie hinzu, „sollte ich freilich die Ankunft meines Mannes abwarten, aber der ganze Fall ist so klar und zugleich so unwiderruflich, daß ich mir seine Meinung im Voraus denken kann. Die Brautschaft also ist so gut wie im Reinen, aber — bedenken Sie, was die Welt sagen wird — die Hochzeit muß aufgeschoben werden."

„Warum nicht gar?" rief Theodors Vater, der, nachdem er einmal seinen Entschluß gefaßt hatte, in vollem Zuge war. „Ein Aufschub nach der Proclamation würde nur neues Gerede geben. Lassen wir die Welt glauben, was sie will und so lang sie kann. Die Wahrheit hat immer das letzte Wort."

„Vor Allem," sagte sie, „müssen wir sehen, wie wir mit Marien zurechtkommen; das Mädchen macht mir bang.

sie ist droben auf ihrem Zimmer und will kein Sterbenswort sprechen."

Hier faßte sich Theodor, der Rede des Richters eingedenk, ein Herz und bat so lang und so dringend, man möchte es ihm überlassen, Marien zu verständigen, daß die Mutter endlich einwilligte und sein Vater ihn lachend nach der Thüre trieb.

Mit klopfendem Herzen stieg er die Treppe hinauf und trat in das kleine Zimmer. Das liebe Mädchen saß an einem Fenster, dessen Vorhänge herabgelassen waren, das Gesicht in ihr Tuch gedrückt. Bei seinem Eintreten blickte sie mit thränenschweren Augen auf, wendete sich aber unwillig ab, da sie ihn erkannte. Theodor trat zögernd hinzu und stammelte:

„Liebe Marie —"

„Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut!" rief sie mit von Schluchzen erstickter Stimme. „Das ist ein Spaß, der mir das Herz bricht."

„Mein Gott!" rief Theodor, dem beim Anblick ihres Jammers ebenfalls die Thränen kamen, „es war kein Spaß, es war ja mein völliger Ernst!"

Marie sah ihn starr an und brach auf einmal in helles Lachen aus, worein ihr sympathetischer Freund bald von Herzen einstimmte. Dann aber nahm sie eine sehr ernsthafte Miene an und fragte ihn, wie er sich unterstanden habe, so eigenmächtig hinter ihrem Rücken über sie zu verfügen.

Er erwiderte, da er es nicht habe über die Zunge bringen können, ihr sein Herz zu entdecken, so habe er sich einen andern Mund gewählt, um seine Herzensmeinung recht laut und deutlich auszusprechen.

Sie lachte und weinte zu gleicher Zeit und hörte nicht auf, ihn einen abscheulichen Bösewicht zu nennen, bis er ihr schwur, er habe nicht von ferne daran gedacht, daß die Ueberraschung, die er sich im Vertrauen auf ihre herzlichen Gesinnungen für ihn und die Seinigen ausgesonnen, ein Eingriff in ihren freien Willen sei, er habe gemeint, so müsse man es angreifen, wenn man frischweg und ganz aus eigenen

Stücken in die Welt hinein rufen wolle: „Die will ich und keine Andere!“

Wer liebt, vergibt leicht, wenn er seinen Willen, sei es auch auf Kosten eben dieses Willens, erlangt hat; daher, als er auf's treuherzigste um Verzeihung bat und sie fragte, ob sie nun das Geschehene gelten lasse und die Einwilligung der beiderseitigen Eltern durch die ihrige bestätige, faßte ihn das schöne Kind statt aller Antwort beim Kopf und küßte ihn recht herzhaft. Dieser Kuß that Wunder und brachte unsern Helden auf einmal in Weisheit und Verstand um viele Jahre vorwärts; es ging ihm wie dem kühnen Jonathan, als er den Honig gekostet hatte, wovon geschrieben steht: „Da wurden seine Augen wacker.“ Er war zur Erkenntniß gekommen, aber auf eine Art, wie sie nur einem Schoßkinde des Glücks zu Theil wird, zu einer Erkenntniß, wie sie der Dichter bezeichnet:

„Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den gold'nen Duft der Morgenröthe webend.“

Mitten im Jubel der beiden glücklichen Kinder traf der alte Geistliche auf seinem Schimmel ein, bereits von Allem unterrichtet; der Vicar war ihm entgegengegangen und hatte sich das Gewissen durch eine aufrichtige Beichte befreit, wobei er den Zustand seines eigenen Herzens nicht ganz hatte verbergen können. Der alte Herr legte heiter lachend Mariens und Theodors Hände in einander, und da die Herzen nun einmal geöffnet waren, so fügte es sich, daß die untergehende Sonne dieses Tags auf das Glück zweier Brautpaare leuchtete.

Es war unserem Helden doch erst wohl, als am nächsten Sonntag die zweite, rechtmäßige Ausgabe seiner Proclamation erfolgte. Wie er aber am Hochzeittage seine Neuvermählte aus der Kirche führte, wurde er von den Leuten mit Verwunderung betrachtet, und sie flüsterten sich zu, er sehe aus, als ob er in der kurzen Zeit um einen ganzen Kopf in die Höhe und um eine ganze Brust in die Breite gewachsen wäre.

Das gepaarte Heirathsgesuch.

Unsere Zeitungen hatten noch sehr kleines Format, sehr graues Papier und sehr stumpfe Lettern, unserer bürgerlichen Welt war der politische Zahn der Zeit noch nicht einmal durch-, geschweige angebrochen, und der männliche Theil derselben starb noch vor Schüchternheit gegen den weiblichen, — da stand einmal eine niedliche Nähterin oder Putzmacherin, denn noch gab es keine strenge Arbeitstheilung zwischen diesen beiden Industriezweigen, im vormaligen Zilockengäßchen, das kaum erst seinen Namen abgelegt hatte, eines Abends am Fenster und sah nachdenklich auf die Vorübergehenden hinab. Die Glocke hatte Feierabend verkündigt, die Arbeiter ließen ihre Geschäfte liegen, und Jung und Alt, Vornehm und Gering eilte zur Stadt hinaus, um im Freien den schönen Sommerabend zu genießen oder sich in den Biergärten draußen, die auch im Stande der Unschuld schon blühten, gütlich zu thun.

Auch Hannchen hatte Feierabend. Auf dem Tische neben ihr lag ein fein gearbeitetes Hemd, an dem sie eben den letzten Stich gethan hatte, und nun athmete sie durch's offene Fenster die erquickende Kühlung ein und dachte an ihre Lage, deren Einsamkeit ihr immer fühlbarer wurde. Schon wollte

sie traurig werden, als sie ihren Vetter Gottlob in der Straße erblickte. Ihre Miene belebte sich, sie lächelte schelmisch, als er heraufsah, und winkte ihm, zu ihr zu kommen.

Hannchen war vor einigen Jahren mit ihrer Mutter aus einer Landstadt in die Residenz gezogen, wo sie ein besseres Fortkommen zu hoffen hatten. Sie täuschten sich auch nicht; der Fleiß und die Fertigkeit der geschickten Tochter fanden allenthalben die beste Aufnahme, die feine Arbeit, mit der sie in ihrem Städtchen bei Niemand hatte ankommen können, wurde gesucht, und sie hatte bald alle Hände voll zu thun. Die Mutter führte die Haushaltung und genoß das reichliche Auskommen, das die Tochter freudig mit ihr theilte. So lebten sie mit einander in der Stille hin und fühlten sich wohl in ihrer Genügsamkeit. Aber ein neuer Stern ging dem guten Mädchen auf, als Gottlob, ihr Vetter und Jugendgespiele, aus demselben Städtchen nach Stuttgart kam, um daselbst an seine Ausbildung die letzte Hand anzulegen.

Derselbe war nicht mehr und nicht weniger als ein Schneider, also, was auch das Sprüchwort dagegen sagen möge, einer, der da Männer macht. Selbstvertrauen besaß er indessen nicht im Ueberfluß, sonst würde er längst gemerkt haben, daß sein Bäschen gründlich in ihn verliebt sei. Er hatte es jedoch in seinen Entdeckungen blos so weit gebracht, dieses Gefühl in umgekehrter Richtung an sich selbst wahrzunehmen, daher er in Hannchens Nähe nur zitternd und mit unterwürfiger Demuth zu treten wagte. Ihre Mutter hatte mit Lächeln zugesehen und im Stillen gedacht, es sei besser, wenn sich die Beiden nicht gar zu frühe gegen einander aufschlößen; ihren Gesinnungen würden sie wohl getreu bleiben, und wenn Gottlob dereinst aus der Fremde zurückkomme, so werde sich Alles von selber geben.

Aber die gute Frau sollte das nicht erleben. Sie starb vor der Zeit und ließ ihre Tochter allein in dieser Welt zurück. Nicht allein, denn der treuherzige Vetter war ihr ja geblieben, und er sparte keinen Eifer, sich hilfreich und auf-

merksam zu erweisen. Die neugierigen Nachbarinnen machten jedoch zweideutige Gesichter zu den Besuchen des schüchternen Beschützers, und das Mädchen merkte bald, daß, so lang er nicht erklärter Maßen der Ihrige sei, es nicht in die Länge so fortgehen könne. Da es ihr auch sonst nicht an Anfechtungen fehlte, sofern verschiedene junge Herren in zweierlei und einerlei Tuch sich das Wort gegeben zu haben schienen, die Putzmacherei zu unterstützen, so hatte sie Ursache genug, ihren Stummen von diesem seinem Fehler geheilt zu wünschen.

Hannchen war schlauer als Gottlob und hatte längst sein Herz ergründet. Sie hielt es deßhalb in ihrer Lage für wohlgethan, ihn zu einer Erklärung zu veranlassen. Unverhohlen zeigte sie ihm ihr hübsches Gesicht in seiner vollsten Freundlichkeit, aber ach, der blöde Vetter wagte sich das nicht zu seinen Gunsten zu deuten, er glaubte eben auch sein Scherflein von ihrer Gutherzigkeit gegen die ganze Welt einzunehmen.

Nun ging sie einen Schritt weiter; sie klagte um ihre Mutter, schilderte ihm ihre Verlassenheit, die Gefahren, denen sie ausgesetzt sei, und schloß damit, daß sie unmöglich länger allein in dieser großen Stadt bleiben, sondern entweder irgendwo einen Dienst suchen oder aber sich verheirathen müsse. Dann bat sie ihn um seinen Rath und fragte namentlich mit blutrothem Gesichte, was er von dem letzteren Entschlusse halte. Der gute Gottlob überlegte nicht, daß ein Mädchen nicht nur so geradezu vom Heirathen sprechen kann, wie die Männer, sondern er nahm es für ausgemacht an, daß er sie nun bald in den Armen eines Andern werde sehen müssen, und sagte mit niedergeschlagener Miene: „Ja, Hannchen, ich denke, das wird das Beste sein.“

Wenn sie ihn aber fragte: „Was meinst du, Gottlob, wen soll ich heirathen?“ so seufzte er und erwiderte, das sei schwer zu sagen, und man sollte nie bei so etwas rathen, denn wenn's nachher schief gehe, so habe es immer der Rathgeber zu verantworten Nannte sie ihm dann Diesen oder Jenen, auf den sie etwa ein Auge werfen könnte, so ant-

wortete er mit fast brechender Stimme: „Ja, Hannchen, ich meine, der würde recht für dich sein," — und ging, um die Thränen, die ihm in die Augen traten, zu verbergen.

Wie oft hatte Hannchen über seine hartnäckige Blödigkeit geseufzt und gescholten! Oft glaubte sie einen Augenblick, er verstelle sich absichtlich und freue sich im Stillen seines Triumphs; aber sobald sie sein gutmüthiges, schüchternes Gesicht erblickte, gab sie alle solche Gedanken sogleich wieder auf. Desto weniger aber ihren Plan. Es war in den letzten Tagen manches vorgefallen, was sie bestimmte, die Ausführung desselben zu beschleunigen, und sie hatte auf heute, was man zu sagen pflegt, einen Hauptschlag vorbereitet. Das Mittel, das sie ausgesonnen, war freilich etwas verzweifelt, aber es schien seinen Mann kaum verfehlen zu können, und da hoffentlich ein bloßer Versuch genügte, den Zweck zu erreichen, so sah sie keine Gefahr dabei.

„Fast sollte ich mich schämen," sagte sie zu sich, während sie den Vetter die Treppe herauf kommen hörte. „Meine arme Mutter würde tüchtig mit mir zanken. Aber was soll ich machen? der Gottlob thut den Mund nicht auf und wagt nichts, als daß er mich immer mit herzbrechenden Blicken ansieht. Was ist's auch weiter? ich mache ihn ja unglücklich, wenn ich ihm nicht auf die Spur helfe; denn er hat mich doch gar zu lieb. Und ich? —"

Sie unterbrach sich in ihrem Selbstgespräch und rief: „Herein!"

„Guten Abend, Hannchen!" sagte Gottlob, indem er eintrat.

„Guten Abend, Gottlob! wie geht's?"

„O, so ziemlich."

„Hast du schon Feierabend?"

„Ja, Hannchen."

Nun trat eine Pause ein, in welcher Gottlob sich an's Fenster stellte und von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf Hannchen warf.

„Sieh, Gottlob," sagte Hannchen, „da habe ich eben etwas für die Regierungsräthin fertig gemacht."

Er betrachtete das Hemd sorgfältig und schien es nicht ungern in den Händen zu halten. „Feine Arbeit," sagte er endlich: „man sieht keinen Stich."

Langsam legte er es wieder weg. Hannchen nahm einen Stuhl und setzte sich neben ihn.

„Da hab' ich nun den ganzen Tag gearbeitet," sagte sie. „Du weißt, die Regierungsräthin ist streng, wenn man ihr etwas versprochen hat, und ich muß morgen noch einmal den ganzen Tag dran setzen, um das Dutzend fertig zu bringen."

„Dann trägt es aber auch was ein," sagte Gottlob freundlich.

„Ein schön Stück Geld," erwiderte Hannchen seufzend.

Gottlob sah sie fragend an.

„Ja," fuhr sie fort, „ich sehe zwar wohl, daß ich mich durchbringen kann, aber damit ist's nicht gethan. Ich habe dir schon oft gesagt, daß es nicht länger so geht. Meine Mutter ist todt, und es will sich nicht schicken, daß ich so allein lebe. Du weißt ja, ich will die alte Litanei nicht wiederholen. Aber jetzt ist mein Entschluß gefaßt, und du, Gottlob, mußt mir dabei behilflich sein."

„Ja, Hannchen. Was soll ich thun?"

„Du mußt aber nicht lachen und auch nicht bös werden."

„Nein, Hannchen, aber was willst du denn?"

„Heirathen."

„Das hast du freilich schon oft gesagt."

„Ja, aber wie greifen wir's an?"

„Du mußt doch zuerst wissen, wen du heirathen willst," sagte Gottlob mit beklemmter Stimme.

„Das weiß ich selbst nicht," sagte Hannchen.

„Dann ist guter Rath theuer."

„Wenn du mich nicht auslachst, Gottlob, so will ich dir's sagen."

„Nun?"

Sie wandte sich verschämt auf die Seite und sagte: „Man muß es in die Zeitung setzen."

Gottlob starrte sie an. Er mochte bis jetzt geglaubt

haben, daß die Zeitungen, wie andere nützliche oder schädliche Pflanzen, von selbst wachsen. Hannchen aber belehrte ihn aus einer Nummer des Schwäbischen Merkur, die sie ihm vor die Augen hielt, daß diese Blätter, eigener Aussage zufolge, erst verfaßt, gedruckt und verlegt werden müssen, um als fertige Produkte in's Publikum hervorzugehen, und durch eine genaue Zergliederung der mit zarter Schrift gegebenen Anzeigen machte sie ihm begreiflich, wie dieses Publikum selbst daran mitarbeite, so jedoch, daß Niemand erwarten dürfe, seine Willensmeinung gedruckt zu lesen, wenn er sie nicht vorher habe einrücken lassen.

Hierauf las sie ihm einen Heirathsantrag vor, der in dem Blatte stand. „Es ist die neuste Mode," sagte sie, „auf diesem Wege kann man sich viel gegenseitige Verlegenheit ersparen. Du kannst mit dem Schreiben besser umgehen als ich," — fuhr sie fort, nachdem sie ihm die Form einer solchen Anzeige einzuprägen gesucht, — „und zudem hätte ich nicht das Herz, einen Heirathsantrag mit eigener Hand abzufassen und an den Merkur zu schicken. Deßhalb bitte ich dich inständig, lieber Gottlob, thu du's für mich, denn du weißt ja jetzt, wie man's machen muß."

Hannchen hatte darauf gerechnet, diese ausgesuchte Tortur müsse ihm endlich die Lippen gewaltsam öffnen. Hatte er doch vor jedem Andern das erste Recht auf sie, und wie hätte sie glauben können, daß er sie einem Fremden überlassen würde! Höchstens war zu vermuthen, daß er sagen werde: Wenn dir's eins ist, wen du zum Mann bekommst, so kannst du im Nothfall auch mit mir vorlieb nehmen. Aber ob nun Demuth oder Bitterkeit diese Worte eingab, die Demuth ließ sich aufrichten, die Bitterkeit war zu versüßen.

Allein wie sehr hatte sie sich getäuscht! Der arglose Jüngling glaubte ihr Alles auf's Wort. Er schwieg und hielt die Augen auf den Boden geheftet. Ihr Herz klopfte laut, sie sah ihn immer ängstlicher an. „Ja, Hannchen, ich will's besorgen!" sagte er endlich. Mit diesen Worten rannte er zur Thüre hinaus, eh' sie noch den Mund aufthun konnte, und mit einem Satz war er die Treppe hinab.

Wer könnte Hannchens Schrecken beschreiben? Sie war rathlos, als sie ihren Vetter die Treppe hinunterstürzen hörte. „Vater im Himmel," rief sie, „was soll ich anfangen? Ich darf ihn wahrhaftig nicht fortlassen!" Sie sprang zur Thüre und rief ihm nach, er gab keine Antwort; sie eilte zurück und riß das Fenster auf, er war nirgends mehr zu erblicken. Halb von Sinnen warf sie sich in einen Stuhl. „Er ist fort," rief sie. „Da hab' ich mir einen schönen Zwirn eingefädelt. Aber es geschieht mir recht! warum hab' ich den armen Schelm so geplagt! Es wäre gescheiter gewesen, wenn ich ganz aufrichtig und ehrlich mit ihm gesprochen hätte. Winkelzüge führen zu nichts Gutem. Jetzt hab' ich nichts als das gute Herz betrübt, und obendrein komm' ich in den Merkur! Nein, dieses Unglück, es darf nicht sein, eher spring' ich in den Feuersee!"

Sie schickte eine Wasserträgerin, die sie in ihrem Dienste hatte, um Gottlob in seiner Wohnung aufzusuchen und zu ihr zu bringen, aber diese kam mit der Nachricht zurück, daß er nicht zu finden gewesen sei. Hannchen kam auf den Gedanken, selbst zum Merkur hinzulaufen, um ihn zu bitten, daß er die Anzeige nicht aufnehmen möchte, aber ihre Scheu vor den Gewalten der Oeffentlichkeit, mit welchen sie doch so verwegen gespielt hatte, war zu groß für diesen Schritt. Verzweiflung trieb sie in ihrem Stübchen umher, aus welchem sie sich nicht mehr herausgetraute, und spät erst fand sie einige Beruhigung in dem Gedanken, daß der Vetter doch keinenfalls seinen unseligen Diensteifer so weit treiben werde, ihren Namen in die Anzeige zu setzen.

Gottlob war in seinem Schmerz durch mehrere Straßen gerannt; noch nie hatte er sich in einer solchen Aufregung befunden. Das Leid, das ihm so lang gedroht hatte, jetzt stürmte es mit vollen Schlägen auf ihn ein. Und doch beugte er sich geduldig unter seine Last, die Aufregung ging vorüber und machte einem stillen Grame Platz. „An mich denkt sie nicht," sagte er, „ich bin ihr noch zu jung. Aber ich will ihren Willen thun, Alles, Alles!"

Er hatte eine Brieftasche bei sich, die zur Aufbewahrung

der Kleidermaße diente und mit Bleistift und Papier versehen war. Seufzend riß er ein Blatt heraus und schrieb die Anzeige an der nächsten Straßenecke. „Nun werden sie kommen," murmelte er, „in Schaaren werden sie kommen und sich melden. Ich sollte ihr's nur zum Trotze thun und auch anklopfen, aber mich will sie nicht, mir hätte sie es ja mündlich sagen können. Uebrigens," fuhr er fort und legte den Finger nachdenklich an die Nase, „das hätte sich eigentlich doch nicht geschickt. Und vielleicht ist's ihr auch so gewesen, sie war so verschämt. Wie, wenn sie —? Antragen konnte sie sich doch nicht wohl, auch wenn sie einen Gusto an mir hätte. Das wäre im Gegentheil meine Sache, weil es doch so passender ist. Ach, ich bin recht einfältig gewesen! Ich will gleich zu ihr zurück und sie fragen! — Nein, Gottlob, nein! wenn sie dich nun auslachte, wie würdest du vor ihr stehen? — Auslachen? das würde sie mich nicht, gewiß nicht, aber abweisen? Nein, ich kann ihr's nicht selber sagen."

Er bedachte sich lang. Da kam ihm auf einmal ein großer Gedanke, und triumphirend rief er aus: „Dummkopf, du hast ja den Vorsprung vor allen Andern, du kannst dich ja gleich beim Merkur um sie melden!" — Gesagt, gethan! er zog das Blättchen noch einmal heraus, fügte eine Nachschrift hinzu und eilte davon.

Das Haus des Schwäbischen Merkurs hatte er bald erfragt. Unter der Hausthüre begegnete ihm ein junger Herr, der vom Zeitungsgeschäfte kam und sich ebenfalls des Feierabends erfreuen wollte.

Gottlob trat ihn an. „Um Vergebung," sagte er respectvoll, „sind Sie vielleicht der Schwäbische Merkur?"

„Ein Stück von ihm," erwiderte der Herr, welcher am vorigen Abend den Hamlet gesehen hatte.

Gottlob zog sein Blättchen hervor, wußte aber nicht, was er sagen sollte. So stand er eine Zeit lang vor dem Herrn und blickte bald auf ihn, bald auf das Papier, bis der Herr endlich sagte: „Ist das ein Artikel?"

„Ja," sagte Gottlob, drückte ihm das Papier in die Hand und wollte davon eilen.

„Halt!" rief Jener. „Anonyme Artikel werden nicht aufgenommen."

Er entfaltete das Blatt, während der Verfasser wie ein armer Sünder vor ihm stand. „Das ist ja blos eine Annonce," sagte er, „die ist bei der Expedition abzugeben."

Damit deutete er mit dem Daumen über die Schulter und wollte das Papier zurückgeben. Schon aber hatte er etwas von dem Inhalt in's Auge gefaßt und begann neugierig zu lesen, wobei er anhaltend lächelte und sich ein paarmal stark räusperte.

„Ein kleiner Liebesroman?" sagte er endlich, nachdem er gelesen hatte. „Dieses zweistimmige Anliegen könnte mündlich billiger abgemacht werden. Wie?"

„Es geht nicht an, Herr," antwortete Gottlob verlegen.

„Warum denn nicht?"

Gottlob schwieg.

„Nun," sagte der Herr sichtlich ergötzt, „was mich nicht brennt, das will ich auch nicht blasen. Die Herzensangelegenheit wird Eile haben?" setzte er hinzu. „Ich will sie an das Comptoir besorgen, das jetzt wohl schon geschlossen ist."

Gottlob stammelte einige Worte, verbeugte sich und wollte abermals die Flucht ergreifen.

„Halt, guter Freund! noch einmal Halt!" rief der Herr. „Das geht nicht so geschwind. Sie müssen mir vorher noch Ihre Adresse aufschreiben."

Er reichte ihm das Blatt wieder hin.

„Wozu denn?" fragte Gottlob.

„Ei," sagte der Herr lachend, „man muß doch wissen, wo die Einrückungsgebühr abzuholen ist."

Gottlob sah ihn mit offenem Munde an. Er hatte nicht gedacht, daß man die Zeitungen für Beiträge, die man ihnen bringt, auch noch bezahlen müsse.

„Kann ich es nicht gleich entrichten?" fragte er nach einigem Zögern. „Was ist meine Schuldigkeit?"

Der junge Herr lachte laut. „Das gehört nicht in mein Departement," sagte er. „Wenn Sie die Rechnung

gleich haben wollen, so tragen Sie das Blatt morgen in die Expedition."

„Nein, nein!" rief Gottlob ängstlich. Er wollte nicht zweimal Spießruthen laufen. Schnell zog er den Bleistift heraus, um die Adresse zu schreiben. Aber da fiel es ihm siedheiß ein, daß die Rechnung, bei ihm abgegeben, Meister und Gesellen zu Mitwissern des Geheimnisses machen würde. Vor diesen wollte er sich nicht mit seinem zunftfremden Meisterstücke sehen lassen. Was thun? Nirgends ein näherer Bekannter, ein Vertrauter, den er vorschieben konnte! Und der Herr schien über sein Zögern ungeduldig oder gar mißtrauisch zu werden. In dieser brennenden Noth schwebten ihm einzig und allein die vier Wände vor, die er so eben verlassen, aber nicht als der Ort, wo sein Liebstes lebte und webte, sondern als ein Miethstübchen, das, mochte er oder ein Anderer der Glückliche sein, in Kurzem leer und fremd werden mußte, und so schrieb er Hannchens Wohnung auf, wie wenn das Geschäft, das er durch diese Bezeichnung dorthin verlegte, bereits ein Theil des bevorstehenden Auszugs wäre.

Der Herr steckte das Blättchen zu sich und bewegte sich die Straße entlang, um seiner Abendgesellschaft von der spaßhaften Begebenheit vierundzwanzig Stunden früher zu erzählen, als der minder glücklich situirte Theil des Publikums sie durch den Druck erfahren sollte. Gottlob aber wurde, während Jener sich entfernte, von allen Furien der Hölle angefallen. Er hatte in einer Art von Taumel gehandelt, aus dem er plötzlich erwachte. Die unerhörte Keckheit, mit Ueberschreitung seines Auftrags als Selbstfreier aufzutreten, und die noch unerhörtere Schandthat, sein ehrfurchtsvoll geliebtes Hannchen an den Merkur zu verrathen — erst jetzt wurde es ihm klar, was er gethan hatte! Er wollte nacheilen, um des Papiers wieder habhaft zu werden, aber der Muth hatte ihn gänzlich verlassen, seine Beine trugen ihn nicht, und als er sich endlich aufraffte, war es zu spät. Die Angst trieb ihn vor die Stadt hinaus, und er schweifte in Feld und Wald umher, vor seiner Anzeige wie vor einem Steckbriefe fliehend.

Hannchen verbrachte den folgenden Tag nicht sehr gleichmüthig. Sie sandte ihre Wasserträgerin einmal um das andere nach dem Hause von Gottlobs Meister, um den Vetter heimlich zu beschicken. Vergebens, er war nicht zu sehen. Da Jene endlich geradezu nach ihm fragte, gab ihr der Meister den Bescheid, er sei heute zum erstenmal ausgeblieben und scheine sich auf eigene Füße stellen zu wollen.

Der Tag wurde dem armen Mädchen schrecklich lang, das Nähen wollte nicht von Statten gehen, und als sie am Morgen nach der zweiten schlaflosen Nacht der Regierungsräthin die bestellte Arbeit brachte, sagte ihr diese, so sehr sie die übrigen Hemden loben müsse, so sehr mißfalle ihr das zwölfte, das ihr wegen des krummen Schnitts und der groben Stiche fast unbrauchbar scheine.

„Das gute Hannchen kann ihre Gedanken auch nicht immer bei der Nadel haben," unterbrach sie der Rath, ihr Gemahl, der eben zum Frühstück die Zeitung las.

Auf einmal lachte er laut auf, las und lachte und las wieder und wußte sich kaum zu fassen. „Höre nur, Frau," rief er, „was der Merkur bringt! Zwei Heirathsgesuche, die einander gefunden haben!"

Hannchen horchte hoch auf.

„Da höre nur einmal," fuhr er fort und las, wie folgt:

„Ein schönes, junges Frauenzimmer, das von Herkunft sehr wohl erzogen ist und eine äußerst feine Nadel führt, wünscht sich aus verschiedenen Gründen zu verheirathen. Sie sieht vor Allem auf ein gutes Herz und daß der Mann etwas in seinem Fach versteht. Gefälligen Anfragen wird auf diesem Wege entgegengesehen."

Und nun gleich darunter:

„Wofern obbelobtes Frauenzimmer Liebhaber wäre zu einem gewissen Menschen, den sie hieraus errathen kann, so wird sie gebeten, ein weißes Taschentuch unter ihr Fenster zu hängen."

Die Räthin lachte hell auf. „Wenn das Ernst ist," sagte sie, „so weiß ich nicht, was ich mehr bewundern soll,

die Vorsicht in der weiblichen Anzeige oder die Courage in der männlichen, und auf was man begieriger sein muß, auf die Anträge, die im Merkur, oder auf die Liebesflaggen, die unter den Fenstern erscheinen werden."

„Was meinen Sie, Hannchen," rief der Rath, „hätten Sie nicht auch Lust, sich auf diese Art an den Mann zu bringen?"

Hannchen war froh über diese Frage; sie hatte nun doch einen Grund für die Purpurröthe, die ihre Wangen überzog. Dringende Geschäfte vorschützend, entzog sie sich schnell ihren Gönnern, die ihr noch ein Frühstück vorsetzen wollten, und eilte, mehr hüpfend als gehend, nach Hause, wo sie sich der ausgelassensten Lustigkeit überließ.

„Das heiß' ich mir einen Freier!" rief sie aus. „Nun hat er doch endlich Muth bekommen, sich anzutragen. Jetzt bin ich erst froh, daß ich auf dieses Mittel gericth! Aber das Zeichen kann ich ihm nicht geben: heut' wird sich jedes Mädchen wohl hüten, ein Taschentuch zum Fenster heraushängen zu lassen. Nun geht er am Ende vorbei und meint, es sei nichts, wenn er die Fahne nicht sieht. Ich muß den ganzen Tag am Fenster bleiben und auf ihn warten."

Gottlob hatte die erste der beiden Schmerzensnächte im Wirthshause eines benachbarten Dorfes, wo eine Hochzeit mit Tanz gehalten wurde, halbschlafend in einer Ecke zugebracht. Diese ungewohnte Lebensweise war gar nicht geeignet, ihn aus seiner Muthlosigkeit zu einer zuversichtlicheren Lebensanschauung zu erheben. Doch sah er, als er sich am andern Morgen die Haare zurechtstrich, seine Lage von einer neuen Seite an, die ihm bis jetzt zwar nicht ganz unbewußt geblieben, aber doch auch nicht klar genug vor die Seele getreten war. Wenn er nämlich fortfuhr, in der Welt umherzuschwärmen, so kam es nicht blos dahin, daß die verwünschte Rechnung für die Annonce bei Hannchen abgegeben wurde — das war ohnehin nicht zu vermeiden, da er sich um keinen Preis mehr zum Merkur zurück getraute — sondern sie mußte dieselbe auch bezahlen.

Dieser Gedanke rührte sein bürgerliches Ehrgefühl in

allen Tiefen auf. Wenig fehlte, so zählte er sich jenen Charakteren bei, die sich im Biergarten von der Geliebten frei halten ließen. Er brach auf und rannte spornstreichs nach Stuttgart zurück, um diesem Schlage zuvorzukommen. Welch ein Glück für Hannchen und ihn! Sein guter Genius hatte, nicht in der glorreichsten Form zwar, dafür gesorgt, daß er ihr nicht ganz verloren gehen konnte.

Doch flatterte er noch an einem langen Faden. Er mäßigte unterwegs seinen Schritt und erwog, daß die Gebühr doch wohl nicht eher eingezogen werden würde, als bis, wie ihm der junge Herr auseinandergesetzt hatte, die gedruckten Zeilen berechnet werden könnten. Es handelte sich also vor Allem darum, zu erforschen, ob die Anzeige in der Zeitung stand. Er athmete auf, als ob er eine Galgenfrist gewonnen hätte, und obendrein beschlich ihn die Hoffnung, der Herr, dem die Sache so schnurrig vorgekommen war, werde ihr keine weitere Folge gegeben und das Papier in der Tasche behalten haben.

Statt unter die Augen zu treten, vor welchen er zitterte, verfügte er sich in ein Weinhaus. Dies war, wie zu seiner Ehre gesagt werden muß, sonst nicht seine Gewohnheit, aber er wußte kein anderes Mittel, dem Merkur beizukommen. Schüchtern, wie einer, der nichts Gutes vorhat, trat er in die volle Stube und setzte sich an ein Nebentischchen, von den strengen Blicken der Trinker gemustert, die, auf dem noch gediegen goldenen Boden des zünftigen Handwerks der „Frühmesse" obliegend, seine Berechtigung zum Hiersein in stille Frage zogen. Eine Begegnung mit seinem Meister hatte er nicht zu fürchten, denn derselbe zechte erst Abends, noch weniger mit den Gesellen, denn diesen lag die Anmaßung ferne, sich in die Gesellschaft von Zunfthäuptern einzudrängen, aber eben aus diesem letzteren Grunde war es ihm für sich selbst gar nicht wohl zu Muthe. Er konnte an dem dichtbesetzten Tische den Merkur nicht erspähen, wagte nicht darnach zu fragen und wünschte sich weit hinweg. Unterdessen drangen Bemerkungen an sein Ohr, sehr hörbar gemurmelte, über die bei der Jugend einreißende Verderbniß,

über Leute, die, noch nicht hinter den Ohren trocken, schon am frühen Morgen in's Wirthshaus gehen, und dergleichen mehr. Da erhob er sich schnell und ging um ein Haus weiter.

Seinen zweiten Versuch unternahm er mit mehr Umsicht. Er sah erst, wie im Vorübergehen, durch die Fenster eines zur ebenen Erde gelegenen Wirthszimmers, und als er einen einzigen Gast darin gewahrte, so kehrte er um und wagte einzutreten. Ein dicker Mann saß am Tische; er hatte den Merkur vor sich liegen, aber ohne darin zu lesen. Gottlob setzte sich weit unten an den Tisch und wartete geduldig eine lange Zeit. Da jedoch der Andere keine Miene machte, sich des Blattes zu bemächtigen, so stand er auf, trat nach und nach näher und streckte zögernd die Hand aus mit einer wohlgesetzten Bitte um Entschuldigung, die da zeigte, wie viel er auf gute Erziehung hielt. Jener aber schlug mit der breiten, fleischigen Hand auf das Blatt, daß es klatschte, und sah ihn knurrend an. Gottlob zog sich erschrocken zurück und setzte sich wieder auf seinen Platz, um abermals zu warten. Allein vergebens hoffte er, daß die Reihe des Lesens an ihn kommen werde; der Gewaltige hielt die Hand beständig auf den Merkur gedeckt und gab das Blatt nicht eher frei, als bis er den Aspiranten hoffnungslos abziehen sah.

Gottlob betrat eine dritte Wirthschaft, nachdem er sich überzeugt hatte, daß gar Niemand in der Stube war. Es dauerte lang, bis die Wirthin kam. Der Wein war schlecht; er segnete ihn, als eine Vogelscheuche, die das Feld rein erhielt. Indessen, wie scharf er auch umherblicken mochte, die ersehnte Zeitung war nicht vorhanden. Sollte er sich erkundigen? Sollte er's mit einem weitern Wirthshause wagen, mit dem vierten in einem Vormittag? Er schwankte noch, da ging die Thüre auf, ein Kind sprang herein und legte den Merkur auf den Tisch. Er brauchte nur darnach zu greifen und war beinahe bestürzt über sein Glück. Lässig, als gälte es blos einen müßigen Augenblick auszufüllen, zog er das Blatt an sich, und während die Wirthin ihm auf eine gleichgiltige

Bemerkung umständlich mit den Namen sämmtlicher Mitleser aus der Nachbarschaft diente, begann er sich mit klopfendem Herzen über den Inhalt herzumachen.

Mit großer Ausdauer, als ob er die Geschicke der Welt zu überwachen hätte, verweilte er bei den politischen Artikeln, und nur verstohlen, aber um so aufmerksamer, ließ er die Augen über die Anzeigen hingleiten. Die Vorsicht war überflüssig, denn keine Beobachtung kümmerte sich um sein Thun, und wäre er mit den Einrichtungen des Zeitungswesens bekannt gewesen, so würde er sich die fruchtlose Mühe an diesem Tage erspart haben, denn als er seine beiden Anzeigen abgegeben, war die heutige Nummer schon fertig gewesen. Er fand daher seinen Beitrag nicht, obgleich er das Blatt scheinbar spielend wohl ein Dutzendmal hin und her wendete.

In seiner Herzensklemme zum Trunkenbold und Vagabunden zu werden bedroht, machte er sich mit schwerem Kopfe von dannen und zerbrach sich denselben, was er jetzt thun solle. Es war ihm unmöglich, in dieser ungewissen Lage sein altes Geleise wieder aufzusuchen, und da er keinen andern Ausweg fand, so kehrte er zu dem gestrigen Lebenswandel zurück, um abzuwarten, bis wenigstens eine zweite Sonne über dem Merkur aufgegangen wäre. Die Nacht fand ihn in der alten Ecke der Dorfherberge, die glücklicherweise von der Nachhochzeit belebt war, und den andern Vormittag saß er abermals hinter dem geschwefelten Weine, der ihm den unbestrittenen Besitz der Zeitung sicherte. Sie lag schon auf dem Tische, die Wirthin aber that zuvorkommend ein Uebriges und schob ihm das Blatt vollends hin.

Er wurde feuerroth und ließ es eine Weile liegen, wagte aber doch das Schicksal nicht allzu lang auf die Probe zu stellen, sondern vertiefte sich allmählig in die spanischen Angelegenheiten, worauf es nicht lang anstand, bis ihm bei heimlichem Dazwischenblättern seine beiden Anzeigen in die Augen stachen. Die abgenutzten Lettern auf dem grauen Papiere sahen ihn durchbohrend an. Er hatte Mühe, seine Fassung zu behaupten, und hielt, wie im Eifer des Lesens,

den Merkur vor das Gesicht, damit die Wirthin in diesem nichts zu lesen bekäme. Sie aber, von der vermeinten Anhänglichkeit des beharrlichen Gastes gerührt, knüpfte ein Gespräch mit ihm an und suchte ihm bestens die Zeit zu vertreiben, so daß er froh war, als er sich endlich aus den Maschen ihrer Unterhaltung herausgezogen hatte.

Jetzt galt es vor Allem, die Rechnung in's Reine zu bringen. An das Andere dachte er nur nebenher und mit Zittern. Er wollte unter dem Vorwand, daß Hannchen Geld für ihn ausgelegt habe, ihrer Hauswirthin den etwa zutreffenden Betrag übergeben und unter dem weiteren Vorwande, daß er sehr pressirt sei, auf flüchtigen Socken wieder hinwegeilen. Als er an ihr Gäßchen kam, konnte er sich nicht enthalten, von ferne einen Blick nach ihrem Fenster zu werfen. Ach, da hing kein weißes Taschentuch. Zwar konnte er nicht wissen, ob ihr der Merkur schon zu Gesicht gekommen, aber seine Angst ließ ihn das Schlimmste fürchten.

Leise drückte er sich auf der Seite, wo Hannchen wohnte, an den Häusern hin, um nicht von ihr gesehen zu werden, und wollte eben in die Hausthüre schlüpfen, da fiel ihm etwas Weiches auf den Kopf und legte sich wie ein Schleier über sein Gesicht. Er schlug die Augen auf: sie stand am Fenster und lächelte pfiffig bedeutungsvoll. Er blieb verdutzt stehen, sie gab ihm einen Wink, und er sprang mit dem Tuch die Treppe hinauf, nicht ohne unterwegs einige Male stehen zu bleiben und dann wieder pfeilschnell vorwärts zu eilen.

Hannchen wollte sich vor Lachen ausschütten, als er zur Thüre eintrat. Auf einmal aber erschrak sie. „Wie siehst du aus?" rief sie, „du bist ja ganz verwahrlost. Was ist dir denn geschehen?"

Er antwortete betreten, er habe eine dringende Reise machen müssen.

Seine Verlegenheit ließ sie errathen, was er verschwieg, und gab ihr schnell ihre fröhliche Laune zurück. „Du hast mir einen schönen Streich gespielt!" rief sie.

„Hast du's denn gelesen?" fragte er furchtsam.

„Freilich," rief sie: „wer ist denn mit der zweiten Anzeige gemeint?"

Gottlob schwieg; er wagte nicht, sie anzusehen.

„Vetter Gottlob, Vetter Gottlob, du gehst auf Schleichwegen, das erwirbt dir kein groß Vertrauen bei mir. Aber ich bitte dich, hättest du mir's denn nicht selber sagen können?"

„Ich hatte nicht das Herz," sagte er leise, die Augen noch immer niedergeschlagen. „Ich glaubte nicht —"

„Du blinder Maulwurf," unterbrach sie ihn, „du glaubtest nicht, du sahest nicht, du hörtest nicht, du merktest nicht! Sag' mir nur, hat dir denn nie etwas geschwant?"

„Mir?" fragte Gottlob und sah sie erstaunt an. Die freudigste Hoffnung leuchtete ihm aus den Augen.

„Freilich! muß man's dem verstockten Menschen noch sagen, daß man ihn von Anbeginn hat leiden können, daß man —"

„Hannchen!" rief er und flog ihr an den Hals.

„Daß all' das Gerede die Zeit her nur darauf angelegt war, ihm das Maul aufzubrechen, daß ich ihn vorgestern mit aller Gewalt zum Reden bringen wollte und nur darum den Schnaken mit dem Merkur ersann! Und er geht hin und spielt mir den feinen Possen, und dann meint er noch, ich werde die weiße Fahne aufpflanzen, damit alle Leute, die die Zeitung gelesen haben, mit Fingern auf mich deuten!"

„O Hannchen," rief er, „vergib mir! sieh, ich hatte immer einen Respect vor dir, daß ich dir's nicht beschreiben kann."

„Das ist mir im Grunde lieb," lachte das fröhliche Mädchen: „behalt nur immer deinen Respect und sei hübsch artig und folgsam gegen mich. Aber wenn du mir in Zukunft etwas zu sagen hast, so setz' es nur nicht in die Zeitung, ich bitte dich schön; du kannst mir Alles in's Gesicht sagen, denn du bist jetzt mein Schatz und mein Beschützer."

Während er nun seinem Bräutchen, fast verschämter und schüchterner als sie selbst, den ersten Kuß auf ihre Lippen

drückte, wurde an die Thüre geklopft; erschrocken ließ er sie aus den Armen und wandte sich um. Ein Knabe trat herein, einen Zettel in der Hand.

„Was ist's?" fragte Gottlob und trat ihm entgegen.

„Ich soll hier eine Rechnung abgeben," erwiderte der Junge und reichte ihm das Papier.

„Was bedeutet das?" sagte Hannchen und sah über seine Schultern.

„Es ist ein prompter Mann, der Merkur," versetzte der Bräutigam lachend, indem er die Rechnung berichtigte. Er hatte jetzt bedeutend an Muth gewonnen. „Dein Kaufpreis ist's," fügte er hinzu, als der Knabe gegangen war. „So, das wär' im Reinen. Nun aber auf und in unsere Heimath zurück, wo keine Seele erfahren soll, daß der neue Schneidermeister und seine Frau Meisterin mit einander durch den Merkur gesprungen sind."

Auch eine Dorfgeschichte.

Was ist es, was die realistische Muse nicht zu lehren und, süßkräftig, sauerstofflich, bittersalzig, doch immer mit unendlichem Geist und Geschick, einzugeben wüßte? Nenne mir Astronomie, Börsenlehre, Cabbala, oder, um nicht geistlos im Abc fortzufahren, Juristerei, Strategie, Politik und Medicin in gegenseitigem Durchdringen, Philosophie in viererlei Tracht, im zerrissenen Mantel des Zweifels oder im geschonten Glaubens- und Kirchenrock, im psychologischen Paletot oder im moralischen Talar, Naturgeschichte der entdeckten und unentdeckten Reiche, von der Ceder bis zum Ysop, vom Diluvium bis zum Todtliegenden und so fort, vom Urliteraten Pterodaktylus und Urkritiker Mammuth bis herab zum kleinsten mikroskopischen Tropfen unsrer Tage mit seiner Fusions- und Infusionswelt, Naturwissenschaft jeder Art, Länder- und Völkerkunde von „Humboldt's des Sohnes" Leben bis zur vollendeten Eskimographie hinauf, Historie und ganz insonderheitlich Culturhistorie in Vor-, Mit- und Nachwelt, vor Allem aber in den modern-romantisch-bengalisch-gegensätzlich-brennenden Arbeits- und Genußlebensactienfragen der Jetztzeit, und zwar wo oder wie nur Gegensätze genossen und verarbeitet werden können, in Soll und Haben, Thaler und Gulden, Heller und Pfennig, Handel und Wandel, Commerz und In-

dustrie, Production und Consumtion, Realitätenbesitz und Proletariat, in unsern Strafanstalten wie sie sind und wie sie sein sollten, in männlichen und weiblichen Rettungshäusern für behaltene oder entlassene Verbrecher, in barmherzigen Schwestern und unbarmherzigen Brüdern, geistreichen Jünglingen und herzarmen Jungfrauen, Europa- und Amerikamüdigkeit, Roman und Drama, Theater und Parlament, Galerie und Tribüne, kurz, in Kraft und Stoff, Dorf und Stadt, Sansara und Sahara, Sonnen- und Mondwirthschaft, zwischen Himmel und Erde, in Moni und Brosi, Hans und Grete, „Müller und Schulze", „Schiller" und „Göthe" — — — zähle mir Alles und Jegliches auf, thue Dieses und noch Andres mehr hinzu, und wenn dir der Athem darüber ausgeht, so hast du erst noch gar nichts gesagt!

Mit Lachen denke ich jetzt der Zeit, wo mein Kopf ein „Allotrion" aus Frau Benedictens Küche*) nur äußerlich in „Ruck und Eck" genießen durfte, weil er über seinem Berufe, mir als Mauerbrecher den Weg in eine Facultät zu bahnen, keine Zeit für Allotria übrig haben sollte. Wie anders jetzt, seit die Allotrien zu Wissenschaften geworden sind und die Wissenschaften sich auf die Poesie geworfen haben! Dieses vormalige Mädchen aus der Fremde, das einst, wie die Sage geht, mit kleinen Gaben nur in's Thal zu armen Hirten kam, jetzt steht sie mitten auf dem weiten breiten Forum, wo die große Welt sich um sie drängt, von allen Facultäten bewundert und umworben; allerseits regnet es Geschenke, Prunksachen und Prachtstücke auf sie herab; und siehe da, selbst unsre höchste Reichscentralfacultät, die volkswirthschaftsschulräthliche, die tugendhestige, die strenge und etwas genaue Hausmutter, reicht Stück um Stück ihr aus dem mächtigen Kasten dar, würdig-mild, wie es der gebildeten Hausfrau zukommt, die da denkt, daß Geben nicht blos seliger denn Nehmen sei, sondern auch „honoriger", zumal gegen ein Mädchen oder Weib aus den niedern Schichten.

---

*) Siehe Viertes Buch der Denk- und Glaubwürdigkeiten, Cap. III.

Aber unsre kluge Fremde hat unvermerkt, die kleine Hexe, ihren Wohlthätern und Wohlthäterinnen das Fell über die Ohren gezogen. Antiquirt sind alle Facultäten, absorbirt alle Fachstudien nunmehr. Zu ihr mußt du gehen, Knabe, zu ihr, der Muse, die ich meine. Was auch dein jetziges oder späteres Fach sein möge — acht Tage nur in ihrer Schule — eine mehr als billige Frist für drei bis vier, auch neun bis zwölf Leihbände — und du weißt Alles, ja nicht blos was du brauchst, sondern auch womit du glänzen kannst. „Mit welcher Freude, welchem Nutzen wirst du den Cursum durchschmarutzen!"

Nur glänze mir nicht zu stark mit den davongetragenen Lichtern, denn ganz vollkommen in dieser Welt der Mängel kann auch sie nicht sein. Besonders ihren Gestirnen, so populär-astronomisch sie über Gerechte und Ungerechte scheinen, vertraue du nicht allzu blind, dieweil sie, dieser Gestirne Lenkerin, mit Fräulein Gerda*), das heißt mit der alten Zauberlaune, westöstliche Himmelswirren anzustiften, noch nicht radical gebrochen hat. Mit Umsicht betritt ihre Gewächshäuser, in welchen es ihr manchmal wie großen Herren geht, die ihren eigenen Kopf haben und nicht auf den Gärtner hören wollen; und auch in ihrer freien Natur möchte ich dir, falls du dort dein Futter suchen müßtest, nicht jedes Gräschen und jedes Hälmchen unbedingt empfehlen. Ruhig aber magst du dich in ihrem zoologischen Garten niederlassen, selbst wenn der Zeiger dort auf Mittag weist; denn diese wählerischen Thiere fressen wunderselten was ihnen Gott beschieden hat, vielmehr können sie Geschmackseigenheiten blicken lassen, um deren Befriedigung sie ein Römergaumen des bas empire beneidet haben würde. Im Technischen und Technologischen wirst du mit ihr nicht schlechter fahren, als in mancher Fabrik und auf mancher Eisenbahn; sei daher stets auf Allfälligkeiten gefaßt, und bedenke namentlich, daß es ihr plötzlich in den Sinn kommen kann, launisch wie Nero, nur großartiger noch als er, ihre ganze Schöpfung, das Werk

*) Vertreterin der Naturphilosophie im „Zauberring."

ihrer eigenen Hand, eine Errungenschaft also von Millionen und Milliarden, zu guter Letzt am Ziele aller ihrer Anstrengungen in Rauch und Dampf aufgehen zu lassen.

Trachte jedoch vor Allem häuslich zu werden in ihren Salons und Geschäftslocalen, wo du gründlich lernen wirst, mein Kind, wie wichtig es in dieser besten aller Welten und Gesellschaften ist, Monde und Demimonde, ehrliche Leute, die ihr Glück zu schmieden wissen, und ungeschickte Spitzbuben, die das Nachsehen haben, gedämpften Altersgang und gerieben Jugendschwung, kurz, Idealismus und Realismus, oder richtiger, vielleicht auch eben so richtig gesagt, Realismus und Idealismus, will sagen altfränkisch-behäbige und neumodisch-imposante Speculation, von einander unterscheiden zu können, und das zu allermeist in jenen lichterloh brennenden Fragen von Kopfes-, Herzens- und Geldeswerth, in welchen dir „unsrer Brust geheime tiefe Wunder" sich öffnen werden, die Seelenwunder unsrer Gegenwart meine ich, die so wunderreich ist an moralisch-psychologisch-poetischer Oekonomie, ökonomisch-poetisch-moralischer Psychologie, poetisch-ökonomisch-psychologischer Moral, mit Einem Wort also, an psychologisch-moralisch-ökonomischer Poesie, und die eben darum, wie selbst französische Kritiker uns zuschwören, sich so ganz ausschließlich für die Romantik eignet.

Die wahre Heimath aber und den ganzen Frieden, o Sohn dieser Culturwildniß, findest du doch erst, dann, auch bei ihr erst dann, wenn du an ihrer eben so leutselig als gebieterisch anklopfenden Hand in die Gemüthswelt jener edeldenkenden, weichgeschaffenen, zart- ja zärtlichfühlenden Dorfbewohner herniedersteigst, die bei der ersten Regung auf ihren Wink die langvergrabenen Capitalien, auch Haus und Hof, wo nicht gar das Hemd vom Leib herschenken, in eine Welt, worin die schöne alte Sitte der Heirathen zwischen Prinzen und Gänsemägden, Prinzessinnen und Pferdeknechten, diese höchste sociale Hinterlassenschaft eines unvordenklichen Alterthums, so alt vielleicht wie das verlorene Paradies, zum ewigen Heil der Menschheit wieder in Schwang gekommen ist. Unabsehbare Wirkungen werden und müssen aus dieser Re-

volution hervorgehen, so wie sie nur einmal in dem harten zähen Holze unsrer zwar christlich-germanisch gewordenen, dabei aber etwas sehr alt- und uralemannisch gebliebenen Bauern zu leben, zu arbeiten und umzulaufen begonnen haben wird. Man kann über das Alles frei mit ihnen reden, wofern sie nämlich zum Hören oder Lesen zu bringen sind. Aber nur um so größer ist ja eben deshalb das Verdienst, so tief-rural-moralische Ideale hingestellt, so wahrhaft-national-romantische Stoffe aufgeschlossen zu haben. Darum öffne ihnen, Volksfreund, öffne ihnen weit die Gasse in das Dorf, und schilt den trägen Staat, daß er noch nicht daran gedacht hat, auch nur vorerst die Steuerwilligkeit der Landgemeinden, oder weil für diese Tugend auf andrem Wege schon gesorgt ist, zunächst wenigstens den Silbertrab ihrer Wittwen-, Waisen- und Armenvereinsthaler durch landsittenlehrmeisterliche Prämien aus mehrbelobtem Prägstock aufzumuntern.

Habe ich nun aber der Gerechtigkeit den schuldigen Zoll entrichtet, so mag die Freiheit, die im Reich der Geister herrschen soll, meine Fürsprecherin sein, wenn ich jetzt unumwunden beizufügen mich erkühne, daß es der didaktischen Ruralmoralromantik, bei aller Meisterschaft, nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten immer noch an etwas fehlt. Kunst ist es nicht was ich an ihr vermisse, o nein, sie gebietet über einen Kunstmechanismus, vor dem ich, classisch zu reden, omnem respectum habeo, das heißt, allen Respect habe, beides nämlich, buchstäblich und auch ein wenig figürlich. Der Herr Obermeister dieser unsrer großen und ehrsamen Zunft versteht schon, wie ich's meine, denn es ist ihm von alter Zeit her bekannt, wie ich zu reden pflege, bald laut, bald leise, wie es kommt und so stark oder so schwach ich's eben geben kann. Wir sind ja in unsern Gesellenjahren gut Freund gewesen, und er hat viel Liebes und Gutes an mir gethan, besonders indem er mich gleichfalls zur Meisterschaft erziehen wollte. Das eigentliche Kunstgeheimniß hat er mir zwar trotz vielen Bittens beharrlich vorenthalten; allein dem Menschen ist, wie Jeder von sich selber weiß, das Hemde näher als der Rock, und ich müßte nicht bei Troste sein,

wenn ich ihm darum grollen wollte. Was kann er dafür, daß seine Erziehung keine besseren Früchte getragen und daß die Zukunft jetzt ihn zu ihrem Sprecher erkoren hat?"

Aber amicus Socrates, amicus Plato, sed magis amica veritas. Damit will ich sagen, daß ich, bei allem Respect vor der Kunst, der Wahrheit die Ehre geben und mir eine Bemerkung erlauben muß, in den bekannten „zwei Worten", die ich dem Inhalt nach an die ganze Zunft, mich selbstverständlich mit eingerechnet, der Form nach aber und der Sitte gemäß, die in gebildeten Zunftversammlungen herrscht, an unsern hochgeehrten Vorstand zu richten mir die Ehre gebe."

Seit wieder einmal eine längst ersehnte Meisterhand das Zunftscepter so kräftig als gedeihlich schwingt, haben sich alsbald die unausbleiblichen Folgen jeder persönlichen Regierung — qui règne et qui gouverne — fühlbar hervorgethan, sofern Alles um den unveränderlichen Gedanken sich sammelte und sammelt, der an leitender Stelle herrscht. Hierin liegen Keime freudigsten Wachsthums, aber auch Keime von Gefahren und Verkümmerungen, und nach Kräften diese zu wenden, jene zu fördern, dazu eben habe ich das Wort ergriffen."

Sei es mir denn nunmehr gestattet, offen auszusprechen, was mir an dieser unsrer mehr und mehr und immer erfreulicher fortschreitenden Poesie des Volksunterrichts noch zu gebrechen scheint. Den Hauptnerv vermisse ich, nämlich eben den didaktischen selbst. Nicht daß er ihr gänzlich fehle, sage ich; das wäre eine schreiende Ungerechtigkeit; aber ich finde ihn nicht stark genug von ihr in Mitleidenschaft gezogen. Sie ist unterrichtend, ja! sie ist viel- und mehrseitig, gewiß! aber sie ist nicht didaktisch, nicht encyklopädisch genug — mit Einem Wort, sie ist nicht universell. Das muß anders werden. Man hat mit Glück begonnen, das Volk durch die Steuergesetzgebung zu einer wirthschaftlicheren Betriebsamkeit zu erziehen: sollte man nicht mit gleichem und noch besserem Erfolge durch Sonntagsschulromantik seine beschränkte Bildung nachbessern und neben Veredlung des Herzens auch

seinen Geist auf diejenige universelle Höhe, die ja von allen Seiten gewünscht und erstrebt wird, emporheben können? O ja gewiß und freilich, wir arbeiten ja Alle daran, und ich selbst habe so eben erst den Vorschlag — einer Erzielung des postulirten, in der angeregten Form jedoch noch einseitigen, Reformzweckes auf dem Wege der Prämienaustheilung — gemacht. Hieran reiht sich denn nun eine zweite Proposition, die ich sofort stelle, nämlich diese Prämien selbst zuvor noch durch größere Erweiterung nach der lehrhaften Seite hin in's unendliche zu vervollkommnen. Mein Antrag lautet daher, wie folgt:

Die Dorf-Kalender-Familien- oder Volksgeschichte muß eine Akademie werden, aber auch dieses nur als Vorschule zu weiteren Fortschritten — mit Einem Wort: ihre Gasse muß sich nach dem Universum öffnen!

Mit wenigen Strichen nur wage ich anzudeuten, was in dieser Richtung seit den letzten fünfzehn Jahren von uns Allen verabsäumt worden ist, was fortan geschehen soll und muß. Der Entwurf, den ich hier vorlege, mag statt meiner sprechen. Wenn ich denselben aber nach der doctrinellen Seite hin im tiefbegründeten Hoch- und Vollgenuß eines in den Thurmknopf der Unfehlbarkeit eingemauerten Selbstgefühls betone, so muß ich doch zugleich in vorurtheilsfreister Bescheidenheit nach der andern Seite wahrnehmen und bekennen, wie nachdrücklich Poesie und Kunst in diesem meinem Nachtstück nur durch ihre nahezu vollkommene Abwesenheit an sich erinnern. Indessen sollte es, denke ich, mir zum Vorstand gereichen, wenn ich befürwortend den Aufschluß folgen lasse, daß ich hier nicht schöngeistigen Belangen nachgestrebt, sondern meine Stoffe als rohgesägte Naturbretter zum Gestelle der gesuchten Volksbibliothek buchstäblich dem Leben entnommen habe, wie sie auf alemannischem Boden, einige Tagmärsche südlich vom Rayon der „Schwarzwälder Dorfgeschichten", gewachsen sind. Von dieser Seite gebe ich sie als bloße Materialien der unbeschränktesten Erschließung, Entfaltung und Benützung durch Meisterhände preis, mit ausdrücklichem

Beifügen jedoch, daß ich mein Verdienst, das nicht von mir entdeckte Gebiet durch allseitig culturfahnenschwenkende Erweiterung zu einem gedanklichen Californien aufgeriegelt zu haben, als unveräußerlichen Bisamknopf im Schatzkästlein meines geistigen Eigenthums verwahrt haben will.

Dieser kurzen, aber unerläßlichen Vorbemerkung schreite denn nun der angemeldete Entwurf auf den Fersen nach. Seine gedrängte Stammhaftigkeit legt sich in 25 Zweigen, Bretterabschnitten oder Capiteln aus einander, die ich der Raumersparniß halber mit unsern volksthümlichen arabischen Ziffern bezeichnen will:

1. Ein alter Feudalbauer, seine Söhne Nazi und Peter, nebst der Base Frenz, sind mit Honigauslassen beschäftigt. Idyll im Daphnis- und Chloe-Geschmack der von Theokrit, Longus, Geßner u. A. aufgeschlossenen nationalen Stoffe. Eine städtische Doctors- und Professorsfamilie erscheint zu Besuch und vertilgt einen fabelhaften Vorrath von Wabenhonig, worauf sie sich ohne Umstände wieder empfiehlt. Die geretteten Waben werden nach ausgelassenem Honig noch besonders ausgesotten und das Wasser davon abgegossen, um im Zustande der Gährung getrunken zu werden. Hiebei führt sich der Schulmeister ein, erhält gleichfalls ein Glas und beginnt durch einen einleitenden Vortrag über gährende Getränke, Brennereien im Allgemeinen, große und kleine Brenner, Branntweinsteuer, Branntweintyphus, amerikanische Temperenzbewegungen und verwandte Gegenstände, sein Dasein zu rechtfertigen.

2. Frenz lenkt den Schulmeister durch ein zweites Glas auf den zunächst zu verarbeitenden Stoff zurück. Er verbreitet sich über das Staatsleben der Bienen und macht Excurse in das Gebiet der höheren Politik. Die politischen Meinungen in der Gesellschaft schattiren sich: der Alte ist seiner Stellung gemäß Absolutist, Nazi als Majoratserbe conservativ, Frenz als gutes Ding und armes Mädchen liberal, Peter als jüngerer Sohn ultraradical mit „Nix Pardon". Der Schulmeister nimmt eine nach allen Seiten vermittelnde Stellung ein.

3. Der gährende Trank beginnt zu wirken. Peters Schattirung nimmt zu, die andern Farben beginnen sich der seinigen gegenüber zu verschmelzen. Der Alte thut seinen Leibfluch. Ueber das Fluchen einerseits vom moralisch-socialen, andererseits vom sprachlichen und mundartlichen Standpunkte. Peter scheidet unfreiwillig aus der Gesellschaft. Ueber Tumulte im Allgemeinen, insbesondere aber mit Beziehung auf die idyllische Poesie. Woran es dem deutschen Tumult im Allgemeinen und Besondern fehlt.

4. Nachdem sich die Gegensätze in der Exposition ausgesprochen haben, werden die Charaktere, vornehmlich die des Alten und seines zweiten Sohnes, entwicklungsmäßig dargelegt. Jener hat Diesem einmal in früheren Jahren eine unvorsichtige Ohrfeige „hingeschlagen", wodurch der Junge etwas „hintersinnig" geworden ist. Der Gedanke an diese That furcht dem Vater das Gesicht und nagt ihm am Herzen, so daß er vor heimlichem stillen Jammer seinen Peter nicht mehr „schmecken" kann.

5. Feudaler Volksfamilienrath über den Peter, zu welcher Berathung der Schulmeister beigezogen wird. Votum des Alten: Peter ein Taugenichts. Votum des Nazi: dem des Alten conform, mit unbewußter Hinneigung zu feudal-brüderlich-fruchtlosen Franz v. Moor'schen Milderungsgründen. Votum der Frenz: unklar angedeutetes geheimes Leid abseiten Peters, worüber sie sich als „dumme Gans", wie sie sagt, ohne hierin bei den Andern einen Widerspruch zu finden, nicht näher auslassen will. Votum des Schulmeisters: ein in der Entwicklung gestörtes peterliches Exanthem, und zwar höchst wahrscheinlich zurückgetretene Krätze.

6. Peter trinkt einen Rausch. Geschichte des deutschen Wirthshauslebens älterer Zeit, theilweise noch in abgelegeneren Kreisen der Gegenwart localisirt. Das deutsche Wirthhaus des Erasmus von Rotterdam, in welchem auch Sir Walter Scott auf der Reise zu Herzog Karl dem Kühnen von Burgund sein Einlager gehalten, mit der nothwendigen Berichtigung jedoch, daß keine bessere Herberge des echten süddeutschen Mittelalters ein heimliches Vehmgericht mit Versenkung besessen hat.

7. Eine Katze stiehlt einen Schinken und entflieht mit ihm unter das Dach. Peter, Frenz und Nazi verfolgen sie. Kunstgrifflich-tendenziöse Beschreibung eines Bauernhauses, dessen Bauart so eingerichtet ist, daß der Rauch, ob nach neuerer Construktion mit oder nach älterer ohne Schornstein, alle oberen Räume durchziehen kann. Das conservative Princip in der Architectur. Peter geht ab. Nazi und Frenz fangen in der Vogelperspective des Feudalhofes eine Liebschaft an.

8. Peter trinkt einen Rausch. Ueber die Weinerzeugung in den deutschen Bundesstaaten und über das Umgeld. Der Zollverein, seine Gegenwart und — nach Oestreichs Beitritt — seine Zukunft.

9. Peters Unzufriedenheit mit dem Bestehenden führt zu einer Wirthshausprügelei. Er wird auf einige Zeit zur Haus- und Feldarbeit untüchtig. Ueber die Zustände der Landchirurgie.

10. Peter wird vom Amt eingesperrt. Ueber die Amtsgewalt und ihre Grenzen.

11. Häusliche Folgen dieser Einsperrung. Der Schulmeister bemüht sich, der Familie das fehlende Mitglied durch Vorträge über Landwirthschaft, nationalökonomische Raubsysteme und landwirthschaftliche Wandervereine zu ersetzen.

12. Von der Arbeit überhaupt. Feierabende.

13. Peter wird aus dem Gefängniß entlassen. Aufnahme zu Hause. Die Gegensätze steigern sich. Er verlangt eine Ausstattung, um nach Algier zu gehen. Abgelehnt.

14. Peter trinkt einen Rausch und fällt von der Leiter. Ueber das Turnwesen. Die Turnfeste und die deutschen Regierungen im Vor- und Nachmärz. Fortschritt zur schwedischen Heilgymnastik.

15. Weinlese. Peter bekommt einen Weinwagen zu führen. Das Frachtfuhrwesen und die Eisenbahnen, oder Weile mit Eile und Eile mit Weile. Der südwestdeutschen Regierungen und des oceanischen Telegraphenkabels Anschlüsse und Isolirungen.

16. Peter trinkt keinen Rausch, wirft aber seinen Wein-

wagen um. Der Alte schießt nach ihm, trifft ihn aber nicht. Peter verschwindet aus der Dorfgeschichte.

17. Die Liebschaft zwischen Nazi und Frenz nimmt ein Ende mit einer vorsichtigen Ohrfeige von Seiten des alten Feudalbauern, welche die Köpfe ganz läßt und nur die Herzen bricht. Ueber das Kiltgehen. Ueber Natur und Sitte. Ueber die Volkslieder. Ueber Liederkränze und Liederfeste.

18. Nazi heirathet zur Zufriedenheit des Alten eine Erbin. Idyllische Beschreibung der Hochzeit, wobei Frenz Brautjungfer ist.

19. Vorträge des Schulmeisters über Ehe und Liebe in den verschiedenen Perioden der Menschheit. Gemischte Ehe. Civilehe. Staat und Kirche. Concordat.

20. Winterabende. Vermuthungen über die Richtung von Peters Verschwinden. Alle vereinigen sich dahin, daß der verlorene Sohn in Algier sei. Dazwischen häuslich-idyllische Scenen, Schinken und Räucherungsapparate im Großen, welche teleologisch-technisch in Bewegung gesetzt werden, um die Aufmerksamkeit des Lesers wiederholt auf die Bauart des Hauses hinzulenken.

21. Der Schulmeister gibt unterhaltende Belehrungen über Abd-El-Kader in seinen Heimathjahren, in Frankreich und Brussa, über Bugeaud's Militärcolonialsystem und über die seitherigen Freuden und Leiden der algerischen Colonie bis zu den Reformplanen des Prinzen Napoleon v. B. Geschichte anderer neuerer Colonieen. Colonisation oberschwäbischer Lehenshöfe durch schwarzwäldische Theilgemeinden. Colonialwesen im Alterthum und Mittelalter. Zugewandte Orte. Die Reichscolonie Stuttgart unter der Regierung der Reichsstadt Eßlingen, romantische Ulrichshöhle von Anno 1312, bei dem Geschichtschreiber Sattler in den Beilagen. Geschichte Möhringens auf den Fildern, von Conrector Dr. Karl Pfaff, — eine Dorfgeschichte im wahren Sinn des Worts, nämlich historische Denkwürdigkeiten einer alten, vormals leibeigenen Dorfschaft, von einem anerkannten Geschichtschreiber bearbeitet, und zwar auf den Wunsch der Gemeinde selbst, die Sinn für ihre Geschichte hat.

22. Der in die Weltgeschichte dahingeschwundene Peter lebt fort in der frenzlichen Seelenwelt. Der Nachtseite dieser Welt entsteigt ein Baum eigensten Gewächses, Grundes und Bodens, daran ein vergoldeter Apfel hängt. Frenz pflückt ihn und findet in seinem Innern unzählige andere hölzerne Aepfel, immer einen im andern, im innersten aber einen Brief, darin geschrieben steht, der Peter sei Kaiser von Marokko geworden. Ein Mondregenbogen spannt sich über ihre nächtliche Seelenlandschaft aus. In seiner Beleuchtung erblickt man zu Füßen des Baumes einen einsamen selbstbeschaulichen Grashalm mit zahllosen Seiten voll naturphilosophischer Gefühle und Betrachtungen, und nicht weit davon das Leben eines Ameisenfamilienvolks, ein Stillleben, welches durch das Vorüberschweben eines verklärten Hirschkäfers, weiland Hornschröters, nicht sowohl unterbrochen als vielmehr nur sanft bewegt und leise gehoben wird.

23. Frenz erzählt ihren Traum. Der Schulmeister gibt belehrende Unterhaltungen über das Kaiserreich Marokko, von statistisch-topographischem, maritimem und nasologischem Standpunkt, nicht ohne auf letzterem mit dem Behagen eines Aristoteles zu verweilen, der von seinem Alexander mindestens einen Centner Schnupftabak erwartet. Der orientalische Krieg bricht aus*) und setzt die Familie, wie das übrige Europa, in morgen- und abendstündliche Confusion, am meisten jedoch das christliche Herz der Frenz und die nordostmächtliche Nase des Schulmeisters, welche beide nicht mit Marokko brechen können.

24. Ein Doctor und ein Professor bewegen sich, auf einer Frühlingsreise begriffen, vom nächsten Bahnhof nach dem Schauplatz der Erzählung hin, in lebhaftem Gespräche über das Verhältniß zwischen Kartoffelkrankheit und Volksschriftenliteratur. Der alte Lehnsbauer muß ihnen einen Tisch und zween Stühle nebst den erforderlichen Erfrischungen in die

*) Man verzeihe den kleinen poetischen Zeitfehler mit Rücksicht auf die anerkennenswerthe Tendenz, den Strom der Belehrung ununterbrochen fließen zu lassen.

schöne Natur stellen lassen. Fortsetzung des Gesprächs, vielfach durch Hammerschläge vom Dache, welches reparirt wird, gestört. Ein rheinländischer Hausfreund gesellt sich zu ihnen, der die Unterredung von neuem belebt. Urkalender von 1811. Hof- und Staatskalender bis 1840. Volkskalender, durch Holzschnitte verstärkt, fortschreitend bis 1848. Familienkalender auf 1858, Volkskalender auf 1859, durch Illustrationen gemäßigt. Libriationen dieses Kalenders.

25. Das Gespräch wird plötzlich durch einen Verwunderungsruf des Zimmermanns vom Dache, durch ein starkes Gepolter im Hause und ein gellendes Weibergeschrei aus der Küche abgeschnitten. Die beiden Freunde lassen den Hausfreund zurück und eilen hinein. Der Knoten löst sich. Der Zimmermann hat unter dem Dach in der mehrfach vorausmotivirten Finsterniß einen Strick, woran ein schwerer Gegenstand, entdeckt und durchhauen, worauf der Gegenstand unversehens inmitten des Küchenpersonals am häuslichen Herd erschienen ist und sich als Peter aus der Fremde, der jedoch den ganzen Winter dem Rauche seines Heimwesens nahe war, zu erkennen gegeben hat*). Furchtbare Folgen dieser Katastrophe. Frenz will in Ohnmacht fallen, wirft sich aber wahnwitzig lachend in die Arme eines eben eintretenden Franciscanermönchs, der aus Schrecken hierüber zur Barfüßernonne wird. Der Alte will sich bekehren und begehrt nach einem Spinozistenkloster. Nazi „hintersinnet" sich gleichfalls, hält nicht nur seine Frau, sondern auch sich selbst für eine Kuh und will dem Doctor Impfgift zur Heilung des Todten aufdringen. Doctor und Professor salviren sich aus dem verrückt gewordenen Hause und nehmen den geräucherten Peter mit, gerathen aber unterwegs in einen heftigen Tendenzstreit über die Frage, was mit der Mumie zu beginnen sei. Der Doctor will sie mit Gewalt seciren, der Professor entreißt sie ihm. Rasende Verfolgung und Flucht. Der Professor entkommt, stürzt aber unaufhaltsam durch die Lande fort und fort, von Landschaftsbildern zu See- und Flußgemälden weiter, endlich

*) Streng historisch!

durch Cactusgehege, Kautschukbaumalleen, Bambusstauden, staubigen Palmenwald, blühenden Reps, frischgrünes Waizenfeld, das der schneeweiße Ibis bevölkert, durch Ueberschwemmungslachen zuletzt und tiefen Wüstensand, unter einem ewig wolkenlosen Himmel, an dem schon der Kanopus leuchtet, gerade auf die Pyramiden los*), lehnt oder knüpft vielmehr an die höchste von ihnen seine Reisegenossin, die Mumie, an, studirt eine Weile die älteste, einfachste und vollständigste Dorfgeschichte, die ägyptische, bestehend aus photographisch treu gemalten Abbildungen nationaler Stoffe und Verrichtungen in Haus und Feld, klettert hierauf an der Pyramide empor, berundschaut sich die dunkle Geschichte der frühsten Colonisation des Delta, läßt ein Blatt, worauf eine urculturhistorische Novelle, niedersäuseln und schwingt sich endschließlich von der Zeituhr, die ihm nur noch leise und unbestimmt nachschlägt, in die Urzeit auf. Geheimnisse der Entstehung von Stadt und Land, Land und Meer, Fluth und Ebbe, Tag und Nacht, Thier und Pflanze, Baum und Blatt, Mein und Dein, Kind und Kegel. Blick in's All.

*) Vgl. Geschichte der Kunst in ihrem Entwicklungsgang durch alle Völker der alten Welt hindurch, auf dem Boden der Ortskunde nachgewiesen von Jul. Braun, 1. Band, S. 1, 13, 14 ff.

BOUND BY
THE
J.E. BRYANT COMPANY
LTD
TORONTO.